

Heinz-Jürgen Voß (Hg.)

Westberlin – ein sexuelles Porträt



Psychosozial-Verlag

Heinz-Jürgen Voß (Hg.)
Westberlin – ein sexuelles Porträt

Die Reihe ANGEWANDTE SEXUALWISSENSCHAFT sucht den Dialog: Sie ist interdisziplinär angelegt und zielt insbesondere auf die Verbindung von Theorie und Praxis. Vertreter_innen aus wissenschaftlichen Institutionen und aus Praxisprojekten wie Beratungsstellen und Selbstorganisationen kommen auf Augenhöhe miteinander ins Gespräch. Auf diese Weise sollen die bisher oft langwierigen Transferprozesse verringert werden, durch die praktische Erfahrungen erst spät in wissenschaftlichen Institutionen Eingang finden. Gleichzeitig kann die Wissenschaft so zur Fundierung und Kontextualisierung neuer Konzepte beitragen.

Der Reihe liegt ein positives Verständnis von Sexualität zugrunde. Der Fokus liegt auf der Frage, wie ein selbstbestimmter und wertschätzender Umgang mit Geschlecht und Sexualität in der Gesellschaft gefördert werden kann. Sexualität wird dabei in ihrer Eingebundenheit in gesellschaftliche Zusammenhänge betrachtet: In der modernen bürgerlichen Gesellschaft ist sie ein Lebensbereich, in dem sich Geschlechter-, Klassen- und rassistische Verhältnisse sowie weltanschauliche Vorgaben – oft konflikthaft – verschränken. Zugleich erfolgen hier Aushandlungen über die offene und Vielfalt akzeptierende Fortentwicklung der Gesellschaft.

BAND 30
ANGEWANDTE SEXUALWISSENSCHAFT

Herausgegeben von Maika Böhm, Harald Stumpe,
Heinz-Jürgen Voß und Konrad Weller
Institut für Angewandte Sexualwissenschaft
an der Hochschule Merseburg

Heinz-Jürgen Voß (Hg.)

Westberlin – ein sexuelles Porträt

Mit Beiträgen von Gülşen Aktaş, Bilbo Calvez,
Gérôme Castell, Jayne County, Danielle de Picciotto,
Nora Eckert, Egmont Fassbinder, Carolyn Gammon,
Cihangir Gümüştürkmen, Peter Hedenström,
Manfred Herzer-Wigglesworth, İpek İpekçioğlu,
Susann Kaiser, Manuela Kay, Wilfried Laule,
Katharina Oguntöye, Jayrôme C. Robinet,
Dieter Telge und Koray Yılmaz-Günay

Psychozial-Verlag

Die Open-Access-Publikation wurde durch eine Förderung des Bundesministerium für Bildung und Forschung ermöglicht.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 3.0 DE Lizenz (CC BY-NC-ND 3.0 DE). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung und unveränderte Weitergabe, verbietet jedoch die Bearbeitung und kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen finden Sie unter:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>



Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2021 Psychosozial-Verlag GmbH & Co KG, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Kurt Schwitters, *Merzbild mit Regenbogen*, 1920–1939

Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-3108-2 (Print)

ISBN 978-3-8379-7785-1 (E-Book-PDF)

ISSN 2367-2420 (Print)

<https://doi.org/10.30820/9783837977851>

Inhalt

Einleitung	7
Geschlecht und Sexualität im Grenzbereich <i>Heinz-Jürgen Voß</i>	

Eröffnungen

Warten auf die erste U-Bahn	27
<i>Manuela Kay</i>	

Raus aus dem Schrank und rein in die Straßen	37
<i>Peter Hedenström</i>	

»Ich habe über die türkische Community die Genderreisen schon mitbekommen, als es in Deutschland noch gar kein Thema war.«	45
<i>İpek İpekçioğlu im Gespräch</i>	

Bildstrecke: Aktivismus 1972 – 1973 – 1979	59
---	----

Kunst – Kultur – Politik

Dykes im Kopfsteinpflaster-Kreuzberg	77
<i>Carolyn Gammon im Gespräch mit Katharina Oguntoye, Redaktion: Susann Kaiser</i>	

Frauenbewegt in Berlin	93
<i>Gülşen Aktaş im Gespräch</i>	

Aus den Erinnerungen einer Süd-Neuköllner Tunte	103
<i>Manfred Herzer-Wigglesworth</i>	

Meine schwul-bewegten Jahre	127
<i>Wilfried Laule</i>	
»Es hat mehr als eines Mannes bedurft, um Shanghai Lily zu werden.«	153
<i>Egmont Fassbinder im Gespräch</i>	
HIV und Aids in Westberlin	165
<i>Dieter Telge</i>	
Ein Westberlin-Märchen	181
<i>Koray Yilmaz-Günay</i>	
Geniale Geneal(l)ogie: meine Spoken-Word-Vorfahr*innen	187
<i>Jayrôme C. Robinet</i>	
 <i>Geschlechterräume</i>	
Hungrig nach Wirklichkeit – meine hedonistischen 70er Jahre	207
<i>Erinnerungen einer Transfrau</i>	
<i>Nora Eckert</i>	
Die Mädels der Mauerstadt	243
<i>Jayne County</i>	
»Es gibt doch nichts Göttlicheres, als Berlinerinnen zu sein.«	259
<i>Gérôme Castell im Gespräch</i>	
»Ich habe gedacht: Rassismus ist vorbei. Homophobie ist vorbei. Klassismus ist vorbei. Das ist Berlin.«	277
<i>Bilbo Calvez im Gespräch</i>	
Ein sexuelles Porträt?	295
<i>Cihangir Gümüştürkmen</i>	
»Diese ganzen Gender-Sachen waren irgendwie aufgelöst.«	309
<i>Danielle de Picciotto im Gespräch</i>	

Einleitung

Geschlecht und Sexualität im Grenzbereich

Heinz-Jürgen Voß

Einen Band über Westberlin – oder West-Berlin, selbst das wäre eine Debatte wert – zu machen, ist kein so einfaches Unterfangen. Das trifft einmal mehr zu, wenn es um die aktuell gesellschaftlich aufgeladenen Themen »Geschlecht« und »Sexualität« geht. Es gilt verschiedene Perspektiven ausgewogen zur Geltung und miteinander ins Gespräch zu bringen. Das konkrete Leben soll gewürdigt werden, politische Kämpfe und Diskussionen sollen gleichwohl nicht zu kurz kommen – sie haben, oft notgedrungen, das Leben der Akteur*innen geprägt. Nachdem sich die rechtlichen Bedrängungen in Westdeutschland und Westberlin lockerten und Engagierte ein lesbisches und schwules – teils auch geschlechtlich offenes – (sub-)kulturelles Leben etabliert hatten, kam Aids. Es führte zu neuerlichen Gefahren für Menschen, die nicht der gesellschaftlichen Norm entsprachen, und prägte die persönlichen Erfahrungen. Auch hier waren Engagierte notwendig, um »Scharfmachern« wie Peter Gauweiler und Horst Seehofer zu widersprechen und Selbsthilfe- und Unterstützungsstrukturen aufzubauen.

Für »queere« – und straighte – Leute mit Migrationshintergrund kamen weitere Bedrückungen hinzu: Aufbauend auf diskriminierenden Regelungen für »Ausländer« in Westdeutschland und Westberlin seit 1973 (z. B. Absenkung des Kindergeldes für »ausländische« Kinder, 1975; Reduzierung der Schulpflicht für »ausländische« Kinder im Berliner Schulrecht, 1980), nahmen die besonders scharfen Nachzugsregelungen für Gastarbeiter*innen (und »Ausländer*innen« insgesamt) mit dem »Ausländererlass« 1981 (mit Bezug zum damaligen Innensenator Heinrich Lummer [CDU] auch als »Lummer-Erlass« bekannt) in Westberlin ihren Ausgangspunkt – und wurden später von der Bundesregierung auch für die Länder Westdeutschlands empfohlen. Verbunden mit dem »Ausländererlass« war zudem eine Regelung, die für Kinder von »Ausländern«

vorsah, dass sie mit Erreichen des 18. Lebensjahrs Westberlin und Westdeutschland verlassen sollten (vgl. Uçar, 1982).

Trotz der staatlichen und gesellschaftlichen Bedrohungen finden sich in den Beschreibungen, die im Band zusammenkommen, so viele lustvolle Momente und betonen die Beitragenden Möglichkeiten – die karge Stadt Westberlin, die Menschen anzog, die Alternativen suchten, die sich auch geschlechtlich und/oder sexuell ausprobierten und sich Möglichkeitsräume eröffneten. Im Folgenden wird entlang zweier Emanzipationsgeschichten, die verschiedene Fokusse setzen, in die lebendigen Erzählungen eingeführt.

Eine erste Westberliner Emanzipationsgeschichte

Wenn man an Geschlecht und Sexualität in Westberlin denkt, könnte man zuerst auf Zeki Müren, Bülent Ersoy und Hatay Engin kommen, so wie es İpek İpekçiöğlü tut, die eine international bekannte Berliner DJ ist und zu dem hier vorliegenden Band beigetragen hat. Auch der Publizist und Aktivist Koray Yılmaz-Günay nennt sogleich die queeren »Ikonen« Zeki Müren und Bülent Ersoy. Hatay Engin legt auch heute auf, etwa im *Südblock* und im *Queer Gazino* in Neukölln. »Im Rückblick auf die Musikgeschichte in der Türkei haben »Gazinos« queeren Individuen die Möglichkeit gegeben, sich auszudrücken« (Renk Magazin, 2019). Sie gehörten seit den 1930er Jahren in der Türkei zu den »wichtigsten Orte[n], an denen viele queere Künstler neben nicht-queeren Künstlern auftreten konnten«, heißt es in der Selbstdarstellung der Neuköllner Location, mit Verweis auf das eigene Angebot von Essen, Alkohol und Livemusik, zugänglich für ein Publikum »mit unterschiedlichem sozioökonomischen Hintergrund« (ebd.). Zeki Müren (1931–1996) und Bülent Ersoy (*1952) gehören zu den queeren Wegbereiter*innen – nicht nur in der Türkei. İpek İpekçiöğlü schreibt:

»Perception of Westberlin. Bülent Ersoy war gerade da, im Krankenhaus. Da habe ich sie einmal besucht, also meine Mutter hat sie mit mir besucht. Oder Hatay Engin, Berliner Pendant zu Zeki Müren. Damals war der »Türkische Basar« im Hochbahnhof Bülowstraße. Da habe ich die ersten Belly Dance machenden Männer gesehen. In Berlin, in Westberlin, habe ich über die türkische Community die *Genderreisen* schon mitbekommen. Das waren die wichtigen Personen der türkischen ersten und zweiten Generation. Also

wir haben damals schon Transgender-Personen gekannt, als es in Deutschland noch gar kein Thema war. Und wir haben schon mit dieser *Genderfluidness* gelebt. Was es heute im Vergleich zu früher einfacher macht, ist, dass wir heute mehr Begriffe haben, um etwas zu beschreiben, wie *Genderfluidness*.«

Zeki Müren und Bülent Ersoy – und dann ebenso Hatay Engin – sind queere Ikonen für türkeistämmige Westberliner Queers. Und nicht nur für die. Die »türkische[n] Diven« (ORF, 2017) waren (und sind) gefeiert: Als Zeki Müren 1996 starb, kamen zehntausende Menschen zur Beerdigung. Müren galt als »Sonne der Kunst« (»Sanat Günepi«), die nun »untergegangen« war, wie das türkische staatliche Fernsehen zur Beerdigung einblendete (vgl. ebd.) und Hatay Engin im Interview mit der *taz* beschreibt (*taz*, 1996). Während sich Müren zu seiner Homosexualität nicht äußerte, sondern, sofern er auf seine »betont feminine Kleidung angesprochen wurde, antwortete [...], dass Künstler viele Farben zu tragen pflegen« (ORF, 2017), war Bülent Ersoy als Schwuler out, bevor sie sich 1980 geschlechtsangleichenden Eingriffen unterzog. Als sie bei einem Konzert, auf Aufforderung des Publikums, die Bluse öffnete und ihre hormonbehandelten Brüste zeigte, wurde sie von der türkischen Staatsanwaltschaft – unter dem sich 1980 an die Macht geputschten Militärregime – zu 48 Tagen Freiheitsstrafe und sieben Jahren Auftrittsverbot verurteilt. Vorübergehend ging sie ins Exil nach Westdeutschland. Im Jahr 2008 kam sie erneut vor Gericht, weil sie in der Castingshow *Popstar Alaturka* den türkischen Militäreinmarsch im Nordirak kritisiert hatte: Sie »würde ihren Sohn, wenn sie denn einen hätte, >niemals in diesen Krieg, der von anderen am Schreibtisch ausgeheckt wird, schicken««, auf die Einlassung einer Co-Jurorin hin, die einen Märtyrerkult beschwor, setzte Ersoy fort: »Immer dasselbe Gerede. Die Kinder sterben, Tränen, Trauer, Beerdigungen ... und dann immer diese Klischees« (Heise.de, 2008).

Yener Bayramğlu hebt in seiner vorzüglichen Untersuchung *Queere (Un-)Sichtbarkeiten* (2018) im Vergleich der deutschen *Bild*-Zeitung und der türkischen *Hürriyet* hervor, wie bedeutsam konkrete Ereignisse sind. Trans* wurde in der *Hürriyet* und unter türkeistämmigen Personen breit Thema, eben durch die Geschlechtsangleichung des türkischen Popstars Bülent Ersoy. In der *Bild*-Zeitung blieb Trans* hingegen so randständig, dass die Zahl der Beiträge nicht für eine inhaltliche Auswertung ausreichte. Auch der Militärputsch 1980 in der Türkei habe so bemerkenswerte Auswirkungen gehabt: »In paradoxer Weise führte die politische Atmosphäre

des Militarismus zu einem Diskurs über Sexualität, in dem in der medialen Öffentlichkeit zum ersten Mal offen über Themen wie Homosexualität sowie Geschlechtsangleichungen gesprochen wurde« (Bayramoğlu, 2018, S. 51).

Zeki Müren, Bülent Ersoy und Hatay Engin wirken breit in der türkeistämmigen Community. Und so ist »Kiez-Größe« Richard Stein (*Südblock, Möbel Olfe*) noch immer davon beeindruckt, welch breites Publikum Hatay Engin bei aktuellen Veranstaltungen anspricht: »Wenn ich diese coole Mischung sehe, frage ich mich immer wieder, wie macht Hatay das bloß?« (tip, 2012).

Der Weg dorthin war nicht einfach, wenn man auf die Migrationsbedingungen der türkeistämmigen Bevölkerung in Westberlin sieht. Durch das Anwerbeabkommen Westdeutschlands mit der Türkei kamen zwischen 1961 und 1966 rund 6.000 Gastarbeiter*innen aus der Türkei nach Westberlin. Zunächst handelte es sich insbesondere um Frauen. Die Lebensbedingungen waren schlecht: Die Wohnheime, in denen die Gastarbeiter*innen untergebracht wurden, waren schlecht ausgestattet und überbelegt. Durch die für die Einreise notwendige Arbeitsverpflichtung – oft zur Doppelschicht – bestanden kaum zeitliche Kapazitäten, um Deutsch zu lernen (vgl. Voß & Wolter, 2013, S. 119–133). Das war auch nicht vorgesehen – da das Anwerben noch darauf ausgerichtet war, dass die Angeworbenen nur einige Jahre bleiben sollten. Die Unternehmen sollten sich auf ein »Rotationsprinzip« verpflichten – nach einiger Zeit hätten Arbeitskräfte in die Türkei zurückgeschickt und durch neue ersetzt werden sollen. Das erwies sich aber als schlecht praktikabel und unwirtschaftlich, weil stetig neue Arbeitskräfte hätten angelernt werden müssen. Entsprechend verlängerten die Unternehmen lieber die bestehenden Verträge (vgl. Uçar, 1982; Greve & Çınar, 1998).

Die Angeworbenen gründeten Familien und suchten sich Wohnungen – billige, meist in sanierungsbedürftigen Gebieten wie Kreuzberg und Wedding gelegen. Durch die steigende Zahl von Gastarbeiter*innen – bis Dezember 1973 war die Zahl der Gastarbeiter*innen in Westberlin auf etwa 140.000 Personen angewachsen, darunter 79.000 türkeistämmige (Greve & Çınar, 1998, S. 16f.; vgl. Uçar, 1975, 1982, S. 4) – bildete sich nach und nach ein eigenes Stadtleben mit auch kleinen türkischen Geschäften heraus. Die Aktivitäten des Westberliner Senats zielten damals noch nicht auf eine Förderung des Kennenlernens der deutsch- und türkeistämmigen Bevölkerung. Vielmehr wurden etwa in Schulen spezifische

»Migrantenklassen« geschaffen. 1975 verhängte der Senat einen »Zuzugsstopp für Ausländer« für Bezirke, in denen der »Ausländeranteil« bei zwölf Prozent lag, was Kreuzberg, Wedding und Tiergarten betraf (vgl. Uçar, 1982; Greve & Çınar, 1998; Funke, 2003). Der Militärputsch in der Türkei 1980 – wie schon der 1971 – führte dazu, dass zu den Wirtschaftsmigrant*innen in größerem Maß politische Migrant*innen kamen, die in der Bundesrepublik Asyl beantragten. Auch von ihnen kamen einige nach Westberlin. Nach und nach entstanden erste kulturelle und politische Vereine. Erst 1989, nach dem Fall der Berliner Mauer, wurde der »Zuzugsstopp für Ausländer« in den Berliner Bezirken aufgehoben (vgl. Greve & Çınar, 1998).

Weitere Beschränkungen nahmen im Westberliner Senat ihren Ausgangspunkt und galten dann als Vorbild für Empfehlungen der Bundesregierung an die Bundesländer. So wurde 1980 im Berliner Schulrecht die Schulpflicht für »ausländische« Kinder reduziert. Ende 1981 wurde in Westberlin, als »erste schwere rechtliche Maßnahme zur Einschränkung [...] in der Bundesrepublik« (Uçar, 1982, S. XVIII), der Nachzug von Angehörigen – Kindern und Ehegatten – massiv beschränkt. Der »Lummer-Erlass« sah weiter vor, »daß die Kinder ausländischer Familien in der Regel ausgewiesen werden, wenn sie 18 Jahre alt geworden sind« (ebd., S. XIX). Massive Proteste waren die Folge.¹

Zu den restriktiven staatlichen Regelungen und den schlechten Wohn- und Lebensbedingungen, die sich in wirtschaftlichen Krisen besonders verschlechterten – in der Rezession von 1967 verloren 30 Prozent der Arbeitsmigrant*innen ihren Arbeitsplatz, sodass die meisten von ihnen gezwungen waren, die Bundesrepublik zu verlassen; 1975 waren sie viermal so stark von Kündigungen betroffen wie einheimische deutsche Arbeitneh-

1 Die Proteste gegen den »Ausländererlass« von Innensenator Heinrich Lummer sind gut dokumentiert, etwa durch die digitale Fotosammlung »Jürgen Henschel (1959–1991)« im FHXB Museums (<https://fhxb-museum.de>). In der Tagespresse in West und Ost gab es vielfältige Reaktionen. Auch in der Folge trieb Lummer Regelungen gegen Migrant*innen voran. Im Interview mit dem Spiegel unterstrich er 1984 seine Haltung und rechtfertigte seine früheren Aussagen, unter anderem: »Hier bin ich nicht mehr in meiner Heimat, sondern die haben sie mir in einer ganz bestimmten Weise geklaut. Die ganze Umgebung ist ihm fremd geworden. Das fängt beim Geruch an und geht bis zur Straße« (Spiegel, 1984). Nach stetig deutlicheren rechtsextremen Verbindungen publizierte er 1999 im rechtsextremen Hohenrain-Verlag das Buch *Deutschland soll deutsch bleiben*.

mer*innen (Ha, 2012, S. 70f.) –, kamen stete Erfahrungen mit Alltagsrassismus. Eine Betroffene berichtet 1985:

»Wir sind also nach Berlin und haben da in einem Zimmer bei einer Freundin vorübergehend gewohnt. Als ich dann angerufen habe wegen einer Wohnung, war immer gleich die erste Frage: »Was für eine Nationalität haben Sie?« und ich sagte dann: Türkin. »Es gibt keine Wohnung«. Dann mußte ich sagen: ich bin mit einem Deutschen verheiratet! »Ach ja, dann soll ihr Mann kommen, oder ihr Mann soll anrufen!«. Ich bin kein Mensch. Mein Mann ist ein Mensch, weil er ein Deutscher ist [...] und ich gehöre auch dazu, bin [...] so ... ein halber Mensch. [...] Auf der Straße habe ich mich nicht wohlgefühlt. Ich bin auf Wohnungssuche gegangen, habe die eleganteste Kleidung angezogen, bin mit einem Taxi hingefahren, bemüht zu zeigen, daß ich ja nicht eine solche Türkin bin, oder überhaupt so eine Ausländerin. Wie konnte ich überhaupt so etwas tun??« (in Bargan et al., 1985, S. 55ff.)

Frauen als relative Wesen ihres Ehemannes: Männerdominanz, wie sie die deutsche und die türkische Gesellschaft kennzeichnet – wir erinnern uns: bis 1977 hatte der Ehemann in der Bundesrepublik und Westberlin das Recht, den Job der Ehefrau zu kündigen, falls sie »den Haushalt vernachlässigte« –, wurde auf diese Weise auch in Bezug auf Migrant*innen zementiert. Die Arbeitslosigkeit, von der Migrant*innen eher als einheimische deutsche Arbeitskräfte betroffen waren, konnte ebenfalls Geschlechterverhältnisse restaurieren. Aber, wie stets, sind die individuellen familiären Verhältnisse entscheidend und konnten sich auch »Geschlechterrollen« verflüssigen, wie aus Koray Yılmaz-Günays biografischer Beschreibung deutlich wird. Gülşen Aktaş war von Anfang an – sie selbst kam 1979 in die Bundesrepublik, zunächst nach Frankfurt, dann nach Westberlin – feministisches Streiten sehr wichtig:

»Ich war [in Frankfurt] in einer internationalen Frauengruppe mit kurdischen Frauen, iranischen und deutschen. Und als ich nach Westberlin kam, bin ich als Erstes in eine Frauengruppe gegangen. Ich bin matriarchalisch erzogen, ich brauche Frauen um mich herum. Also gehe ich ins Frauenzentrum in der Stresemannstraße [...]. Und da habe ich auch Dagmar (Schultz)²

2 Dagmar Schultz ist eine feministisch engagierte Autorin, Dozentin, Filmemacherin, Verlegerin und Fotografin. Informationen: <http://dagmarschultz.com/> (06.05.2021).

kennengelernt. In die Frauenbewegung und dann in den *Schabbeskreis* habe ich mich eingebracht. Es waren sehr prägende Jahre. Wir haben uns jeden Freitag getroffen; und später sind verschiedene Gruppen – auch schwul-lesbische und die internationale Frauengruppe – gegründet worden.«

Der lesbisch-feministische Schabbeskreis entstand 1984. Jüdische und nichtjüdische Frauen setzten sich dort mit Antisemitismus in der Frauenbewegung und mit Fragen jüdischer Geschichte auseinander (vgl. Jacoby & Magiriba Lwanga, 1990; Baader, 1993); unter anderem in der Tradition des Schabbeskreises sieht sich die aktuelle jüdische Zeitschrift *Jalta*. 1986 gründeten Schwarze Frauen und Lesben – unter ihnen Katharina Oguntoye (vgl. ihren Beitrag und den von Jayrôme C. Robinet hier im Band) – aus aktivistischen Zusammenhängen heraus und inspiriert auch von Audre Lorde ADEFRA (Schwarze Frauen in Deutschland). Schließlich entstand 1991 in Berlin die erste Gruppe von Lesben aus der Türkei und etwas später GLADT (vgl. İpek İpekçiöglü hier im Band). Am 24.12.1994 fand die erste Queer Oriental Dance Floor Party im *SO36* statt – DJ: İpek İpekçiöglü.

Eine zweite Westberliner Emanzipationsgeschichte

Die zweite Emanzipationsgeschichte ist nicht weniger bemerkenswert. Und auch sie geht in großen Teilen von Personen aus, die »migrierten« – oft aus Westdeutschland, unter anderem, um vor der Einberufung ins Militär zu fliehen. Und auch diese Emanzipationsgeschichte geht mit Zwängen um – einerseits dem Paragraphen 175, der in Westdeutschland und Westberlin noch bis 1969 in der verschärften Nazi-Fassung bestand, andererseits eben der Einberufungspraxis der Bundeswehr.

Man kommt nicht umhin Rosa von Praunheims Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt*, der 1971 uraufgeführt wurde, an den Beginn dieser Emanzipationsgeschichte zu setzen. Nach seiner Aufführung entflammten in vielen Städten intensive Diskussionen – so auch in Westberlin, wie Egmont Fassbinder, Peter Hedenström, Wilfried Laule und Manfred Herzer-Wigglesworth in ihren Beiträgen lebhaft beschreiben. Eine der Voraufführungen, im *Kino Arsenal*, führte zum Skandal. In der »Diskussion überschlugen sich die Stimmen in empörten Dissonanzen (>Rosa, was hast du aus uns gemacht?!<)« (vgl. den Beitrag

von Wilfried Laule). Die Wogen ließen sich glätten – und es kam noch im selben Jahr zur Gründung der Homosexuellen Aktion Westberlin (HAW). Sie wurde zum zentralen Ankerpunkt für weitere Aktivitäten – wie die Pfingstaktion zur Abschaffung des § 175 im Jahr 1972 an der U-Bahn-Station Kurfürstendamm, die Pfingstaktion und »erste Schwulendemonstration« 1973 und – später, 1979 – der erste Berliner Christopher Street Day (vgl. Bildstrecke hier im Band, S. 59–73). Mit dabei jeweils Frauen und Männer, oft farbenfroh.

Gleichzeitig werden die bedrückenden Verhältnisse deutlich: Bei der ersten Demonstration 1973 tragen einige der Teilnehmenden eine Tüte über dem Kopf, um nicht erkannt zu werden. Noch drohen Entlassungen aus dem Arbeitsverhältnis, wenn die Homosexualität bekannt wird (heute gilt das nur noch bei wenigen Beschäftigungsverhältnissen). Wie weitreichend diese Bedrohung ist, wird den Aktivist*innen oft deutlich, wenn sie ihr Studium beendet haben und ins Berufsleben wechseln – als Reaktion auf die Situation gründete sich in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) 1974 eine Gruppe für schwule Lehrer, initiiert von Detlef Mücke (vgl. den Beitrag von Wilfried Laule im Band). Neben solchen konkreten Bedarfen sorgen auch verschiedene Zielrichtungen und Meinungsverschiedenheiten für eine »Diversifizierung des Gruppenangebots«. So entsteht etwa 1974 die Allgemeine Homosexuelle Aktion (AHA); bereits 1972 gründeten die Frauen in der HAW eine eigene Frauengruppe, und es entstand schließlich das Lesbische Aktionszentrum (LAZ) (vgl. Ledwa, 2019, S. 29). Welch facettenreiches »Angebot« an Gruppen, Cafés und Druckerzeugnissen sich innerhalb kurzer Zeit herausbildete, wird – aktivistisch gerahmt – etwa aus den, den Band eröffnenden, Beiträgen von Manuela Kay und Peter Hedenström ersichtlich. 1975 gehörte Peter Hedenström zu den Gründern des Verlags rosa Winkel, einige Jahre später übernahm unter anderem Egmont Fassbinder die Verlagsleitung (vgl. ausführlicher im Beitrag von Egmont Fassbinder). Einen Eindruck von der pulsierenden schwulen und lesbischen literarisch-kulturellen Szene gibt Jayrôme C. Robinet entlang des »Queer Spoken Word«.

Markanter als in *Nicht der Homosexuelle ist pervers ...* wird das sich herausbildende Westberliner *schwule* und auch *queere* Lebensgefühl in Praunheims Film *Stadt der verlorenen Seelen* (1983) abgebildet – mit dabei Jayne County, die in ihrem Beitrag auch von der Produktion des Films berichtet. Hier zeigen sich Offenheit und Geschlechterspiel – wie sie, auf ihre je individuelle Weise, in allen folgenden Beiträgen repräsentiert sind. Und

wie sie für Westberlin besonders scheinen. Lesbische, schwule und trans* Perspektiven lassen sich gar nicht trennen – eine Situation, die man heute als »queer« bezeichnen würde. Insbesondere İpek İpekçioğlu, Jayrôme C. Robinet, Nora Eckert, Jayne County, Gérôme Castell – Gérômina –, Bilbo Calvez, Cihangir Gümüştürkmen und Danielle de Picciotto heben die geschlechtlichen Möglichkeitsräume hervor. Gérôme Castell führt plastisch aus: »Am Anfang zeigte ich natürlich: Hollywood-Filmweiblichkeit: ganz lange Wimpern, ganz lange Haare, ganz viel Hüfte, ganz korsettierte Taille, dass ich alles so zurechtgeschnürt habe, dass ich als Marilyn Monroe durchgehen würde. Super-hyper-über-weiblich.« Die extravaganten Kleider für nicht wenige lieferte dabei Danielle de Picciotto, die schließlich mit der Love Parade »Farbe und Opulenz in der Kleidung auf die Straßen« bringen wollte. Und Nora Eckert betont den existenziellen Charakter dieser Stadt und führt die Bedeutung der Möglichkeitsräume für die trans* Emanzipation aus:

»Die Entdeckung meiner weiblichen Identität kommt mir rückblickend wie ein Akt der Lebensrettung vor und die Stadt wie ein Rettungsring. [...] Denn diese Stadt hat aus meinem Leben als Transfrau eine Erfolgsgeschichte werden lassen. [...] Mit der sprichwörtlichen Berliner Schnauze freundete ich mich sofort an, diesem offenbar genetisch vererbten Antipathos. Auch die Gefühlsfrequenz stimmte hier. Ich empfand sie als schnörkellos und trotzdem herzlich, als ruppig, aber nie nachtragend. Darin fand ich mich wieder und es hat nicht unwesentlich zur Robustheit meines Selbstbewusstseins als Transfrau beigetragen. Meine Freundinnen waren da nicht anders gestrickt. Wir konnten austeilen und lernten, eine Menge wegzustecken.«

Ganz ähnlich beschreibt Jayne County die Bedeutung Westberlins für ihr Selbstverständnis: »Aber Miss Sugar, die Queen, die in Romy Haags Klub in Berlin arbeitete, schlug [als Vornamen] Jayne vor. Ich fühlte mich viel wohler damit.« Und weiter:

»Während meiner Zeit in Berlin war ich fast so weit, mir zu überlegen, eine völlige Geschlechtsanpassung machen zu lassen; es wäre wirklich nicht schwierig gewesen es anzugehen, und alle Welt erwartete auch, dass ich es tun würde. Ich weiß nicht, warum ich mich dagegen entschieden hatte. [...] Ich bin so zwischen den Geschlechtern glücklich; ich fühle mich wohl und ich mag eigentlich sogar die Idee. Diese ganze Sache, weder weiblich noch

männlich zu sein, eine Mischung aus beidem zu sein – ein Hermaphrodit, ein Eunuch –, das alles gefällt mir. Für manche mag das zu undefiniert sein, dass man weder das eine noch das andere sein kann. Darum treibt es viele Transen zur Geschlechtsanpassung und sie können nicht ruhen, bis sie sie endlich hatten. Für mich war das nie was, und der einzige Grund, warum ich überhaupt nachgedacht hatte, war, dass viele Mädels damals diesen Weg gingen. [...] Langsam fing ich an zu verstehen, wie viele Schattierungen es gibt, eine Transe zu sein.«

Dass Westberlin eine Stadt der Möglichkeiten werden konnte, hatte viel mit der besonderen Situation der Stadt zu tun. Die Investitionen – gerade die privatwirtschaftlichen – in der umschlossenen Grenzstadt waren spärlich, zugleich gab es Berlinförderungen, die zumindest staatlich die Attraktivität der Stadt steigern sollten. Dennoch: Die Fassaden waren grau, mit Einschusslöchern vom Krieg und zuweilen baufällig. Die Mieten waren oft niedrig. Bilbo Calvez hatte schon in Paris gehört: »In Berlin kannst du leben ohne Geld.« Und das stellte sich dann auch so heraus: »Um Filme zu realisieren, hat man kein Geld gebraucht. Die Leute haben mitgemacht für umme, den Film konntest du fertigmachen für nichts. Auch leben konntest du mit nichts. Diese Geldfreiheit habe ich sehr genossen.« Katharina Oguntoye sieht das ganz ähnlich:

»West-Berlin, das war eine Insel – ein kulturelles, alternatives Paradies, umgeben von Stacheldraht. Das Geld saß woanders, vor allem in Frankfurt, aber hier gab es ja kaum Industrie. Also ließ man uns in Ruhe und ließ der Fantasie und Energie der Menschen freien Lauf.«

Danielle de Picciotto hebt weitere Kennzeichen von Westberlin hervor, die gerade auf »alternative« Leute einladend wirkten:

»Berlin war ja der Ort für alle, die exzentrisch waren oder die sich von der Politik des übrigen Deutschlands absetzen wollten. Es war ein Sammelsurium von allen möglichen exzentrischen Charakteren, die so eine Inselsituation und eine so karge Stadt gut fanden. Berlin war relativ arm und abgeschieden. Von daher gab es keine Luxusgüter und zum Beispiel nicht die Möglichkeit, irgendwelchen Luxus zu shoppen. Es gab so Basissachen: Essen, Möbel, ein paar Klamottenläden, aber es wurde wahnsinnig viel selber gemacht. Den Leuten, die nach Berlin gegangen sind – Künstlern, aber auch

Leuten, die nicht zur Bundeswehr wollten – ging es um Alternativen. Echte Berliner gab es in der Kulturszene natürlich auch, aber sehr viele waren doch zugezogen.«

Und Westberlin gab – etwa im Vergleich zu New York – den sicheren Rahmen dafür. Die legendäre Jayne County – vgl. ihre Autobiografie *Man Enough to be a Woman* (1995), aus der hier im Band das »Berlin-Kapitel« erstmals in deutscher Übersetzung veröffentlicht wird – hob im Interview mit *tip* diesen »sicheren« Rahmen hervor:

»Berlin ist auch sicher. In New York mußt du Angst haben, daß du erstochen wirst, wenn du bloß um die Ecke biegst, oder daß du von einer Bande verfolgt und vergewaltigt wirst, weil du dein schönstes Partykleid anhast. In Berlin kannst du dein schönstes Partykleid tragen und die ganze Nacht auf der Straße bleiben« (County, 1981, S. 30).

Danielle de Picciotto betont diese Einschätzung für New York, wo sie zeitweilig wohnte, und Westberlin:

»In Berlin musste ich als Frau keine Angst haben. Also ich musste insgesamt keine Angst haben, aber auch nicht als Frau. [...] Ganz New York war damals [hingegen] super gefährlich – ich habe in Queens bei meinem Vater gewohnt und war teilweise bei einer Freundin in Manhattan. Das war alles damals unfassbar gefährlich. Man musste bestimmte Straßen meiden, war ständig auf der Hut, wurde andauernd überfallen. Ich hatte Glück, dass mir nichts Schlimmeres passiert ist. Einige Lehrer und Mitschüler, Mitstudenten sind erschossen worden. Also 84, 85, 86 waren in New York eine richtige Hardcore-Zeit.«

Bilbo Calvez schließt mit gleicher Intention für Westberlin an:

»Du kannst um vier Uhr nacht auf der Straße laufen, es macht dich keiner an. Ich wurde in Berlin nie angemacht. Gar nicht. Das ist ein wunderbarer Aspekt dieser Stadt. Du wirst nicht beurteilt, und du musst dich nicht verstellen, niemals.«

Und auch Gérôme Castell hatte in Westberlin – im Vergleich zu später – nichts Negatives erlebt:

»Wenn ich frühmorgens aufgetakelt wie ein Weihnachtsbaum aus der Nacht nach Hause torkelte, wagte niemand zu fragen: ›Wie siehst denn du aus?‹ [...] Warst du nett, war man nett zu dir. Es galt: Es ist nett, wichtig zu sein – aber viel wichtiger, nett zu sein. Wie es hereinschallte, schallte es auch wieder heraus. Heute musst du so aufpassen, wo du hingehst und was du sagst. Die Berliner Schnauze mit Herz vermisste ich sehr.«

Aber auch die hier erzählte zweite Emanzipationsgeschichte war mit Herausforderungen konfrontiert. Sie deuteten sich schon mit möglichen Entlassungen an, die drohen konnten, etwa wenn die Homosexualität, das Geschlechterspiel oder das Trans*-Sein dem Arbeitgeber bekannt wurden. Und das konnte leicht geschehen, etwa wenn man die Schminkrückstände des Doppellebens nach einer Partynacht nicht rückstandslos beseitigte. Arbeitsplätze für Trans*? Unterstützungsmöglichkeiten? Engagierte bauten sie erst nach und nach auf, angefangen bei der oben genannten Gruppe für schwule Lehrer in der GEW. Eine weitere Herausforderung ergab sich mit Aids – oder der »Schwulenpest« oder dem »Schwulen-Krebs«, wie die tödliche Immunschwächekrankheit anfangs genannt wurde. »In diesen Jahren sind in Westberlin Trauerfeiern für durchschnittlich junge, oft unkonventionelle Menschen zunehmend an der Tagesordnung, die teils am Rande oder außerhalb der Normen der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft gelebt haben«, fasst Dieter Telge die Situation unter HIV und Aids zusammen – und gibt im Band einen Überblick über die Entwicklungen. Es bilden sich – und auch hierbei ist Westberlin zentral – erste Selbsthilfe- und Unterstützungsstrukturen heraus, auch weil bundesdeutsch – etwa von Peter Gauweiler und Horst Seehofer – über drakonische Sanktionierungen gegen potenzielle »Risikogruppen« diskutiert wird (vgl. Dieter Telge in diesem Band).

»Aids hatte sich in die Szene gefressen wie ein Geschwür«, beschreibt Egmont Fassbinder seine Erfahrungen, und weiter: »Noch heute denke ich allenthalben, wenn ich durch meinen Kiez, durch Schöneberg, radele, hier hat mein Ulrich gewohnt und hier Dieter. Hier bin ich Michael noch einmal begegnet, er war von der Krankheit schon schwer gezeichnet«. Cihangir Gümüştürkmen erläutert ganz ähnlich:

»Jürgen starb Ende August 1987 im AVK (Auguste-Viktoria-Klinikum). Ein paar Jahren später ging ich wieder ins gleiche Klinikum, weil ein anderer Freund krank war. Dort, wo Jürgen fast noch allein gelegen hatte, waren nun

viele schwule Männer – im Raucherraum war die Hölle los. Es war ein sehr beklemmendes Gefühl, als ich nach diesem Besuch in das *Andere Ufer* [...] ging. Da waren sie alle so vergnügt und fröhlich – das war alles so grotesk. Es wurde viel weggeschaut und ignoriert, und so sind viele Menschen, die ich kannte, bis Ende der Neunzigerjahre an HIV gestorben.«

Yener Bayramoğlu macht in dem oben bereits angeführten Band *Queere (Un-)Sichtbarkeiten* deutlich, wie wichtig es ist, nicht nur eine einfache queere Fortschrittsgeschichte zu schreiben und auf die »positiven« Seiten zu sehen; vielmehr gehe es bei der Betrachtung queerer Geschichte um eine »Geschichte voller trauriger Momente« (Bayramoğlu, 2018, S. 14). Auch »solche traurigen Momente [sind] so prägend, sogar konstitutiv für viele queere Identifikationen« – und auch wenn es wichtig sei, die »glücklichen Momente [und ...] Stolz als schöpferische[] Kräfte[]« zu untersuchen, so gelte es auch, die »Momente der Scham als prägend für die Identifikationsprozesse in den Blick zu rücken« (ebd.). Mit Scham seien Verletzlichkeiten verbunden, die konstitutiv für Identifikation und Geschichte seien.

Das ist Berlin, das war Berlin

Ob »Halbstadt« einer »Doppelstadt«, wie Dieter Telge einordnet, »ein Berlin«, »Westberlin« oder »West-Berlin« – die Stadt hat für sich funktioniert und hat, durch ihre Spezifika wie Kargheit und zum Teil billige Mieten sowie alliierte Sonderregelungen, ein eigenes Flair, einen eigenen Kosmos geschaffen. Darin sind sich, bei aller gebotenen Heterogenität von Perspektiven – die sich auch in der Gestaltung der Beiträge zeigt, bei der die Autor*innen zu Kreativität eingeladen waren –, die Beitragenden des Bandes einig. Mit dem »Fall der Mauer« und der Wiedervereinigung war das vorbei. Manche der Beitragenden machen die Veränderungen, die die Offenheit einschränkten, auch schon früher aus. Danielle de Picciotto beschreibt ihre Wahrnehmung: »Das Exzentrische, das ich – aber auch Motte³ – so mochten, ist insgesamt verschwunden. Nicht nur im Techno. Mit den Renovierungen und der Gentrifizierung ist das alles glatt und gerade und, meiner Meinung nach, leer geworden.« Bilbo Calvez geht in

3 Dr. Motte (Matthias Roeingh), Musiker und DJ. Informationen: <https://www.drmotte.de> (28.01.2021).

ihrem Beitrag in eine ähnliche Richtung und fokussiert noch deutlicher auf die Bedeutung des Geldes für die Veränderungen:

»Dann kam das Geld. Vor dem Mauerfall war es in Berlin nie um Geld gegangen. Es ging um das Machen, darum, mit anderen etwas zu erschaffen. Es gab sogar eine Berlin-Zulage. Es gab keine Obdachlosen, niemanden, der gehungert hat. Westberlin war der Spiegel des Westens für Ostberlin. In Ostberlin war es genauso – auch dort sollte man denken, dass alles super ist. [...] Dann fiel die Mauer – und plötzlich ging es ums Geld. Es ging nur noch ums Geld. Die Stadt hat sich sehr verändert. Ich sage nicht, dass das gut oder schlecht ist. Aber Berlin ist eine völlig andere Stadt geworden, eine Stadt wie jede andere.«

Auch Gülşen Aktaş weist gerade auf Gentrifizierung als aktuelle Veränderung hin – kurz vor unserem Gespräch hatte sie auch die Kündigung von ihrem Vermieter erhalten, für ihre Wohnung, in der sie mehr als 30 Jahre gelebt hatte. Sie beschreibt aber weitere Veränderungen, die die folgenden Jahrzehnte ebenfalls prägen sollten: »Mit dem Mauerfall sehe ich – das war lustig – viele Ostdeutsche hier flanieren, und ein kleines Kind sagt: ›Mama, Mama, so viele Ausländer hier.«‹ Cihangir Gümüştürkmen hat ähnliche Entwicklungen wahrgenommen:

»Die Busse waren überfüllt und ein West-Berliner rief einmal: ›Geht doch alle wieder nach Hause.« Ein Ostdeutscher konterte: ›Wir sind doch hier zu Hause.« So lustig, wie sich das anhört, war es nicht. Mein Bruder, der von Spandau bis nach Rudow mit der U-Bahn zur Arbeit fuhr und manchmal vor Müdigkeit einschlieft, wurde von einer Frau geweckt, die zu ihm sagte: ›Du kannst jetzt nach Hause in die Türkei fahren, wir sind jetzt da!‹ Ich persönlich habe solche Erfahrungen nicht gemacht. Wir gingen unter anderem in die Kiezkeipe *Stiller Don* in Prenzlauer Berg. Ich fand, dass die Ostdeutschen in vieler Hinsicht angenehmer waren.«

Auch Gülşen Aktaş möchte in ihrem Beitrag die Pauschalabwehr gegen Ostberliner nicht gelten lassen; und Koray Yılmaz-Günay weist auf die Pogrome und rechtsextremen Morde in Ost und West in den 1990er Jahre hin.

Sichtbar wird, dass es die Stadt *Westberlin*, so wie sie hier im Band beschrieben wird, nicht mehr gibt. Durch den »Fall der Mauer« und die

Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten – und dabei auch Westberlin – gibt es keine von Grenzen umschlossene, für Investitionen unattraktive Sonderstadt mehr, in der Sonderrechte gelten, die etwa für wehrpflichtige Männer anziehend wirken könnten. Vielmehr ist Berlin nun Bundeshauptstadt – und eine Stadt wie jede andere auch. Gérôme Castell nahm in den 1990er Jahren eine besonders bedrückte Stimmung in Berlin wahr. Gerade durch die Hausr umungen habe man sich hilflos gefühlt und mitbekommen, dass man keine Macht hat. Als Reaktion flüchtete sich G r mina in dieser Zeit an den Wochenenden nach München, wo eine positive Lebenseinstellung herrschte und – für eine Diva nicht minder interessant – auch die Punks nach Chanel rochen. Auch Danielle de Picciotto kehrte Berlin vorübergehend den Rücken und fand im Süden Neuseelands eine Stadt, die in den Möglichkeiten dem Berlin der 1980er Jahre ähnlich war. Gleichzeitig sieht sie aktuell, etwa durch die Proteste gegen Gentrifizierung, seit einigen Jahren in der Stadt wieder Potenzial:

»[S]o ab 2017 merke ich, dass sich Berlin verändert, dass Leute gegen die Gentrifizierung ankämpfen. Und gleichzeitig wurde die trans Szene wieder stärker. International sowieso, aber auch in Berlin. Die neue Generation hat diese gender bergreifende Haltung, die ich super finde. Da fühl ich mich wohl. Ich mache ja viele Veranstaltungen, auch Ausstellungen, und merke dabei, dass die neue Generation tatsächlich wieder anders ist, der in den 80ern ähnlich. Damit gef llt mir Berlin wieder besser. Es wird wieder politischer, es gibt wieder dieses trotzig-aufmüpfige und diese, in jeder Hinsicht, Grenzen aufhebende Haltung. Heute ist es zudem viel internationaler – das hatte mir zuvor in Berlin gefehlt, bis auf ein paar Expats (Amerikaner). Das erinnert mich heute an New York, das schon damals viel internationaler war als Berlin in den 80ern.«

Und hier lohnt es sich, anzuschließen – und die beiden Emanzipationsgeschichten miteinander zusammenzuführen. Das muss gar nicht als große Aufforderung stehen, vielmehr passiert das aktuell durch die Jüngeren, wenn wir an die jüngeren queer-feministischen Kontexte denken, in denen zunehmend Queers unterschiedlicher Positionierungen zusammenfinden, gemeinsam Aushandlungen führen und mitunter auch gemeinsam streiten – etwas, was zuvor, etwa in Westberlin, durch eine unsichtbar verlaufende Grenze nicht möglich erschien, von wenigen Biografien und von punktuellen feministischen und lesbisch-feministischen Kongressen und politi-

schen und künstlerischen Aktivitäten abgesehen, von denen etwa Jayrôme C. Robinet in seinem Beitrag einige Eindrücke eröffnet. Schwarze und jüdische Lesben haben, etwa mit dem Band *Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte* (Oguntoye et al., 1986) und dem Schabbeskreis (gegründet 1984) den Grundstein gelegt und viele Frauen unterschiedlicher Positionierungen ließen sich auf die Aushandlungen bei verschiedenen großen Kongressen ein, nachlesbar etwa im Band *Sind wir uns denn so fremd? Ausländische und deutsche Frauen im Gespräch* (Bargan et al., 1985).

Was lässt sich alles gewinnen, wenn man sich für die unterschiedlichen Geschichten interessiert! Etwa zu politischen Kämpfen und individuellen Verletzungen in Bezug auf Aids: Yener Bayramoğlu hat hier mit seinem Essay »M. – Das Gespenst einer Aids-Dystopie« (Bayramoğlu, 2019), das auf die Erfahrungen in der Türkei fokussiert, einen interessanten Aufschlag gemacht, der sich etwa gemeinsam mit Ulrich Würdemanns Buch *Schweigen = Tod, Aktion = Leben: ACT UP in Deutschland 1989 bis 1993* (Würdemann, 2017), Dieter Telges Beitrag hier im Band sowie den beschriebenen Erfahrungen Egmont Fassbinders und Cihangir Gümüştürkmens gut diskutieren lässt. Oder, wie kommen queere Juden*Jüdinnen und Nicht-Juden*Jüdinnen gut ins Gespräch, einerseits über aktuelle sexuelle und geschlechtliche Verständnisse, andererseits über eine Erinnerungsarbeit, sodass in der »hegemonialen« queeren Erinnerungskultur auch schwuler, lesbischer und trans* Juden/Jüdinnen gedacht werden kann, die in den deutschen Konzentrationslagern ermordet wurden? Gülşen Aktaş macht deutlich, wie gerade das Interesse an jüdischem Leben und Erfahrungen ihr politisches Engagement nach ihrer Ankunft in Deutschland – zunächst in Frankfurt – geprägt hat. Etwa die Jewish Antifa Berlin oder die Macher*innen des Zeitschriftenprojekts *Jalta* könnten aktuell auch für christliche und christlich-atheistische Schwule, Lesben und Trans* interessante Gesprächs- und Aktionspartner*innen für queere jüdische Themen sein.

Im Kleinen und Individuellen findet der Austausch bereits statt. Das gilt auch im Austausch zwischen Deutschland und der Türkei, wie Martin Greve in seinem Band *Die Musik der imaginären Türkei* bereits 2003 für den musikalischen Austausch ausführt. Dabei würden »komplexe und ständig weiter mäandernde Patchworks sozialer Identitätsdiskurse erkennbar«, die allerdings noch immer oft »eine Art Projektionsfläche« für die je unterschiedlichen stereotypen Vorstellungen darstellten (Greve, 2003, S. 458).

Eine musikalische Session bei Youtube, mit etwas Lektüre ringsherum, könnte eine Annäherung an beide westberliner Emanzipationsgeschichten bringen: Zeki Müren, Bülent Ersoy, Hatay Engin, Einstürzende Neubauten, Ton Steine Scherben, Hildegard Knef, Gérôme Castell, hackedepicciotto (Danielle de Picciotto), İpek İpekçioğlu und Cihangir G. (Cihangir Gümüştürkmen) wären dabei »Suchbegriffe« für eine erste gute Playlist.

Damit bleibt mir, Ihnen und euch eine gute Lektüre zu wünschen – mit dem einen oder anderen »Ja, so war das« – und der einen oder anderen neuen Erkenntnis. Über Rückmeldungen – gern auch kritische – freue ich mich: voss@heinzjuergenvoss.de.

*Heinz-Jürgen Voß
Halle (Saale) im Mai 2021*

Literatur

- Baader, M. (1993). Zum Abschied: Über den Versuch, als jüdische Feministin in der Berliner Frauenszene einen Platz zu finden. In I. Hügel, C. Lange, M. Ayim, I. Bubeck, G. Aktaş & D. Schultz (Hrsg.), *Entfernte Verbindungen: Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung* (S. 82–94). Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Bargan, K., Schulz, B. & Schwoon, H. (1985). Seit Jahren werde ich nicht mehr froh: Zur gesundheitlichen Situation ausländischer Frauen. In Arbeitsgruppe Frauenkongress (Hrsg.), *Sind wir uns denn so fremd? Ausländische und deutsche Frauen im Gespräch* (S. 54–74). Berlin: sub rosa Frauenverlag.
- Bayramoğlu, Y. (2018). *Queere (Un-)Sichtbarkeiten. Die Geschichte der queeren Repräsentationen in der türkischen und deutschen Boulevardpresse*. Bielefeld: transcript.
- Bayramoğlu, Y. (2019). M. – Das Gespenst einer Aids-Dystopie: Ein Essay. In Z. Çetin & P.-P. Bänziger (Hrsg.), *Aids und HIV in der Türkei: Geschichten und Perspektiven einer emanzipatorischen Gesundheitspolitik* (S. 287–304). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- County, J. (1981). Dead Hot Momma. In tip Magazin (Hrsg.), *Andere Porträts: Einzelgänger, Träumer, Außenseiter* (S. 17–34). Berlin: Verlag Klaus Stemmler.
- County, J. & Smith, R. (1995). *Man Enough to be a Woman*. New York: Serpent's Tail.
- Funke, T. (2003). *40 Jahre Türken in Berlin: Dokumentation und medienwissenschaftliche Analyse des TV-Ideen-Wettbewerbs für Kinder und Jugendliche im Offenen Kanal Berlin*. Diplomarbeit.
- Greve, M. (2003). *Die Musik der imaginären Türkei: Musik und Musikleben im Kontext der Migration aus der Türkei in Deutschland*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Greve, M. & Çınar, T. (1998). *Das türkische Berlin*. Berlin: Senatsverwaltung.
- Ha, K. N. (2012). Die kolonialen Muster deutscher Arbeitsmigrationspolitik. In H. Steyerl, E. Gutiérrez Rodríguez & K. N. Ha (Hrsg.), *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik* (S. 56–107). Münster: Unrast.
- Heise.de (2008). Türkische Popdiva vor dem Kadi. Beitrag von Nico Sandfuchs, 19. Juni 2008. <https://www.heise.de/tp/features/Tuerkische-Popdiva-vor-dem-Kadi-3419013.html> (30.01.2021).

- Jacobi, J. & Magiriba Lwanga, G. (1990). Was »sie« schon immer über Antisemitismus wissen wollte, aber nie zu denken wagte. In Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hrsg.), *Geteilter Feminismus: Rassismus – Antisemitismus – Fremdenhaß* (S. 95–105). Köln: Eigenverlag.
- Ledwa, L. (2019). *Mit schwulen Lesbengrüßen: Das Lesbische Aktionszentrum Westberlin (LAZ)*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Meinert, P. (2018). *Homo Punk History: Von den Sechzigern bis in die Gegenwart*. Mainz: Ventil-Verlag.
- Oguntoye, K., Opitz, M. & Schultz, D. (Hrsg.). (1986). *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin: Orlanda Verlag.
- ORF (2017). Grenzgänger und -innen: Türkische Diven. <https://oe1.orf.at/artikel/205792/Tuerkische-Diven> (30.01.2021).
- Renk Magazin (2019). Queer Gazino. <https://renk-magazin.de/events/queer-gazino/> (30.01.2021).
- Spiegel (1984). »Jetzt besteht die Gefahr des Tohuwabohus«: Innensenator Heinrich Lummer (CDU) und Innenminister Horst Winterstein (SPD) über Ausländerpolitik. *Der Spiegel*, 42/1984. <https://www.spiegel.de/politik/jetzt-besteht-die-gefahr-des-tohuwabohus-a-e33bdcf8-0002-0001-0000-000013511919> (05.05.2021).
- Taz (1996). Er singt die alten, intimen Lieder. Interview von Martin Greve mit Hatay Engin, 15.10.1996. <https://taz.de/!1433382/> (30.01.2021).
- tip (2012). Mein Kreuzberg: Südblock. Interview von Katrin Falbe mit Richard Stein, Tülin Duman. <https://www.tip-berlin.de/kultur/mein-kreuzberg-sudblock/> (30.01.2021).
- Uçar, A. (1975). *Die soziale Situation der türkischen Arbeitnehmer in Westberlin*. Westberlin: Arbeitskreis Ausländerbeschäftigung.
- Uçar, A. (1982). *Die soziale Lage der türkischen Migrantenfamilien*. Berlin: Express Edition.
- Voß, H.-J. & Wolter, S. A. (2013). *Queer und (Anti-)Kapitalismus*. Stuttgart: Schmetterling Verlag.
- Würdemann, U. (2017). *Schweigen = Tod, Aktion = Leben. ACT UP in Deutschland 1989 bis 1993*. Berlin: epubli.

Eröffnungen

Warten auf die erste U-Bahn

Manuela Kay

Manuela Kay, geboren und aufgewachsen in West-Berlin, ist Journalistin, Autorin und Ko-Geschäftsführerin des Special Media SDL Verlags sowie Mitherausgeberin der Zeitschriften Siegesssäule – Queer in Berlin und L-MAG – Das Magazin für Lesben. Sie veröffentlichte mehrere Bücher, unter anderem Schöner Kommen (Querverlag, 2000), machte sexpositive Filme und ist seit 2007 Mitorganisatorin und -kuratorin des Pornofilmfestivals Berlin.

Ich hatte das große Glück und Privileg, mitten in Berlin geboren zu werden und in Kreuzberg und später in Neukölln aufwachsen zu können. Und ich habe auch bei der Lotterie »im richtigen Alter am richtigen Ort zu sein« ein absolutes Gewinnerlos gezogen. Denn als Teil der Babyboomer-Generation – sogar eine vom Giga-Jahrgang 1964, der in Deutschland die meisten Menschen aller Zeiten hervorbrachte – durfte ich meine Sturm- und Drang-Phase zwischen 16 und 26 genau im Mega-Jahrzehnt der 1980er Jahre verbringen. Die Weichen hätten also nicht besser für mich gestellt sein können. Und ich tat mein Bestes, dem Anspruch an ein wildes Leben, an durchfeierte Nächte und an das unkonventionelle und unangepasste West-Berliner Dasein, gerecht zu werden.

Meine ersten Gehversuche in die angesagte Jugendkultur hatte ich einigen, glücklicherweise sehr coolen und trotz ihres zarten Teenager-Alters ihrer Zeit weit vorausseienden Klassenkameradinnen meiner Neuköllner Gesamtschule – der legendären Fritz-Karsen-Schule – zu verdanken.

Diese in den Jahren 1979 und 1980 angesagte Jugendkultur war – zu meinem großen Glück – ausgerechnet der Punkrock. So verpasste mir meine Schulfreundin die passende Kurzhaar-Stachelfrisur, färbte mir die Haare, lieh mir eine ihrer vielen Lederjacken und: Ich wurde gewissermaßen ein zweites Mal geboren.

Zuvor, 1979, im Alter von 15, hatte ich bereits erste Annäherungen an meine Mitjugendlichen unternommen und mich unter die anderen Teenies in der raumschiffartigen, spektakulär aussehenden, aber als uncool geltenden Disco *Cheetah* in der Hasenheide gemischt. Aufregender und wesentlich cooler allerdings war da schon das *Sounds* in der Kurfürstenstraße – legendär durch Christiane F. Ein aufregender Ort, an dem ich

mich damals allerdings mindestens zehn Jahre zu jung fühlte und in meiner damaligen Unschuld – auch was Drogendinge anging – eher verschüchtert und sprachlos umherirrte.

Als mich 1980 meine punkigen Schulfreundinnen dann in die Kneipe *Chaos* in der Kreuzberger Großbeerenstraße, in der ich als Kind auch gewohnt hatte, mitnahmen, fühlte ich mich – wenn auch noch immer schüchtern – sogleich Zuhause und unter Gleichgesinnten. Es folgten die *Music Hall* in Steglitz, das *Exzess* nahe Kudamm und auch der legendäre *Dschungel*. Hier sahen die Menschen so aus, wie ich seinerzeit – und teils noch heute – Sexappeal definiere: androgyner Look und kurze Haare bei allen Geschlechtern, eng anliegende Kleidung, die Körperformen betonend, überwiegend dunkle Farben, viel Leder, Nieten, Metall, schwere Stiefel oder hohe Turnschuhe. Lässig, sportlich, rock'n'rollig. Und es lässt sich wohl nicht verbergen, dass sich mein Look seither eigentlich kaum geändert hat. Ich habe damals meinen Stil gefunden und bin ihm wohl bis heute treu geblieben.

Zu Beginn der 80er Jahre hatte ich es also geschafft, in die coolen und angesagten Läden zu gehen und auch die gleichermaßen coolen Leute zu kennen, war aber noch weit entfernt davon, selber cool zu sein – was man mir glücklicherweise nicht ansah. In den Kult-Club *Dschungel* zu kommen war seinerzeit ein ähnlich schwieriges Unterfangen wie heutzutage ins *Berghain* eingelassen zu werden. Aber offensichtlich stimmten mein Look und meine Attitude und so wurde ich niemals abgewiesen. Doch Dabeisein heißt nicht immer auch wirklich dazugehören. Ich machte scheinbar zwar vieles richtig und wusste, was en vogue war, aber hatte einen durchaus blinden Fleck – und der hieß Sexualität!

Mir schwante schon damals – und das ist bis heute gültig – dass hier in der »*Szene der Trendsetter*« sehr viel mehr Schein als Sein vorherrscht. Genau wie heutzutage nicht alle Gäste im *Berghain* dort auch wilde Sexorgien erleben. Und genau wie mein heutiges Leben, in dem ich immerhin Mitarbeiterin des Pornofilmfestivals Berlin bin, absolut kein andauernder Pornofilm ist, hatten auch in den wilden 80ern nicht alle das wilde Sexleben, das im Nachhinein so gerne allen Protagonistinnen dieser Zeit angedichtet wird. Und gefühlt hatte ich das geringste und erbärmlichste Sexleben von allen, nämlich noch gar keins! Mich mit meiner Pubertät herumschlagend, schämte ich mich dafür, noch Jungfrau zu sein. Und das, obwohl ich für mein Gefühl damals doch mit 16 Jahren schon alles Sexuelle hätte erlebt haben müssen. So fühlte ich mich ein bisschen als Eti-

kettenschwindel, lässig in diesen Läden tanzen zu gehen, aber in Wahrheit doch noch ein Kind zu sein.

Und noch eine andere Dimension kam hinzu. 1979, im Alter von 15 Jahren, verliebte ich mich zum ersten Mal in meinem Leben – in ein Mädchen aus meiner Schulklasse. Wir hatten eine kurze, zweiwöchige, heftige Liaison, die sich allerdings auf Knutschen beschränkte, weil wir beide vor Angst mehr Körperlichkeit zwischen uns zuzulassen fast gestorben sind. Schon beim ersten Kuss mit ihr war mir für immer klar: Es werden immer nur Mädchen oder später Frauen sein, die ich küssen und die ich anfassen möchte.

Auch sie, meine erste große Liebe, gehörte zu der coolen Punkclique aus meiner Schule und ihr und den anderen habe ich zu verdanken, dass mich diese tollen Mädchen in die West-Berliner Lesbenszene einführten. Unsere erste Anlaufstelle war das *Blocksberg* in der Yorckstraße, das dann allerdings nur noch kurz, bis 1980, existierte. Hier sah ich zum ersten Mal »echte Lesben«, die trugen überwiegend Latzhosen, schlabbrige Wollpullover, Vokuhila-Frisuren und entsprachen auch sonst so überhaupt nicht meinem jüngst gefundenen Sex-Appeal. Ganz im Gegenteil. Etwas später dann führte auch mein Weg, wie bei so vielen Junglesben, ins *Pour Elle (PE)*. Diese Kultstätte lesbischen Nachtlebens in der Schöneberger Kalckreuthstraße war eigentlich bereits zu Lebzeiten komplett aus der Zeit gefallen. Plüschige Sofas, Kunstblumen, viele Spiegel und viel angestaubter Dekokram, dazu schlimme Musik, veralteter deutscher Schlager – und das zu Zeiten von Punk, New Wave. Die allgegenwärtige Aufbruchsstimmung der Zeit hatte vor den Türen des *PE*, wie man es in Insiderkreisen nannte, Halt gemacht. Hier traf ich auf eine Welt von Lesben in Blazern, deren Kragen hochgeklappt waren. Die meisten Gäste waren aus meiner Teenager-Sicht steinalt, also mindestens über 25 und so überhaupt nicht mein Style. Auch umgekehrt stießen ich und meine Punkfreundinnen nicht auf Begeisterung. Unser Leder- und Nietenlook war nicht angesagt, einmal, 1983, wurde ich sogar mal nicht ins *PE* eingelassen, weil man keine »SM-Lesben« haben wollte. Ich hatte seinerzeit keine Ahnung, was damit gemeint sein könnte.

So war ich viele Jahre im Berliner Nachtleben auf der Suche nach einer erotischen Heimat – und auf der Suche nach meiner Sexualität, die ich ungeduldig und hormonell immer drängender endlich umfassend entdecken wollte. Doch das sollte ein langer Weg werden.

In den punkig-wavigen populären Läden wie dem *Dschungel* oder der

Music Hall, meiner damaligen Lieblingsdisco, dem *Exzess*, dem *Risiko* (das 1980 in den ehemaligen Räumen des *Blocksberg* aufmachte), der *Bronx* in der Wiener Straße, dem *Spektrum* oder dem *Café Central*, später *Café Swing* am Nollendorfplatz, spielte die Musik, die ich liebte und die mein Lebensgefühl ausdrückte. Die Menschen dort sahen aus wie ich, wir waren Teil einer wunderbar uniformierten Jugendkultur. Es gab einen tollen Zusammenhalt und eine Kultur, die man heute sicher als »queer« bezeichnen könnte. In der Punkszene waren Frauen und Männer einander optisch relativ nahe. Mit immer mehr Bands, in denen Frauen nicht nur singen durften, sondern bestimmend waren, wurden neue, auch feministische Standards für Musik und ihre Protagonistinnen festgelegt. Und es war total egal, welche sexuelle Orientierung man hatte, hier feierten Schwule, Lesben, trans Menschen und Heteros gemeinsam ihre »no future« Haltung.

Doch mir reichte das nicht. Vielleicht weil es so einfach war? Ich wollte zu einer weiteren Subkultur gehören. Vielleicht weil ich das ganz klar ausgesprochen Homosexuelle, das Lesbische, noch verwegener fand als die Punk-Szene. 1981 nahm ich zum ersten Mal an einem CSD in West-Berlin teil. Ich hatte zuvor keine Ahnung, dass es eine politische Bewegung rund um Homosexualität gab, und kannte auch die Historie der Stonewall-Aufstände nicht. Doch ich war so dermaßen geflasht, mit damals immerhin 2.000 anderen Homosexuellen (überwiegend schwulen Männern, viele davon maskiert aus Angst ihren Job zu verlieren, wenn sie erkannt würden) durch die Straßen Berlins zu laufen und dieses so wärmende und aufbauende Gefühl zu erleben, nicht allein zu sein. Ich war zuvor schon auf zahllosen Demos gewesen, auf Antifa-Demos, Hausbesetzer-Demos, Friedens- oder Anti-AKW-Demos. Doch so wie auf diesem CSD hatte ich mich noch nie gefühlt.

Von da an war ich noch mehr zerrissen zwischen meiner einen Heimat, der Punkszene, und der »Subkultur« wie damals die Homoszene hieß. In der Punkszene stimmte für mich alles: der Style, die Musik, die politische Haltung, dass Unangepasste und Freche, das Hinterfragen von Kapitalismus und der herrschenden Verhältnisse, der Hang zum Regelverstoß bis hin zum leicht Kriminellen. All das war unfassbar sexy für mich und drückte mein schlecht gelauntes, aggressives Teenager-Dasein umfassend aus. Doch in der Punkszene fand ich bis auf einige wenige Flirts und Knutschereien nie eine Freundin. Irgendwie wurde hier das sexuell-rebellische der Homosexualität einfach von der generellen Rebellen-Attitüde verschluckt. In der

Lesbenszene waren zwar alle lesbisch, aber zumeist unsexy, hörten die falsche Musik und waren – für meinen Geschmack und Anspruch – viel zu hippiemäßig unterwegs.

Heilsbringer für mich und meine Suche nach sexueller Selbstfindung taten sich dann aber in den Jahren 1982, 83 und 84 auf. Da war die Schwulenszene, mit so abgefahrenen Discos wie dem *Metropol* am Nollendorfplatz, das dem *Dschungel* in Sachen Coolness den Rang ablief, oder dem *Querelle* und dem *Construction*. Ich schaffte es, auch Discomusic neben dem Punkrock zu akzeptieren. Vor allem aber gab es immer mehr Läden, die meine beiden Leidenschaften wunderbar kombinierten, allen voran meine Lieblingsbar auf der ganzen Welt und für alle Zeiten: Die *O-Bar* (Oranienbar in der gleichnamigen Straße in Kreuzberg). Hinzu kamen neue Orte, die weniger plüschig waren und mehr Neonlicht hatten, was damals unbedingt notwendig schien. Die Lesbenkneipe *Paramount* in der Schöneberger Hauptstraße wurde zu meinem regelmäßigen Anlaufpunkt, genauso das *Pelze* in der Potsdamer Straße, das mir Lesbischsein von einer ganz anderen, erotisch aufgeladenen und sexuell sehr selbstbewussten Seite zeigte. Langsam machte ich meinen Frieden mit den beiden Welten und scheinbar war ich nicht die einzige, die zwischen der Lesbenwelt, dem sogenannten »Sub« und der neonbeleuchteten Disco-Club- und Punk-Welt hin und her switchte. Viele Lesben traf ich in so manchen Nächten sowohl hier als auch dort.

Ich ging damals noch zur Schule, machte Ende 1982 das Abitur und jobbte danach. Ich lebte von extrem wenig Geld und wohnte in einer Zweier-WG in Moabit. Meinem Tagebuch aus dem Januar 1983 entnehme ich eine Nacht, in der ich folgende Locations in dieser Reihenfolge besuchte: *Paramount*, *Linientreu*, *DNC*, *Mink*, *Dschungel*, *Zest*, *Risiko*. Wie ich das finanziell, logistisch und kräftemäßig gemacht habe ... mir ist das heute schleierhaft! Vor allem aber heißt das, ich bin von Moabit nach Schöneberg, dann zu mehreren Locations rund um den Kudamm, dann wieder nach Schöneberg und irgendwann zurück nach Moabit gefahren. Zwei Bars und fünf Clubs an einem Abend. Wie habe ich das nur finanziert? Auch erinnere ich mich deutlich daran, eigentlich die meiste Zeit in der U-Bahn verbracht zu haben. Ich hatte kein Auto, Fahrradfahren galt als uncool und selbst laufen kam mir nie in den Sinn. Lieber wartete ich mitunter Stunden auf oder vor U-Bahnhöfen auf die erste U-Bahn oder an der Nachtbushaltestelle, obwohl ich zu Fuß sehr viel früher ans Ziel gelangt wäre. Doch Vernunft gab es nicht in dieser Zeit. Egal, ob ich zur Schule

oder später dann zur Arbeit musste, ich ging fast jeden Abend aus und verpasste gerne für nur noch ein weiteres Bier die letzte U-Bahn. Damals fuhr die U-Bahn auch am Wochenende nicht durch, sondern hatte gegen ein Uhr Betriebsschluss und fuhr dann wieder ab circa 4.30 Uhr. Ich erinnere mich an unzählige Morgende, an denen ich am Nollendorfplatz nach dem Besuch im legendären *Die 2* – wo ich zwischen 1981 und 1990 regelmäßig, teilweise mehrmals die Woche verkehrte – auf die erste U-Bahn wartete. Diese ewige Warterei und das Hin- und Hergefahren gehörten damals zum Ausgehen dazu und wurde nie infrage gestellt. Einzige akzeptierte Alternative war das Trampen, das in der Stadt aber nicht immer einfach war und teilweise ebensolche lange Wartezeiten mit sich brachte. Dennoch bin ich des Öfteren auch mal zur Schule oder Arbeit oder in die Disco getrampt.

Mitte der 80er hatte ich nicht nur mehr Frieden mit der Lesbenszene gemacht, ich hatte auch meine Pubertät hinter mir gelassen und fühlte mich erwachsener und sexuell etwas souveräner. Ich hatte immerhin ab 1982 meine erste feste Freundin, 1984 meine zweite Freundin. Witzigerweise lernte ich beide nicht in der einen oder anderen Szene kennen – beides waren ehemalige Schulkameradinnen von mir. Mit ihnen zog ich durch die Szene und die Nächte und besuchte mehr und mehr auch alternative Homokale wie das *Café Lila*, das *Andere Ufer*, *Café Graefe*, das *Querelle*, das *Swingtime*, das *Steps*, ich entdeckte *Ellis Bier Bar* als Relikt einer Szene, die ich nicht mehr kennengelernt hatte und ging aber auch noch immer in sehr angesagte, nicht reine Homo-Clubs wie das *Cri du Chat*, das *Basement*, sah Konzerte im *Loft* oder im *KOB*. Die meiste Zeit allerdings verbrachte ich in der *O-Bar*. 1985 zog ich, nach einem kurzen WG-Intermezzo in Wedding, nach Kreuzberg 36, wo ich wieder eine Zweier-WG gründete. Ich wohnte fußläufig zur *Oranienbar* und war teilweise zum Frühstück dort – oder zum Kaffee nachmittags und abends erneut.

In dieser Bar lernte ich mehr Menschen kennen, erlebte mehr Skurriles und Einprägsames, habe geweint, gelacht, geknutscht, gekotzt und gefeiert (und sogar auch mal einen Film gemacht), als in allen anderen erwähnten Läden zusammen. Hier begannen meine Nächte, hier endeten sie auch meist.

1986 eröffnete die Lesbendisco *Lipstick* am Richard-Wagner-Platz in Charlottenburg. Heute eine gefühlte Weltreise, machte es mir damals nichts aus, mit der U-Bahn von der *O-Bar* in Kreuzberg, mit einem Abstecher ins *Pelze* oder *Paramount* in Schöneberg, nach Charlottenburg zu fahren und wieder zurück in die *O-Bar* – zur Not auch einmal mit der letz-

ten U-Bahn hin und (auch die nervige Wartezeit in Kauf nehmend) mit der ersten wieder zurück.

Ebenfalls im Jahr 1986 begann ich, mich an der damals noch schwulen Radiosendung *Eldorado* zu beteiligen. Das sollte mein Leben prägen und schwullesbischen Aktivismus (heute würde man LGBTI-Aktivismus dazu sagen) für immer in meine DNA einpflanzen. Parallel hatte ich halbherzig an der FU begonnen zu studieren, schlug mich mit Studentinnenjobs durch – die Möglichkeit dieser Jobs waren eigentlich der Hauptgrund für meinen Studentinnenstatus – und machte ehrenamtlich Radio. Als 1987 das erste Berliner Privatrado auf Sendung ging, war unser kleines selbstgemachtes Homo-Programm dabei: *Radio 100*, der erste private Radiosender Berlins, links-alternativ, kollektiv und chaotisch angetreten, um die Welt zu revolutionieren, hatte zur Überraschung aller, diese erste ausgeschriebene Frequenz erhalten und *Eldorado* war Teil dessen! Dass ein solcher Sender eine Frequenz zugesprochen bekam, grenzte an ein kleines Wunder und war wohl nur in dieser speziellen Zeit und nur in West-Berlin möglich – ein bisschen vergleichbar vielleicht mit den heute auch nur noch schwer vorstellbaren Freiheiten und Aufbrüchen in der Weimarer Republik.

Seinerzeit gab es nicht viel Auswahl an Radiosendern, obwohl wir mit den Alliierten-Sendern wie *AFN*, *BBC*, *FFB* und auch den DDR-Sendern die in West-Berlin empfangbar waren, und zudem noch dem *RLAS* besonders belohnt oder, je nachdem, wie man es sieht, auch bestraft wurden. *Radio 100* war etwas komplett Neues und wurde schnell beliebt und erfolgreich. Und mit ihm *Eldorado*. Ich wurde fester Bestandteil der Redaktion und moderierte mindestens eine Sendung pro Woche. Später dann, als die Lesben und Schwulen aus dem *Eldorado*-Dunstkreis sich im ganzen Sender breit machten, moderierte ich auch Morgen- und Vormittagssendungen und durfte meine Stimme bis zu viermal die Woche in ganz Berlin erklingen lassen. Und ganz Berlin ist hier wörtlich gemeint, denn unsere Radiowellen überstrahlten natürlich auch die Berliner Mauer. Wir hatten viele Hörerinnen und Hörer in Ost-Berlin. Hier kam *Eldorado* natürlich noch eine besondere Aufgabe zu: Die Sichtbarmachung von Homosexualität und die Verbreitung von Informationen zu Themen, die in der DDR ausgeklammert wurden. Einen offenen Umgang mit Homosexualität, Infos zu HIV und Aids und schließlich auch Veranstaltungstipps, die uns aus dem Osten per Brief geschrieben wurden, verbreiteten wir über den Äther und über die Mauer hinweg, wieder zurück nach Ost-Berlin. So bekam ich mehr und mehr von der Szene in Ost-Berlin mit und machte

mich 1987 neugierig auf, um mal die legendäre *Busche* oder die *Schoppenstube* zu sehen. Doch ich wurde jäh gebremst: Die Einreise wurde mir am Grenzübergang Friedrichstraße verweigert, wohl weil ich so aussah, wie ich aussah. Ein bisschen war das, wie schon Jahre zuvor im *Pour Elle* – Piefigkeit gab es eben in West und Ost!

Derweil in West-Berlin ging ich unbeirrt weiter täglich aus. Das Radio-studio lag in der Potsdamer Straße in Schöneberg, nur wenige Türen neben dem *Pelze*, einem meiner Lieblingsorte. Denn dort herrschte eine, für einen Lesbenort ungewohnt sexuell offene Atmosphäre, und ein abenteuerlustiges, aufgeschlossenes Klientel verkehrte dort. Wohltuend locker und durchaus verwegen wurde hier gefeiert und gevögelt, wie an nur wenigen Orten, an denen sich Lesben trafen. Immerhin kann sich das *Pelze* mit dem ersten Darkroom für Lesben in Berlin brüsten. Des Öfteren gab es hier Sex- oder Erotikpartys und in diesem Laden konnte ich sehr viele Erfahrungen sammeln und vor allem: die Scham ablegen!

Ansonsten ging ich sehr häufig ins *Lipstick*, ins Schwulenzentrum *SchwuZ* (damals noch in der Hasenheide) – in dem wir auch viele *Eldorado*-Partys feierten –, ins *Trash*, ins *Kumpelnest*, ins *Krik*, ins *Sox*, ins *Café Anfall* und natürlich immer und immer wieder in die *O-Bar*, wo ich auch viele meiner Radio-Kolleginnen und -kollegen traf.

Mittlerweile hatte ich mir auch endlich ein Motorrad zugelegt – ein Traum, den ich lange gehegt hatte und der mein lesbisches Selbstverständnis gewissermaßen vervollständigte. Dank meiner kleinen Honda hatte nun auch die ewige U-Bahn-Warterei ein Ende, und ich konnte noch mehr Zeit in Bars und Clubs verbringen! Neben dem Radio, dem ich immer mehr Zeit und Energie widmete, studierte ich mehr oder weniger ernsthaft an der FU und lebte von einem Studentinnenjob mit 20 Stunden die Woche. Meine Tage hatten offensichtlich mindestens 36 Stunden. Wie ich das zeitlich, finanziell und kräftetechnisch hinbekommen habe, grenzt für mich rückblickend an ein kleines Wunder.

Auch war mein erotisches Erwachen mittlerweile sehr viel weiter fortgeschritten – vielleicht auch, weil sich der zufriedenstellende und erfolgreiche Radio-Job und auch mein Motorrad positiv auf mein Selbstbewusstsein auswirkten. Ich traute mich mehr und bekam auch mehr Aufmerksamkeit von Frauen. Vielleicht etwas zu viel. Die Lesbenszene blühte auf und ich mit ihr. Ganz anders als das Mauerblümchen, das sich noch mit 15 oder 16 schüchtern an seinem Getränk in den angesagten Clubs festhielt, verkehrte ich nun souverän und auch stadtbekannt zwischen *Lipstick*, *Krik*, *Cazzo*,

Anfall, SchwuZ, Pour Elle (das mich immer mal wieder mit einer gewissen Ekelfaszination anzog), dem *Schoko-Café, KOB, Steps* und natürlich stets der *O-Bar*. Ich hatte Freundinnen, Affären, Affärchen, Flirts und die entsprechenden Dramen dazu. Mehr als genug Dramen. Denn so weit war es mit der gefühlten Souveränität im zarten Alter zwischen 22 und 26 doch noch nicht. Ich ahnte zwar, dass so manche Affäre vielleicht unnötig war und nur Chaos und Herzschmerz verursachte, konnte es aber auch nicht lassen. Der Hunger nach Leben, Bestätigung und freier Sexualität war größer. Also tat ich in meiner steten Angst etwas zu verpassen alles, damit dies nicht geschehen konnte – und strapazierte damit so manche Frauenherzen über. Mein eigenes wohl gemerkt aber am meisten!

Langeweile kam wirklich nicht auf bei mir. Ich studierte weiter, machte Reisen, mit Motorrad und ohne, politisierte mich immer stärker, und mischte mich in die Szene-Debatten ein. Aids kam auf und viele meiner schwulen Freunde und auch Kollegen im Radio waren betroffen. Es wurde deutlich, wie notwendig es für die schwul-lesbische Szene wurde, sich selbst zu organisieren und sich auch selbst zu helfen. Denn niemand tat das für uns. Und solange nur Schwule und Junkies in Europa starben, gab es scheinbar keinen dringenden Handlungsbedarf. Information, Forschung, Bekämpfung dieses neuen, unbekanntes, damals noch absolut tödlichen Virus kam nur schleppend und halbherzig voran.

Mit dem Aufkommen von Aids endete jede sexuelle Unschuld in West-Berlin und es machte einer düsteren Angst und Unsicherheit Platz. Aids läutete das Ende des West-Berliner Lebensgefühls ein, lange bevor der Mauerfall dies dann endgültig bewerkstelligte.

1988 gelang es mir dann tatsächlich doch nach Ost-Berlin eingelassen zu werden und mich dort mit einigen lesbischen Aktivistinnen zu treffen, um ihre Perspektive, nach einigen Gesprächen, auch im Radio verkünden zu können. Das unterdrückte (homosexuelle) Leben in der DDR einerseits und die unreflektierte Staatstreue einiger anderer aktiver Lesben und Schwulen dort andererseits ließen meine linken Utopien platzen wie eine Seifenblase. Das hatte ich mir anders vorgestellt. Ich musste zugeben: Ich hatte mir eine ganz andere sozialistische Gesellschaft gewünscht und vielleicht auch verklärt, schöngeredet – naive, links-sentimentale Romantikerin, die ich war. Auch ein Besuch in der *Busche* in Weißensee, der großen und in dieser Form einzigen (inoffiziellen) Disco für Homosexuelle der DDR, trug nicht unbedingt dazu bei, dass ich Ost-Berlin etwas abgewinnen konnte.

Und dann: Trotz all meiner Kontakte, dem Zugang zu Informationen, meiner Wachheit und Aufmerksamkeit – als der Anruf meiner damaligen Freundin kam, dass ich zum Grenzübergang kommen solle, denn die Mauer sei offen, habe ich nicht kapiert, wovon sie redet, und hatte auch nichts dergleichen antizipiert. Ich legte das Telefon wieder auf und schief weiter, weil ich am nächsten Morgen, dem Morgen des 10. November 1989 – ein Freitag – die Morgensendung »Morgengrauen« im Radio zu moderieren hatte. Wie in Trance fuhr ich an diesem dunklen, kalten Novembertag mit meinem Motorrad zum Radio, bemerkte um 5.30 Uhr sehr viel mehr Menschen auf der Straße als sonst und den unvergleichlichen Geruch von Trabi-Zweitakterbenzingemisch. Als ich in die Redaktionsräume kam, fand ich ein ungewohntes Gewusel vor und traf geradezu hysterische Menschenansammlungen in unserem Büro an.

Doch erst, als ich um 6.30 Uhr die ersten Kurzmeldungen über das Radio verlas und ich mich selber sagen hörte: »Seit der vergangenen Nacht ist die Mauer zwischen Ost- und West-Berlin geöffnet«, begriff ich, was wirklich geschehen war.

Wie in der Zeitlupeneinstellung eines Autounfalls verstand ich langsam, noch während ich die Neuigkeiten ins Mikro sprach, dass alles, was ich bisher kannte, soeben zu Bruch gegangen war und hier nicht weniger als der Anfang vom Ende stattfand – oder auch der Beginn einer neuen Zeitrechnung, einer Zeitrechnung, die ohne mein geliebtes West-Berlin beginnen sollte.

Raus aus dem Schrank und rein in die Straßen

Peter Hedenström

Peter Hedenström, geboren 1948, aufgewachsen in der Provinz, Anfang der 70er (abgebrochenes) Studium der Germanistik und Publizistik in Westberlin, dann Kellner, Mitbegründer der Homosexuellen Aktion Westberlin, Verleger (Verlag rosa Winkel), Reisender und Buchhändler (Mitbegründer von Buchhandlung Prinz Eisenherz), hält es seit 40 Jahren immer noch an der Seite seines Lebenskampfgefährten im jetzigen Berlin aus.

Schwieriger Einstieg. Sexuelles Porträt? Da muss ich ausholen. Zu Lüneburg, in der 1000-jährigen Heidestadt, in der ich aufgewachsen bin und Abitur gemacht habe, fällt mir bei Sexualität nicht viel ein, nur soviel: Circa eine Autostunde entfernt liegt Hamburg, und dort, zusammen mit einem guten Freund, fängt dann auch zumindest in Ansätzen etwas Sexuelles an: Zusammen fahren wir an einem Samstagabend nach Hamburg (ich muss so 17, 18 sein) – eingeladen von einem befreundeten Geschwisterpaar, das uns eine ganz spezielle Bar dort zeigen wollte. Noch unsicher, was mich erwartet, wird die Tür, nach Klingeln an der Einlasskontrolle und ein paar Stufen abwärts, geöffnet und (das erkenne ich auf Anhieb): Hier bin ich zu Hause! Meine erste Schwulenbar! Das *KC* – irgendwo in der Nähe der Reeperbahn. Dort lerne ich auch meinen ersten, etwas älteren und erfahreneren Mann kennen (zu dem ich – sporadisch – auch noch heute Kontakt habe). Aber dann ständig von Lüneburg nach Hamburg zu gondeln, ist zu aufwendig, und nach der Entscheidung für den Beginn eines Volkswirtschaftsstudiums in Göttingen (»Wer nichts wird, wird Wirt!«) läuft etwas schief. Der Freund geht nach Berlin und ich sitze in Göttingen und sehe dort einmal wehmütig einem Schwulen hinterher, der sich zwar nach mir umdreht, aber auf einem Fahrrad sitzt und vorbeiradelt. Das kann nicht alles sein. Eine Fahrt nach Frankfurt zu einem Konzert der Supremes (Motown ist meine Musik!) endet damit, dass sie am Abend nicht auftreten können – sie sitzen wegen Nebels in London fest, somit ist das Konzert auf den nächsten Abend verschoben und ich gehe betrübt durch Frankfurts Straßen und werde von Schaufenster zu Schaufenster von jemandem verfolgt, aber ich bin viel zu schüchtern, um diese Situation auszunutzen und

mich in ein – sexuelles – Abenteuer zu stürzen. So bleibt dann nur, einmal im Monat nach Berlin zu fahren und den Freund zu besuchen. Der kennt sich mittlerweile ein wenig aus.

Da ich das Studium in Göttingen nicht wirklich für mich nutze, die Entscheidung: Wenn du sowieso einmal im Monat in Berlin bist, dann kannst du auch gleich dort, nach Studienwechsel zu Germanistik und Publizistik, weitermachen, und du sparst dir das ständige Trampen. Da ich kaum Geld habe, fallen Bus oder Bahn weg, und somit ging es meistens per Anhalter los. Zu der Zeit ist das Trampen allgemein üblich – länger als eine halbe Stunde habe ich nie an der Autobahnauffahrt gewartet – heute wohl kaum mehr zu verwirklichen! Der Traum war dann oft, mal von einem Schwulen mitgenommen zu werden. Moment mal: Haben wir damals schon schwul gesagt? Das Wort war eher noch verpönt, hatte es doch etwas mit wirklichem Sex zu tun – und war das übliche Schimpfwort. Homosexuell war eher neutral, das konnte schon eher ausgesprochen werden.

Meine erste Bar in Westberlin, nachdem ich mich an der FU eingeschrieben und eine kleine, billige Wohnung nahe Innsbrucker Platz gefunden hatte, war das *Kleist Kasino (KC)*, sozusagen das Schwesterlokal vom Hamburger *KC*. Und gleich bei meinem ersten Besuch, ich fasse es nicht: die Musik: *Temptations* – also Motown, also meine – neue – Heimat! Soulmusik war auch in meiner Schule nicht angesagt – da war eher Beat gefragt! Gegenüber dem *KC* das *Trocadero*, etwas weniger chic, etwas billiger, aber auch mit Tanzfläche und Engtanz. Das *Troca* (neben dem *BiBaBo* in der Pfalzburger Straße, mit ganz winziger, runder Tanzfläche) wird das zweite Zuhause – hier lerne ich dann auch einen Kreis von Gleichgesinnten kennen, der mich über Jahre hinweg begleiten wird (und umgekehrt). Noch heute, wenn ich mit dem Bus vorbeifahre, denke ich manchmal wehmütig an den »Tuntenwechsel« vom *KC* ins *Troca*. Später dann direkt neben dem *Troca* an der Ecke die kleine Fickbar, den Namen habe ich vergessen. Hier werden zum ersten Mal Pornofilme gezeigt – noch mit richtigen Filmrollen auf einem Projektor (das Surren ist noch in meinem Kopf). Gleich ums Eck (und das gibt es heute noch) *Leydicke*. Einmal die Woche (ich glaube, es war der Donnerstag) erst Treff bei *Leydicke* mit sehr viel Obstwein (und gerne auch anschließendem Kotzen in dunkler Ecke) und dann Wechsel ins *Troca* – und dort bis in den frühen Morgen. Berlin kannte ja im Gegensatz zu Westdeutschland keine Sperrstunde. Tanzen (es gab damals schon einen DJ, bei dem man Wünsche anmelden konnte, die er dann in seiner Plattensammlung herausuchte), erst getrennt, vereinzelt,

aber dann, wenn die Musik langsamer wurde, die Frage: Tanze ich jetzt eng oder trennt man sich? Das war dann der entscheidende Moment! In der Früh dann entweder zum Wittenbergplatz auf die Klappe (heute eine Pizzeria) oder zur Bülowklappe direkt unter der U-Bahnstation (die zu der Zeit keine Station war, sondern erst nach dem Mauerfall und intensivem Staubwischen wieder geöffnet wurde). Zwischen dieser Station und dem Nollendorffplatz gab es oben auf dem Gleis einen Flohmarkt. Jahre später sollten wir an der Straße den ersten schwulen Buchladen Deutschlands, den *Prinz Eisenherz Buchladen für Schwule und andere Männer* eröffnen.

Dann im *Arsenal* in der Fuggerstraße die Aufführung des Films *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* und die ersten Diskussionen im Anschluss (mein Kreis aus dem *Troca* war natürlich dabei), die zur Gründung der HAW führten. Das war eine wirkliche Erlösung – nach unendlichen Diskussionen über eine Grundsatzklärung (*An der Seite der Arbeiterklasse ...*) wurde in der Dennewitzstraße (das Haus ist heute abgerissen) eine ganze Fabriketage (durch Vermittlung von Rosa von Praunheim, dessen Wohnung und Atelier sich ein Geschoss darunter befand) zu unserem neuen Wohnzimmer, und ich war erlöst von der Frage, wie und wo ich mich in der FU bei den Germanisten politisch einordnen wollte oder sollte (zur Auswahl standen die KPD-nahe Rote Zelle Germanistik oder die SEW-nahe Aktionsgemeinschaft von Demokraten und Sozialisten). Das Studium der Germanistik und Publizistik wurde immer nebensächlicher, das Engagement in der HAW an der Seite des Freundeskreises nahm meine ganze Zeit in Anspruch. Aktionen am Kurfürstendamm, Treffen mit westdeutschen Gruppen jeweils zu Pfingsten, Demos an der Seite der Arbeiterklasse zum 1. Mai im Schwulenblock. Jetzt waren wir keine Homosexuellen mehr, sondern Schwule, die aber im *Troca* Hausverbot bekamen, da ja der Film dazu aufgerufen hatte, die Bars und Clubs zu verlassen, auf die Straße zu gehen und nichtkommerzielle Treffpunkte zu gründen: »Out of the Closets – Into the Streets« war der aus den USA vernommene Schlachtruf. Leider gab es da einen kleinen, aber doch entscheidenden Übersetzungsfehler: statt »Raus aus den Toiletten (der Sub, den Klappen) und raus auf die Straße« hätte es heißen müssen »Raus aus dem Schrank (das heißt dem heimlichen Versteck) und raus auf die Straße« – war doch der heute weltweit gefeierte CSD (Christopher Street Day) gerade eine Verteidigung der schwulen Subkultur als ein uns gehörender Raum, sozusagen einem Safe Space. Und so trafen wir uns dann auch fast heimlich nach Diskussionen und Offenen Abenden im

SchwuZ anschließend wieder in der Sub – Sex unter Freunden oder Genossen war zwar angedacht und/oder ausprobiert worden, aber es lockten dann doch das *BiBaBo*, die *S-Bahn-Quelle* (ein wirklich legendärer Ort in der kurzen Passage zwischen Bleibtreustraße und Savignyplatz) oder *Elli* in Kreuzberg (ebenfalls ein legendärer Ort – wie die *S-Bahn-Quelle* legendär deshalb, weil dort das Publikum total gemischt war – Schwule jeden Alters, Lesben, Transen, Leder, Tunten: Eben nicht nur ein studentischer oder, wie es hieß »Schickimicki-Ort«). Vielleicht verirrte sich solch ein Publikum zwar auch mal dorthin, um Touristen zu zeigen, was und wie das »richtige« Berlin ist (sozusagen *Zille sein Milljöh*), und um mal »die Sau rauszulassen«. Die Sau rauszulassen war dann aber erst so richtig möglich, als die erste Lederbar mit Keller aufmachte: die *Knolle* in der Bundesallee. Zögerlich erst, aber dann doch immer häufiger traf man spät nachts dort ein, trotz der von Einigen vehement vorgebrachten Kritik und Protestaktionen, da man dort im dunklen Keller nicht reden durfte, da sonst die Anonymität, die ja eigentlich gerade den Reiz der Örtlichkeit ausmachte, nicht gewährt war. Außerdem auch hier das in vielen Kontaktanzeigen auch heute noch in Abwandlung zu findende »Tunten zwecklos«. Die Klappen waren ebenfalls – neben den beliebten Parks und dem Grunewald – ausgiebiger Treffpunkt – mit unterschiedlicher Klientel: am Ernst-Reuter-Platz eher studentisch, am Wittenbergplatz gemischt; Leder im Volkspark ... Das Angebot war vielfältig und über die Stadt verteilt. Im Jahr 2017 versuchte eine Ausstellung im Schwulen Museum etwas von dieser Klappenkultur aufzuzeigen. Diese Kultur gibt es nicht mehr – dafür dürfen wir jetzt heiraten.

Um aus der Anonymität herauszukommen (fast überall war der Einlass nur nach dem Klingeln an der Eingangstür und dem Öffnen des kleinen Gucklochs und der damit stattfindenden Einlasskontrolle möglich), wurde von zwei HAW-Mitgliedern in der Hauptstraße das *Andere Ufer* aufgemacht – nicht nur keine Kontrolle am Eingang in das Café, nein, sogar große offene Fensterscheiben, die Einblicke auf das Treiben im Inneren gewährten. Zum ersten Mal war damit eine wirkliche Öffnung nach Außen gegeben, getreu dem Motto »Mach Dein Schwulsein öffentlich« – und nicht nur auf Demos, in der Familie, am Arbeitsplatz, in der Uni, sondern auch da, wo wir feiern, uns treffen, wo wir eigentlich privat sind. Aber auch das ging nicht ohne Gegenargumente ab (diesmal sogar mit einem Steinwurf als »Argument«: Da wagen es doch zwei, sich mit Errungenschaften der Bewegung privat zu bereichern, statt das als Kollektiv zu machen).

Noch heute (als *Neues Ufer*) wird von David Bowie und Anhang, die dort verkehrten, geraunt ...

Zwei Ereignisse in der HAW (die als zu intellektuell, als Studentenkreis, angesehen wurde, weshalb von Einigen in Konkurrenz eine AHA, Allgemeine Homosexuelle Arbeitsgemeinschaft, gegründet wurde, aus der dann sogar ein Abzweig, die AHAA, Allgemeine Homosexuelle Arbeiter Arbeitsgemeinschaft, hervorging), bleiben unter vielen anderen im Gedächtnis: Nach langen Diskussionen wurde beschlossen, dass alle, die im Familienkreis noch nichts von ihrem Schwulsein (ja – die Bezeichnung »homosexuell« wurde jetzt, obwohl noch im Namen der Gruppe enthalten, durch das eindeutige »schwul« ersetzt, und damit dem Schimpfwort die Spitze abgebrochen) erzählt hatten, für ein Wochenende in ihren jeweiligen Heimatort fahren sollten/mussten, um es den Eltern, der Familie zu erzählen, um dort also ihr Coming-out zu haben. Ich gehörte zu diesen Auserwählten. Am Freitag also nach Lüneburg, und am Sonntagabend in letzter Minute dann die Eröffnung den Eltern gegenüber. Von der damaligen schwulen Hamburger Theatergruppe *Brühwarm* gibt es in meiner Erinnerung einen Song oder zumindest eine Liedzeile »Wie sag ichs meinen Eltern«. Und das zweite Ereignis: Ein Plenum wurde damit zugebracht, dass sich alle einen Frauennamen geben sollten/mussten/durften. Und auch da gehörte ich zu den Auserwählten. Aus »die Hedenström« wurde »Gesine Mehl«. Und hier fällt mir noch etwas Drittes ein, um das damalige Gefühl zu erklären, das heute wohl unvorstellbar ist: Die HAW war in verschiedene Arbeitsgruppen aufgeteilt, die im Turnus einen Samstagabend (*Der Offene Abend*) gestalten durften/konnten/mussten. Unsere Gruppe (die an einem großartigen Theoriepapier arbeitete mit dem Titel »Zur Frage, warum Schwule unterdrückt werden«), gestaltete den Abend mit großartiger Musik (natürlich Motown u. a.). Als dann aber gegen Mitternacht die Stimmung am besten war, wurde die Musik ausgemacht und die Frage in den Raum gestellt: Was machen wir hier eigentlich? Warum und wie feiern wir? Das traf nicht unbedingt auf die erhoffte Resonanz ...

Aus der Uni wurde ich inzwischen ausgemustert, was mich nicht sonderlich schmerzte – allerdings hieß das auch, den Unterhalt selbst verdienen zu müssen, da das Elternhaus die monatliche Unterstützung eingestellt hatte. Das *Café Lila* am Kreuzberg bot sich an – der erste Kellnerjob meines Lebens (und dort als Gast saß auch eines Abends ein freundlicher, gleichaltriger junger Mann, der auch heute, nach über 40 Jahren, immer noch an meiner Seite ist). Das *Café Lila* war ein neu eröffnetes Schwulencafé,

das sich der alternativen Szene zurechnete. Das Alternative wurde immer mehr zum Alltag: Nach all den K- und anderen hierarchisch geführten linken Gruppen bildete sich die Spontiszene heraus. Zeitungen (*radikal*, *info BUG*, ...), Kneipen, Frauen-, Kinderbuchhandlungen, Verlage (*Karin Kramer*, *merve*, ...), Filme, Galerien, Treffpunkte – immer mehr Versuche, sich aus den bürgerlich-kapitalistischen Zusammenhängen auszuklinken, überzogen wie ein dichtes Netz die Stadt. Gab es irgendwo einen Grund zu demonstrieren (Chile, Hausbesetzungen, ...), war es ausgemacht, sich bei *Kranzler* zu treffen und zu sehen/hören, ob eine Spontandemo angesagt wäre. Dann gab es von der HAW einen Info- und Büchertisch in der TU-Mensa – inmitten der zahlreichen studentischen Gruppen und Initiativen – das Informationsbedürfnis schien grenzenlos. Aus diesem Büchertisch entwickelte sich dann auch der Verlag rosa Winkel (benannt nach dem Zeichen der Schwulen, das sie im Dritten Reich im KZ tragen mussten und das nach eingehenden Diskussionen in der Öffentlichkeit getragen werden sollte, um sich zu solidarisieren mit den Tunten und dem Motto zu folgen »Mach Dein Schwulsein öffentlich«) und später der Buchladen *Prinz Eisenherz*. TUNIX war der große Kongress am Beginn der Spontibewegung – auch Gruppen der HAW beteiligten sich an diesem in der TU europaweit organisierten Treffen alternativer Initiativen, Gruppen und Persönlichkeiten. *Brot und Rosen*, eine in Berlin aktive Frauengruppe, organisierte ebenfalls einen Kongress, an dem unsere HAW-Gruppe teilnehmen durfte. All diese Ereignisse mögen mir jetzt zeitlich vielleicht etwas durcheinandergeraten – sie zeigen aber, dass es einen längeren Zeitraum gab, in dem eine ungewohnte Stimmung herrschte, für die neben den und trotz der unterschiedlichsten Strömungen, Meinungen und Auseinandersetzungen doch eines für alle galt: Aufbruch und Veränderungswillen. Dieser Wille zu Veränderung fragte erst mal unter anderem nicht nach finanzieller Absicherung, so nach dem Motto »Kann das gut gehen?«, sondern sagte: »Wir machen das jetzt!«. Hätte (nur als ein Beispiel) sich die die Gründung der *taz* (nach Tunix) die finanzielle Frage gestellt, würde es sie heute nicht geben. Hätten die ersten Schwulendemos nach finanzieller Absicherung gefragt, wären wir nicht auf die Straße gegangen. Hätten wir nicht gesagt: »Wir machen das jetzt!«, wären Verlag und Buchladen niemals gegründet worden. Ein zweiter Punkt war ebenso wichtig: Stichwort Vernetzung. Da gab es zum Beispiel den VLB, den Verband des linken Buchhandels, in dem sich alle sich als links verstehenden westdeutschen Buchhandlungen zusammentaten: So war es klar, dass sich linke Verlage

darauf verlassen konnten, dass ihre Bücher auch dort überall ausliegen würden. Die schwulen Buchläden, die sich in mehreren Städten gegründet hatten, tauschten sich untereinander aus und erstellten einen gemeinsamen Katalog. Natürlich gab es heftige Auseinandersetzungen (im *Prinz Eisenherz* haben wir das am eigenen Leibe erfahren müssen, und so mancher Frauenbuchladen ebenfalls). Nicht alles war Friede, Freude, Eierkuchen: Am heftigsten waren wohl die Diskussionen und Auseinandersetzungen in den überall entstehenden Wohngemeinschaften – trotzdem: Diese Zeit hat zwar viel Kraft gekostet, aber auch Kraft gebracht, und bis heute hat sich davon so einiges erhalten!

Wie ein Paukenschlag dann – zumindest für die schwule Szene – kam Aids. Und Berlin mit seiner freien Subkultur traf es besonders hart – aber auch da zeigte sich schon ziemlich schnell ein Gefühl und Verhalten der Solidarität: Die Aidshilfe wurde gegründet, die *Siegessäule*, Berlins queeres Stadtmagazin – ursprünglich mitgedacht auch als kontinuierliches Informationsblatt zu Aids – entstand. Auf die Mehrheit der Gesellschaft war kein Verlass, so war Selbsthilfe gefragt (und das gilt bis auf den heutigen Tag!).

»Ich habe über die türkische Community die Genderreisen schon mitbekommen, als es in Deutschland noch gar kein Thema war.«

İpek İpekçioğlu im Gespräch

DJ İpek aka. İpek İpekçioğlu ist eine international erfolgreiche und mehrfach ausgezeichnete, in Berlin/Istanbul lebende DJ, Produzentin, Kuratorin und Queer-Aktivistin. Neben dem Auflegen und Produzieren, das von ihrer bikulturellen Sozialisation und Einflüssen inspiriert ist, hat İpeks Arbeit einen starken sozial-kritischen Fokus. Sie beschäftigt sich in verschiedenen Projekten mit Themen wie Frauen, Migration, Rassismus, Mehrfachdiskriminierung und Gender, die sie in ihre Musik einfließen lässt. In all ihren Arbeiten setzt die Türkeistämmige auf Kultur- und Gender-Diversity und das Öffnen von Grenzen innerhalb der ethnischen und elektronischen Musikszene. İpek İpekçioğlu ist Aktivistin und Mitglied des female:pressure Netzwerks und Schirmherrin der Aktion Courage – School against racism. Diesem besonderen Mix und ihrem Aktivismus verdankt sie auch die Ehrung des Berliner Stadtmagazin Zitty als eine »der wichtigsten kulturellen Persönlichkeiten der Hauptstadt«. 2018 wurde sie vom Berliner Senat mit dem Preis für »lesbische Sichtbarkeit« ausgezeichnet.

Heinz-Jürgen Voß und İpek İpekçioğlu sprachen im Oktober 2020 miteinander.

Es soll um ein facettenreiches Bild von Westberlin gehen ...

Ich bin 1972 in München geboren.

Meine Mutter hat uns 1978/79 nach Berlin gebracht. Aber endgültig lebe ich seit 1980/1982 in Berlin. Dazwischen war ich ein Jahr in der Türkei, dann ein Jahr in Deutschland, dann wieder in der Türkei und dann wieder in Deutschland. Also ein ständiges Hin und Her. Deshalb sage ich immer, endgültig lebe ich seit 1982 in Berlin, aber eigentlich war ich schon seit 1978/79 hier.

Seit 1988 wohnte ich direkt an der Mauer in Neukölln. Und 1989 fiel ja dann die Mauer. Die Mauer war direkt unter meinem Balkon.

Und davor habe ich schon angefangen auszugehen. Da gab es ja noch nicht so viele queere Läden, also ging ich in schwule Läden. Da hatte ich

noch nicht mein Coming-out, also so offiziell »Ich bin jetzt n' Lesbe«-mäßig. Aber davor hatte ich ja schon meine feuchten Träume, meine Doktorspielchen.

Willst du sagen, ob du schwul bist?

Ja, bin ich.

Das macht das Reden einfacher.

Im Jahr 1982, wie alt warst du da?

Da war ich dann zehn. Damals haben wir in Wedding gewohnt, Liebenwalder Straße. Da bin ich dann in die Rübezahl-Grundschule gegangen und bin auch direkt in einer der sogenannten »Türkenklasse« gelandet. Ich war ein Jahr in Rehberge in Wedding, in einer deutschen Klasse, dann ein Jahr in der Türkei und dann in Wedding, in der Rübezahl-Grundschule.

Warum sagst du, das war eine »Türkenklasse«? Woran hat sich das festgemacht?

Wedding war selbst ein Arbeiterviertel mit einer großen Migrantenpopulation. Und da gab es »Migrantenklassen«. Damals haben die geguckt, dass die deutschen und die Migranten nicht so sehr gemischt waren. Und so kam ich dann in eine Klasse, wo halt nur türkeistämmige Migrantenkinder waren.

Und ich sah da schon wie ein Junge aus, wurde auch immer angefeindet für mein Aussehen. Und die Mädels hatten auch Angst vor mir, weil ich wie ein Junge aussah. Und die Eltern erlaubten ihren Töchtern nicht unbedingt, dass sie mit mir spielten, weil ich ja wie ein Junge aussah. Und ich wurde damals auch von Schulkindern geschlagen, weil nicht klar war, was ich bin. Und weil meine Mutter sich einen Dreiteiler angezogen hat – Rock, Weste und ein Jackett drüber. Es war ein sehr offener, progressiver, feministischer Haushalt. Damals habe ich angefangen, zum *Mädchenladen Wedding* zu gehen, obwohl ich nicht alt genug war. Und dort hatte ich auch die ersten Begegnungen mit Lesben.

Ulla, die damals im *Mädchenladen Wedding* arbeitete, sie kennt mich, seit ich zehn bin.

Und wie warst du in das Mädchenprojekt gekommen?

Meine Mutter hatte mich irgendwann da hingebacht: »Hier ist ein Mädchenladen, İpek ist ein Mädchen, sie braucht Beschäftigung, sie braucht

Freunde, also bring ich sie da hin.« Und dann hat sie mich da hingebracht. Und dann haben sie mich da trotzdem aufgenommen, oder ich bin einfach hingegangen. Die durften damals, glaub ich, Mädchen ab zwölf Jahren nehmen, und ich war zehn. Da hatte ich meine ersten Begegnungen mit alternativ lebenden türkeistämmigen Mädels und mit den ersten Lesben, deutsche Lesben, türkische Lesben.

In der Schule habe ich mich nicht gern gemeinsam mit den anderen Mädchen umgezogen, bin nicht mit ihnen duschen gegangen, weil ich Angst hatte, was sie sagen, wenn sie merken, dass ich anders bin. Und so Doktorspielchen ... Wo ich mit der Nachbarstochter was hatte, wo mein kleiner Bruder unser Sohn war. Sie war Krankenschwester, ich war der Doktor. Ich war der behandelnde Arzt. Das war ein Nachbarskind in Wedding.

Ich muss das mal zusammenkriegen: Wir haben erst in der Afrikanischen Straße gewohnt, dann Liebenwalder Straße, dann Kameruner Straße, dann sind wir irgendwann zum Kudamm gezogen, in die Wissmann Straße, und dann sind wir ins Märkische Viertel gezogen, Eichhorster Weg, und dann bin ich 1988 nach Neukölln gezogen, direkt an die Mauer. 89 hatte ich meinen Realschulabschluss, dann bin ich nach England und 91 zurückgekommen. Das war dann mein allererster Christopher Street Day in Berlin, wo ich mir meine Mutter geschnappt habe und ihre Hündin, und dann sind wir dahingegangen. Aber 89/90, bevor ich nach England bin, hatte ich mich bei meiner Mutter geoutet bzw. meine Mutter hatte mich ausgefragt. Dann hab' ich mich geoutet. Da hatte ich Thomas Kraack kennengelernt, er wurde mein best friend, ein deutscher schwuler Mann aus Schleswig-Holstein, 1,96 Meter groß, lange blonde Haare, mit dänischen Clogs. Er hat mich damals mit ins *Roses* genommen oder in das Café *Anderes Ufer*. Ich weiß gar nicht, ob dir das was sagt, aber schreib mal auf: *Anderes Ufer*, das war einer der Läden, wo halt auch viele Lesben und Schwule hingegangen sind. Es gab den *Lipstick*-Lesbenladen, sowieso diese Spelunke in Schöneberg *Kumpelnest*, die es immer noch gibt.

Dann hatte ich einen Freund bei meiner Mutter kennengelernt, Hatay Engin. Eine türkeistämmige Sängerin. Aber die Person war eigentlich Transgender. Hatay Engin war eine der türkischen Musiker*innen, die hier aufgetreten sind, in türkischen Gazinos. Er/Sie war das Pendant zu Zeki Müren. Zeki Müren ist ein großartiger Künstler gewesen, der niemals zugegeben hat, dass er schwul ist, und er* war mehr ein Transgender-Performer. Und als er starb, hat er* sein* Geld dem türkischen Militär vermacht. Er

hatte keine Kinder und wollte seine Loyalität mit der Türkei damit zeigen. Er* war die »Sonne der Nation«, gesangstechnisch. Damals gab es auch Bülent Ersoy, eine Trans-Frau-Sängerin, die auch Auftrittsverbot in der Türkei hatte. Die ist auch zeitweise nach Berlin gekommen und hat hier gelebt. Auch sie habe ich sogar kennengelernt, kurz. Mit solchem Bewusstsein von Trans-Frauen bin ich aufgewachsen. Also ich kannte keine deutschen Trans-Frauen, aber ich kannte türkische Trans-Frauen. Transgender Artists, Sängerinnen kannte ich. Meine allerersten Bücher, die ich über Homosexualität las, waren auf Türkisch. Ich dachte: Homosexualität ist etwas Türkisches, das sehe ich nicht bei den Deutschen. So bin ich aufgewachsen, ehrlich. Die ersten Homo-Freunde waren über meine Mutter, die haben mich auch geprägt. Eine butchige Lesbe, vielleicht sogar ein Trans-Mann, war mal verliebt in meine Mutter. Sie hat ihr eine Liebeserklärung gemacht – und das habe ich mitgekriegt.

Da bist du ja in einem sehr offenen Umfeld aufgewachsen. Warum war dann das Coming-out für dich noch ein solcher Schritt, der vollzogen werden musste? Wäre das Coming-out als heterosexuell nicht schwieriger gewesen?

Na, ich habe es ja probiert. Und danach habe ich gecheckt – nee, ich liebe mich doch in Mädchen. Ich weiß noch, dass ich mit meinem Bruder immer gespielt habe, als wir drei, vier Jahre alt waren, und ich war immer der Junge, der Mann. Und meine Mutter, weil sie sehr offen, progressiv und feministisch drauf war und Kunst und Kultur liebte, hatte sie immer sehr viele Künstler*innen um sich herum, die anders drauf waren als die Dominanzgesellschaft, anders als die Dominanzgesellschaft in Deutschland, aber auch die türkeistämmige Dominanzgesellschaft in Deutschland. Lesbische Frauen, Transgender-Künstlerinnen, Sexworkerinnen waren darunter. Auch die Sexworkerinnen sollten genauso respektiert werden wie der Schriftsteller oder die Transgender-Sängerin. Also meine Mutter hat sehr viele Menschen in unser Leben reingebracht, die von der Gesellschaft marginalisiert wurden, die ich aber als selbstverständlichen Teil unserer Gesellschaft wahrgenommen habe.

Erst hatte ich diese Doktorspiele. Mit elf, zwölf Jahren habe ich dann begonnen, mir darüber bewusst zu werden, dass ich mich in Mädchen liebe. Bei ihnen habe ich mich eher als Junge erwischt. Und als ich dann auf der Gesamtschule war – Friedensburg-Oberschule – hatte ich meinen ersten bewussten Kuss mit einem Mädchen. Das war vor 88, so mit 14, 15, 16. Und trotzdem hab' ich versucht, mit Jungs auszugehen – weil es alle so

gemacht haben – und mit Jungs auch etwas zu erleben. Aber ich habe gemerkt, das funktioniert irgendwie nicht. Und meinen letzten »Boyfriend« habe ich immer zu irgendwelchen Lesbenfilmen mitgeschleppt. Und er meinte: »İpek, wir gucken uns immer die gleichen Filme an, wo Frauen einander küssen ...« Okay.

Bist du mit den Freunden dann noch befreundet geblieben, nachdem du dein Coming-out hattest?

Mit dem Coming-out hat sich mein Freundeskreis schon verändert. Das Mädchen, mit dem ich mich das erste Mal bewusst geküsst hatte, hat das abgestritten. Aber ich hatte auch einen Freund. Weil meine Mutter immer meinte, erst wenn du es ausprobiert hast, weißt du, dass du es nicht willst – sie hat das nicht in Bezug auf Sexualität gesagt, sondern allgemein. Und ich dachte für mich, dass ich es mit den Jungs ausprobieren muss. Also habe ich es mit ein paar Jungs probiert, habe dann aber nachts immer von diesen Mädels geträumt. Ich habe es immer mehr gespürt und auch ausprobiert.

Damals gab es ja diese Video-Film-Ära. Es gab immer irgendwelche türkischen und indischen Filme auf VHS, und da habe ich mich immer wieder in indische Schauspielerinnen verliebt. Das war in den 80ern. In den 80ern gab es in den türkischen Filmen so eine Ära, wo Frauen als Sexsymbole, also Vamps, und mit Drogen gezeigt wurden. Und da hatten die ganzen Migrantenfamilien Angst, dass ihre Kinder ihre »Kultur« und ihren »Anstand« verlieren, weil sie in den türkischen Filmen diese Sex- und Drogenszenen sehen. Sie könnten dadurch neugierig werden und einen »falschen« Weg einschlagen. ... Und ich merkte immer, mit dem Frauenbild in den türkischen Filmen konnte ich mich überhaupt nicht identifizieren. Ich sah wirklich nicht so wie diese Frauen aus. Fühlte mich aber auch nicht so. Und dann habe ich angefangen, mir indische Filme anzusehen. Damals lebte ich noch in Wedding, Liebenwalder Straße. Da habe ich mich in die Schauspielerin Rekha verliebt. Und ich habe mich als Amitabh Bachchan, der Schauspieler, gesehen – ich sah genauso aus wie er, genauso hässlich wie er, dachte ich. Und irgendwann habe ich angefangen, indische Tänze zu machen. Ich habe sie nachts aufgenommen und sie nachts nachgemacht. Und da merkte ich, ich bin verliebt in Rekha. Ich habe angefangen, mir Ohr- und Nasen-Piercings zu machen, alles von Rekha. Für mich war klar: Wenn ich schon Rekha nicht lieben darf, dann werde ich wie Rekha sein. Und dann bin ich zu meiner Mutter gegangen: »Anne, warum haben indische Frauen immer solche [spitzen] Brüste?« – »Ach, was fragst du mich

immer solche komischen Fragen?« Und dann kam sie zu mir – ich war so 14, 15, 16 – und sagte: »Geh' doch aus, wie deine Freunde, in die Disco. Aber nimm keine fremden Zigaretten oder Getränke an und so.« Aber ich hatte kein Interesse, weil ich wusste, ich steh' nicht auf Jungs.

Perception of Westberlin. Bülent Ersoy war gerade da, im Krankenhaus. Da habe ich sie einmal besucht, also meine Mutter hat sie mit mir besucht. Oder Hatay Engin, Berliner Pendant zu Zeki Müren. Damals war der »Türkische Basar« im Hochbahnhof Bülowstraße. Da habe ich die ersten Belly Dance machenden Männer gesehen. In Berlin, in Westberlin, habe ich über die türkische Community die *Genderreisen* schon mitbekommen. Das waren die wichtigen Personen der türkischen ersten und zweiten Generation. Also wir haben damals schon Transgender-Personen gekannt, als es in Deutschland noch gar kein Thema war. Und wir haben schon mit dieser *Genderfluidness* gelebt. Was es heute im Vergleich zu früher einfacher macht, ist, dass wir heute mehr Begriffe haben, um etwas zu beschreiben wie *Genderfluidness*.

Das war in der Bülowstraße. Das war damals, in den 80er Jahren, ein türkischer Basar – da hast du so Sachen aus der Türkei gekauft, aber auch Essbares. Und da gab es abends Gazinos und da hast du abends männliche Bauchtänzerinnen gesehen. Und da hast du auch schwules Bedienungspersonal gesehen. Damals war Berlin schon mit seinen sexuellen Lebensformen sichtbar, ich weiß nicht, wie ich das genauer beschreiben soll. Damals ausgehen, in irgendwelche Salons, auf Türkisch sagen wir *Pavyon*, oder in *Meyhane* oder irgendwelche *Gazinos*. Hatay Engin ist aufgetreten. Und war vollkommen genderfluid. Und das hat selbstverständlich meine Bilder von »Frausein«, »Mannsein« geprägt.

War das dann eine besondere Community? Oder wie verhielt sich das zu der Dominanzgesellschaft, die du vorhin beschrieben hast?

Meine Mutter war halt meine Mutter, die sowieso *beyond* jeglicher gesellschaftlichen Konventionen gelebt hat. Sie hat fünfmal geheiratet, hat vier Kinder von drei verschiedenen Männern. Meine Mutter war eine freiheitliche, feministische, sozialkritische Person. Sie nahm uns zu irgendwelchen Operetten und Theaterstücken mit, die oft auf Türkisch waren, weil sie sie dann besser verstand, obwohl sie eine Übersetzerin war. Sie war eine alleinerziehende Mutter, die für andere die Einkommenssteuererklärung gemacht hat, Versicherungen, aber auch zwischendurch Töpfe verkauft hat und auch als Reinigungskraft gearbeitet hat – und um sich herum Kultur

versammelt hat. Sie war Bohème. Stell' dir vor, in so einem Salon bei meiner Mutter treffen sich halt alle, türkische, kurdische Schriftsteller*innen, Theaterschauspieler*innen, Trans*-Sänger*innen, Sexworker*innen. Sie essen und reden bei uns. Meine Mutter gab immer *private Parties*. So sind wir aufgewachsen ... Wow!

Das hat dich geprägt ...

Als ich meinen Realschulabschluss gemacht hatte, wollte ich Hotelfachfrau werden. Und obwohl ich einen halbwegs vernünftigen NC hatte, habe ich keinen Ausbildungsplatz bekommen, vermutlich weil ich eine Türkin war. Und weil ich keinen Platz bekommen habe, habe ich gedacht, was mach ich jetzt ohne Ausbildung? – und ich bin als Au-pair-Mädchen nach England. Das war auch die Zeit, als in Deutschland die Mauer fiel und Deutschland größer wurde – und das hat mir Angst gemacht. Ich wusste nicht, was mache ich jetzt in Deutschland? Was heißt das für uns Türken, Gastarbeiter? Also: Okay, weg.

Ich war auch in ein Mädchen sehr verliebt, gleichzeitig mit einem Jungen zusammen. Das war noch auf der Realschule. Ich habe ihr einen Brief geschrieben, aber ihn nie abgeschickt. Meine Mutter hat den Brief gesehen und gelesen. Und kam auf mich zu: »İpek, ich habe diesen Brief gelesen. Du bist in ein Mädchen verliebt? Aber du hast doch einen Freund?« Ich war eigentlich froh, dass diese Fragen kamen ... »Ja, ich verliebe mich in Mädchen. Und einen Freund habe ich, weil ich ausprobieren will, ob ich hetero bin oder nicht.« Und da sagte sie: »Ok. Bist du jetzt lesbisch geworden, weil du sexuell missbraucht worden bist?« »Nein, Anne. Sonst müssten 80 Prozent der Frauen auf der Welt lesbisch werden.« »Bist du lesbisch geworden, weil ich dir gesagt habe, bevor du 25 bist, nicht heiraten, bevor du 30 bist, keine Kinder machen?« »Nein, Anne, nein.« »Bist du jetzt lesbisch geworden, weil ich immer so negativ von Männern geredet habe?« »Nein, Anne. Ich zittere, schwitze, träume von ihr, mir bleibt der Atem weg, wenn ich sie sehe – ich bin verliebt.« Sie meinte: »Okay. Willst du das wirklich jetzt leben?« »Ja. Ich habe es mit Jungs probiert, aber ich verliebe mich nicht in sie. Es ist langweilig.« »Okay. Aber wenn du das lebst, dann musst du dazu stehen. Aber tue es nicht, wenn du denkst, du wirst dich schämen und du wirst es bereuen. Ich werde immer zu dir stehen, aber ich werde dich nicht besonders behandeln im Vergleich mit deinen Geschwistern. Du wirst genauso behandelt, wie jeder andere.« Das war ihre Reaktion.

Dann war ich in England und habe angefangen, mich dort nach Gruppen umzusehen. Wo kann ich andere gleichgeschlechtlich Liebende kennenlernen? Was heißt Coming-out? Was heißt das für Sexualität? Dann habe ich einen türkisch-zypriotischen Schwulen kennengelernt, und einen türkeistämmigen Schwulen aus Berlin. In England, im Club. Und dann kam ich 91 zurück. Und habe mir meine Anne geschnappt und gesagt: »Anne, kannst du dich an unser Gespräch vor einem Jahr erinnern?« »Was für ein Gespräch?« »Na, dass ich mich in Mädchen verliebe.« »Was ist damit?« »Ich bin jetzt lesbisch.« Und dann so: »Schnapp dir deinen Hund, wir gehen jetzt auf eine Demonstration« – den CSD. Damals war der noch klein. Und da habe ich mir gesagt, ich will eine Gruppe gründen. Ich möchte andere türkische Lesben kennenlernen. Also habe ich jede »türkisch« aussehende Lesbe angesprochen: »Ich heiße İpek, ich bin eine Lesbe, ich bin aus der Türkei. Bist du eine Türkin?« »Ja.« »Bist du eine Lesbe?« »Ja, sonst wäre ich ja nicht hier.« »Oh, lass uns eine Gruppe gründen, hier ist meine Telefonnummer.« »Was hat mein Türkischsein mit meinem Lesbischsein zu tun?« »Ist mir doch egal! Ich will einfach auf Türkisch und Lesbisch reden können.« Da habe ich damals wirklich eine Gruppe gegründet. Das war 1991.

Magst du gleich mehr zu der Gruppe sagen?

Ich habe halt auf der Demo viele angesprochen. Ich bin zur *Lesbenberatung* und zur *Schoko (Schokofabrik)*, *Begine* gegangen, habe Zettel gemacht und die überall aufgehängt. Es gab damals eine *Gay internationale Gruppe*, eine einzige. Also bin ich dorthin gegangen: »Hey, ich bin İpek, eine türkische Lesbe, ich will andere türkische Lesben kennenlernen.«

Es kamen acht oder zehn Frauen zusammen. Wir haben erst mal angefangen, uns in Wohnungen zu treffen. Gemeinsam singen, gemeinsam essen, von der Liebe mit Frauen reden, von Familie reden. Und einfach auch mal zusammen zu tanzen, Spaß zu haben, offen auf Türkisch sprechen zu können. Und in der Gruppe kam als Erstes die Frage: »Warum seid ihr hier?« Und da kamen als Antworten: »Ich erhoffe mir, dass mein Türkisch dadurch besser wird. Meine Eltern wollten nie, dass ich Türkisch spreche, weil wir eigentlich Kurden sind und damit wir auch keinen Rassismus in der Schule erleben. Also hat mein Vater uns kein Türkisch und kein Kurdisch beigebracht.« Andere sagten: »Ich bin allein. Ich habe einen Bedarf, mit anderen zu reden.« Es gab auch welche, die gesagt haben: »Ich verstehe die Deutschen nicht, die Deutschen verstehen mich nicht. Ich

erlebe Rassismus. Und ich will aber auch hier das sein, was ich bin.« Oder: »Ey, ich habe vermisst, einfach mit Frauen auf meine Musik zu tanzen.« »Warum bist du denn hier, İpek?« »Ich will wissen, wie ihr das mit der Familie hinkriegt, wie ihr das mit der Sexualität macht. Und wie macht ihr das mit dem Lesbischsein, Türkischsein und Deutschsein? Wie gehen wir mit dem Rassismus um? Und auch mit dem Sexismus? Und was heißt das eigentlich in der Gesellschaft, auf Arbeit, im Studium? Wie findet ihr Freundinnen? Was ist lesbischer Sex, wie funktioniert der? Und ich will auch Freundinnen haben, mit denen ich in die deutsche Szene ausgehen kann – damit ich nicht allein bin.« Und dann haben wir auch nach dem Background gefragt. Eine einzige hat gesagt, sie sei eine »richtige« Türkin. Ich bin halt eine Türkin, aber mein Großvater hat tscherkessischen Background, meine Großmutter hat türkischen Background, mein Vater hat kurdischen, arabischen, aber vermutlich auch jüdischen Background. Die Türkei ist eine mixed-up Kultur: »den Türken« gibt es nicht. Dann haben wir uns zweieinhalb Jahre getroffen. Und in der Türkei habe ich dann auch eine Gruppe gegründet, 1995.

Und welche Namen habt ihr den Gruppen gegeben?

Mit Brandings hatten wir es damals nichts so. Die eine war die *erste türkische Lesbengruppe*. Die andere, 1995, war *Sisters of Bilitis, Bilitis'in kız kardeşleri*. Ich habe ja auch meine Diplomarbeit zum Thema »Lesbisch und Türkisch! Ein Widerspruch!« geschrieben. İman Attia und Birgit Rommelspacher haben meine Diplomarbeit betreut. Birgit Rommelspacher, eine großartige Person, hat damals auch die Begriffe Dominanzkultur und Mehrheitsgesellschaft, wie auch die Vieldimensionalität der Machtverhältnisse geprägt – das Wissen viele ja gar nicht. Meine Arbeit war damals die erste zum Thema Lesbischsein und Türkischsein. Und ich musste noch viel umschreiben, weil es ja noch gar nicht die ganzen Begriffe gab, die wir heute haben. Ich habe Interviews geführt. Von uns BIPoCs gab es ja damals noch gar nichts dazu ... Dann Amuso mitgegründet, dann GLADT e. V. mitgegründet, und parallel wurde ich Gayhane-HomOriental Dancefloor-Resident-DJ. Das ist auch eine mit meiner lesbischen Identität connectete Geschichte.

Und warum habt ihr euch nicht in Projekten, zum Beispiel bei der Lesbenberatung, getroffen?

Auf die Idee wären wir nicht gekommen, uns in irgendwelchen Projekten

zu treffen. Wir haben uns erst mal bei uns getroffen. Es war schöner, vertraut, wir konnten Lärm machen, es war intimer. Du willst dich als Lesbe nicht in irgendeinem sozialen Projekt treffen. Später haben wir uns dann auch mal im *Mädchenladen Wedding* getroffen. Als ich dort angefangen habe, Praktikum zu machen, habe ich auch von meiner Gruppe erzählt und dann haben sie gesagt, ihr könnt es euch auch hier mal schön machen, wenn ihr wollt. Und dann haben wir uns dort getroffen. Damals habe ich auch bei der *Lesbenberatung* die Broschüre *Ayşe ist verliebt in Anja/Ayşe bir kıza aşık* herausgegeben. Das war 1992.

Ich bin 1988 nach Neukölln gezogen. Ich hatte erst mal viel Angst: »Da leben die Kanaken.« Ich selber kam aus Wedding und Reinickendorf, keine Ahnung, was für Vorurteile wir da über uns selbst – Migranten – hatten. Aber über Thomas Kraack, meinen schwulen »Mentor«, habe ich verschiedene Läden kennengelernt.

Du bist ja eine sehr bekannte DJane ... Was war für dich der Ausgangspunkt? DJane würde ich nicht mehr benutzen, DJ kannst du benutzen. DJ hat sprachlich keine Verweiblichung bzw. kein Gender. DJane hatten wir kurz genutzt, zur Sichtbarmachung, dass nicht alle DJs männlich sind. Aber jetzt sagen wir DJ.

In der Türkei in der Schule habe ich schon in einer Folklore-Gruppe mitgemacht. Und immer, wenn sie mir ein Kleid überstülpen wollten, habe ich mich dagegen gewehrt. Ich wollte in Jungs-Klamotten sein. Es gibt ein paar Fotos, auf denen ich sehr unglücklich aussehe, weil ich ein Kleid anziehen musste. In Deutschland habe ich das dann fortgesetzt. Ich war in irgendwelchen Gruppen, in denen es um Tänze und ums Singen ging. Als ich dann anfing, in der Szene auszugehen – *Lipstick, Schokofabrik, SO36* – lief da halt nie unsere Musik. Und ich hatte immer Kassetten mitgenommen, um die DJs zu bitten, das doch mal aufzulegen, damit wir auch mal tanzen könnten, mit unserer türkischen Lesbengruppe. Immer so: »Bitte, bitte legt das auf. Bitte, bitte spiel mal einen Song – guck, ich habe alles vorbereitet.« Und wenn es kam, waren wir so glücklich. Und eines Abends ging ich ins *SO36* auf die *Hungry Hearts Party* und dann kam Richard Stein auf mich zu und hat mich angesprochen. »Bist du lesbisch?« »Ja.« »Bist du Türkisch?« »Ja.« »Kannst du nicht in drei Tagen auf unserer ersten *Queer Oriental Party* auflegen?« »Ich habe das noch nie gemacht.« »Ach egal, pack deine CDs ein und komm.« CDs waren damals ganz neu, es gab auch noch keine MP3. »Ich habe keine CDs.« »Egal,

pack deine Kassetten ein und komm.« Und da dachte ich: Ey, das wäre ja jetzt dat Ding, dass ich endlich mal unsere Mucke auflegen kann ... »Es wäre mir eine Ehre.« Und bei der ersten *Queer Oriental Dance Floor Party* »Morgenland Schleiertanz« am 24.12.1994 habe ich dann aufgelegt, mit meinem schwarzen Tschador. Cihangir Gümüştürkmen kennt den Abend, er hat dort getanzt – dann hat er mich auf die Bühne gebeten, dann haben wir zusammen getanzt. Und dann habe ich mit Kassetten und ein paar CDs bis acht Uhr aufgelegt. Und Richard hat mir richtig Geld gegeben – 200 D-Mark damals. Es hat sich herumgesprochen, ein lesbisches Mädäl aus der Türkei macht internationale Musik. So afrikanisch, türkisch, kurdisch, griechisch, arabisch, Klezmer – sie legt alles auf. Und dann wurde ich eingeladen, weil ich eben die Musik machte, die nicht alle machen.

Ich hatte nie vor, Musikerin zu werden. Ich wollte Sozialpädagogin werden, dann Jura studieren. Vorher, als Jugendliche, wollte ich Hotelfachfrau werden. DJ zu werden, hatte ich mir nie erträumt.

Also habt ihr die erste türkische Lesbengruppe und Partys nicht gegen etwas – zum Beispiel gegen Ausschlüsse – gemacht, sondern einfach für euch?

Ich wollte mich mit den Leuten treffen, die ähnlich lebten, wie ich, die ähnlichen Erfahrungen machten. Als wir dann sagten, ok, wollen wir jetzt auf die Straße gehen, als die erste türkische Lesbengruppe? Wollen wir jetzt auf die Straße gehen und Forderungen stellen? – weil: Wir fühlen uns nicht willkommen in der Szene. Unsere Musik wird nicht gespielt. Wenn wir miteinander tanzen, werden wir komisch angeguckt. Wir werden komisch angebaggert. Wir haben das Gefühl, wir sind Fremdlinge für sie. Oder wir werden teilweise scheiße behandelt. Wollen wir jetzt auf die Straße raus? Da haben einige gesagt: »Nee, nee. Ich werde jetzt nicht auf die Straße rausgehen, mein Gesicht zeigen und sagen, ich bin lesbisch. Ich erlebe ohnehin schon genug Sexismus und Rassismus, ich will mir dazu nicht noch die Homophobie reinziehen.« Einige waren dafür, wir sollten Gesicht zeigen. Ich war von der zweiten Fraktion, konnte aber die erste Fraktion gut verstehen. Ich konnte von meinem Mutterhaus sagen, ich kann das machen. Also nutzte ich diese Möglichkeit. Für die anderen. Und für mich. Um mehr Raum zu schaffen. Und als ich dann die Gruppe in der Türkei gegründet habe, habe ich auch viele kennengelernt – und sie nach Deutschland eingeladen, damit sie Workshops geben, um zu erzählen, wie die Situation in der Türkei ist.

Im Vorgespräch hattest du schon die Bedeutung deiner Zeit in England erwähnt, hier tauchte es auch kurz auf. Was hat England mit dir gemacht?

Ich hatte keinen Ausbildungsplatz gefunden und ich war gerade unglücklich in Berlin – was bin ich denn jetzt, hetero oder Lesbe? Und Deutschland wurde immer komischer für mich – die Mauer fiel und ich hatte Angst. Und ich wusste nicht, wo ist mein Platz in Deutschland? Also bin ich dann eines Tags zu Thomas in die Wohnung gegangen. Und seine Mitbewohnerin, Lilo, meinte: »Warum machst du nicht Au-pair in England. Meine Familie sucht gerade wen.« »Was brauch ich dafür: Visum. Geld.« Also habe ich mir gleich einen Fabrikjob zugelegt, über eine Zeitarbeitsfirma, und habe angefangen, Geld zu sparen.

Dann bin ich dahin gegangen. Ich wog damals 72 Kilo, 20 Kilo mehr als jetzt. Hatte lange Haare. Ich sah ganz anders aus und war unglücklich. Und dann habe ich in meiner Englisch-Klasse einen Jungen kennengelernt, der sagte, er sei bi – und ich sagte ja auch, ich sei bi. Und dann haben wir zusammen angefangen, die Londoner LGBTQI*-Szene zu checken. Und dann wurde mir immer klarer, ich steh auf Frauen. Und ich lernte in Clubs Frauen kennen. Und ich lernte etwas über mein Verhältnis zu Deutschland. Wenn ich statt des englischen »Hello« ein deutsches »Hallo« hörte, wurde ich total glücklich. Und eines Abends in meinem Zimmer habe ich von Goethe den *West-östlichen Divan* aufgeschlagen, auf der einen Seite Deutsch, auf der anderen Englisch. Und dann habe ich gemerkt, wie schön eigentlich die deutsche Sprache ist. Und dann habe ich mir eine deutsche Affäre zugelegt, also ich hatte eine deutsche Freundin in England. Und ich habe gemerkt, ich bin noch nicht fertig mit Deutschland. Wenn ich nach Deutschland zurückgehe, was muss ich machen: Mein Deutsch sollte besser werden – es war nicht perfekt. Wie denn auch, wenn ich immer in irgendwelche »Türkenklassen« geschickt wurde. Ich wollte kein »typisches Gastarbeiterkind« sein. Ich will studieren – dafür brauche ich ein Abi. Okay, ich kann ein Fachabitur machen. Ich habe mir eine Schule gesucht. Und das war eine Entscheidung. Ich will Deutsch lernen, weil ich Macht haben will. Ich will, dass mich die Leute kennen, ich will sie kennenlernen. Und ich möchte auch meine Rechte kennen, nicht nur meine Pflichten. Dann bin ich nach Deutschland zurückgekommen. Und ich war mir dann auch sicher, dass ich lesbisch bin – Madonnas *Justify My Love* war da mein Lieblingssong, auf und ab lief er. Und ich dachte, ich brauche eine Gruppe – und so ging das los. Und ich habe meine ersten Beziehungen zu deutschen Frauen gelebt – und dadurch wurde auch mein Deutsch besser. Und

auch mein Körpergefühl wurde besser – ohne lange Haare, ohne meinem Versuch, eine Frau zu sein. Das hat sehr geholfen für die *Integration*. (lacht) Hab' eine Beziehung zu deutschen Frauen und schon wird dein Körpergefühl und dein Deutsch besser. (lacht)

Wäre dein Weg auch woanders als in Westberlin möglich gewesen?

Nein, ich glaube nicht. Das ist das Berliner Flair. Westberlin hatte die Besonderheit, dass es Künstler*innen angezogen hat, wie sie meine Mutter um sich versammelt hat. Berlin war immer besonders, warum Menschen dorthin gekommen sind. Denn eigentlich wollte niemand in Berlin leben. Aber diese Menschen sind nach Berlin gekommen, genauso wie Bundeswehrverweigerer. Berlin war damals schon eine Stadt mit einem Sammelsurium an Menschen unterschiedlichster Motivation. Es sind politisch Geflüchtete gekommen, manche sind aus der Türkei wegen der Arbeit gekommen. Meine Mutter ist gekommen, weil sie keinen Bock mehr auf die Konventionen als Frau in der Türkei hatte und studieren wollte. Aber Berlin war trist, sehr grau, sehr melancholisch. Die nächste westdeutsche Stadt war 300 Kilometer weg, drumherum nichts. Aber es gab extra Zuschlag dafür, Mauerzuschlag. Deshalb kamen Menschen.

1988 bist du an die Mauer gezogen. War es da noch trister?

Oh Gott. Das Gebäude befand sich im Westpart, der Balkon im Ostpart. Zwei Meter weiter war die Mauer. Meine Mutter parkte ihr Auto dort, weil die West-Polizei da nicht hinkonnte. Ich habe aus meinem Fenster hunderte Meter weit nur Soldaten, Stacheldraht und Mauer gesehen. Mit diesem Bild habe ich dort gelebt. Umgezogen waren wir, weil meine Mutter in der alten Wohnung keine Hunde mehr haben durfte – genau in die Heidelberger Straße, wo die Mauer war.

Im Osten war ich einmal – und habe dann im Fernsehturm oben im Restaurant gegessen. Es gab ja nur ein paar Grenzübergänge, und der Übertritt war nicht einfach ...

Bildstrecke: Aktivismus 1972 – 1973 – 1979

Nach der Reformierung des § 175 durch den Deutschen Bundestag im Jahr 1969 und dem Film von Rosa von Praunheim (mit Text von Martin Dannecker) *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt*, der 1971 uraufgeführt wurde, entwickelte sich bundesweit – und auch in Westberlin – in größerem Maß schwul-lesbischer Aktivismus. Die folgende Bildstrecke dokumentiert drei Demonstrationen: Erstens die *Pfingstaktion zur Abschaffung des § 175* im Jahr 1972 an der U-Bahn-Station Kurfürstendamm, zweitens die *Pfingstaktion und »erste Schwulendemonstration«* 1973 und drittens den ersten *Berliner Christopher Street Day* 1979. Die Bilder entstammen den Super-8-Aufnahmen, die Wilfried Laule bei den jeweiligen Aktionen gemacht hat. Sie dokumentieren die Vielfältigkeit und Größenordnung des Protests – und auch die Heterogenität der Demonstrierenden.

Pfingstaktion 1972, Kurfürstendamm









Pfingstaktion und erste Schwulendemonstration Westberlin, 1973











Erster Christopher Street Day Westberlin, 1979















Kunst – Kultur – Politik

Dykes im Kopfsteinpflaster-Kreuzberg

Carolyn Gammon im Gespräch mit Katharina Oguntoye,

Redaktion: Susann Kaiser

Katharina Oguntoye ist Historikerin und hat die feministische und afro-deutsche Bewegungen maßgebend mitgeprägt, unter anderem als eine der Herausgeberinnen und Autorin des Buches Farbe bekennen: Afro-Deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte (1986) und als Gründungsmitglied der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland und von ADEFRA (Afro-deutsche Frauen- und Lesbengruppe). Sie ist auch die Autorin des Buchs Schwarze Wurzeln, Afro-deutsche Familiengeschichten von 1884 bis 1950, das im Orlanda Verlag neu erschienen ist. Seit 1983 ist sie Aktivistin in der Frauen-/Lesbenbewegung und seit 1996 ist sie Leiterin des von ihr mitbegründeten Vereins Joliba – Interkulturelles Netzwerk in Berlin e. V. (www.joliba.de). 2020 erhielt sie den Berliner Preis für Lesbische Sichtbarkeit.*

Carolyn Gammon, Kanadierin, lebt seit 1991 in Berlin. In Kanada half sie bei der Gründung der Lesbian Studies, veröffentlichte einen Gedichtband mit dem Titel Lesbians Ignited. Ihre aktivistische Arbeit setzte sie in Deutschland mit der Berliner Lesbenwoche fort. Sie arbeitet als Reiseleiterin für das jüdische Berlin und hat Bücher mit Holocaust-Überlebenden verfasst: Johanna Krause – Zweimal verfolgt. Eine Dresdner Jüdin erzählt und Das ungeschriebene Tagebuch des Israel Unger (beide im Metropol Verlag, Berlin, erschienen).

Susann Kaiser ist freie Autorin, Redakteurin und Übersetzerin.

Das folgende Gespräch für *Westberlin – ein sexuelles Porträt* fand im Januar 2021 in Berlin, Kreuzberg, zwischen Katharina Oguntoye und Carolyn Gammon statt, die seit drei Jahrzehnten ein Paar sind.

Katharina: West-Berlin, das war eine Insel – ein kulturelles, alternatives Paradies, umgeben von Stacheldraht. Das Geld saß woanders, vor allem in Frankfurt, aber hier gab es ja kaum Industrie. Also ließ man uns in Ruhe und ließ der Fantasie und Energie der Menschen freien Lauf. Und es gab unzählige kreative Menschen aller Art in der Stadt.

Ich war aus Heidelberg nach Berlin gekommen und hatte nach einem alternativen Lebensstil gesucht. Berlin umgab noch diese Aura von Marlene Dietrich und Claire Waldoff. Ich hatte damals noch gar nicht mein Coming-out, aber unbewusst habe ich schon danach gesucht. So sah das Panorama aus, das mich begrüßt hat, und in diesem Biotop bin ich dann aufgeblüht.

Ich habe in verschiedenen Kiezen gewohnt, bevor ich mich in Kreuzberg 36 niedergelassen habe. Zuerst landete ich mit einigen Leuten aus Heidelberg im anderen Kreuzberg, also in 61 in der Nostitzstraße. Das war weniger arm als 36, allerdings nicht so schick wie Charlottenburg oder Schöneberg. Ich war gerade dabei, mich zu outen und zog mit ein paar lesbischen Mitbewohnerinnen in den dritten Stock einer Wohnung in der Kirchstraße in Moabit. Da sah es auch noch ganz anders aus als heute, das ist ja mittlerweile eine total gehobene Wohngegend. Aber damals konnte man eine Wand zur nächsten Wohnung durchschlagen ohne es dem Vermieter zu sagen. Und das haben wir auch gemacht! Wir haben die Küche dahin verlegt, wo wir sie haben wollten, und in der Badezimmertür gab es ein Fenster und keinen Vorhang!

Südlich der Kirchstraße in Richtung Hansaviertel führte die »Bärenbrücke« über die Spree, die Moabiter Brücke mit den großen Bärenskulpturen. Meine Mitbewohnerinnen und ich sind sonntagsmorgens immer im nahgelegenen Rosengarten spazieren gegangen. Die Akademie der Künste mit ihren interessanten Veranstaltungen war gleich um die Ecke. Aber das Beste war das *Café Buchwald*, eine original Berliner Konditorei, in der man den besten Baumkuchen der Welt bekam, in diesen antiken Stühlen saß und wie die ganzen Rentnerinnen und Rentner ein Kännchen trank. Es war ein cooles Gefühl, Teil von etwas so Traditionellem zu sein. Dann gab es natürlich das Gefängnis Moabit in der anderen Richtung, von dem jeder wusste, dass es berühmt war, für Häftlinge wie Ernst Thälmann oder Andreas Baader. Ich habe etwa anderthalb Jahre in der Kirchstraße gewohnt, aber die Mitbewohnerin, in die ich verliebt war, hat nicht erkannt, was sie an mir hatte. Ich bin dann gegangen.

Als ich nach Kreuzberg 36 zog, war ich schon eine ganze Weile out. Ich besuchte die Frauenklasse der Schule für Erwachsene Bildung (SfE) am Mehringdamm auf dem zweiten Bildungsweg. Meine Mitschülerin Uli hörte, dass die Altbauwohnung über ihr frei wurde, in

der Sorauer Straße, einen Steinwurf vom Schlesischen Tor entfernt. Und da zog ich dann 1983 ein. Das Haus wurde in den 1860er Jahren gebaut und ist das, was man eine Mietskaserne nannte. 100 Jahre zuvor hätten hier die armen Berliner gewohnt, eine Großfamilie mit bis zu zwölf Leuten in Küche und Stube. Meine Wohnung umfasste zwei dieser »Küche/Stube«-Einheiten, und für 85 Quadratmeter habe ich 225 Mark Miete bezahlt. Hier wohnen wir heute noch – die Miete ist allerdings deutlich gestiegen! Wenn ich hinten raus aus meinem Fenster im vierten Stock schaute, konnte ich verschiedene Hinterhöfe mit den dazwischen liegenden kleineren Gartenhäusern sehen. Es sah aus wie auf dem Dorf. Und um das Landleben perfekt zu machen, gab es einen Hahn, der morgens beim Frühstück gekräht hat.

Carolyn: An den Hahn erinnere ich mich! Den gab es noch, als ich 1991 hierher kam!

Katharina: Na ja, das muss schon ein paar Hühnergenerationen später gewesen sein! Jedenfalls, wenn man vorne rausschaute, waren die Häuser damals noch gar nicht renoviert. WGs haben auf dem Gehweg Sonntagsfrühstück gemacht und Nachbar*innen haben miteinander geredet. Ich hatte zum Beispiel keine Waschmaschine und meine Nachbarin Uli hatte keine Dusche also habe ich meine Wäsche bei ihr gewaschen und sie kam zum Duschen nach oben. Oder ich machte Katzensitting für die Lesben im Hinterhaus. Die Bewohner*innen hier waren eine Mischung aus Lebenskünstler*innen, Senior*innen, Arbeiter*innen und Intellektuellen. Menschen hatten Interesse an einander. Das war das Besondere an West-Berlin. Kurz vor dem Fall der Mauer verschlechterte sich dann die wirtschaftliche Situation, die Arbeitslosigkeit stieg und stieg, und man sah mehr von der traurigen Seite der Stadt: die Drogen und den Alkohol. Menschen begingen Suizid, indem sie aus dem Fenster sprangen. Das alles gab es hier.

Ich hatte aber eine Ausbildung als MTA – medizinisch-technische Assistentin – und konnte immer Geld verdienen. Das machte einen entscheidenden Unterschied. Selbst mit einem kleinen Einkommen aus einem Nebenjob konnte man hier gut leben. Aber Kreuzberg war ein raues Pflaster. Viele Leute sind weggezogen, weil das Leben hier so hart und deprimierend sein konnte, aber als es dann in den 1990er Jahren wieder cool wurde, haben so einige ihren Weggang bereut!

Als ich einzog, kam Frau Kusch aus dem zweiten Stock nach oben und sagte: »Wir vertragen uns alle gut in diesem Haus. Aber Sie

müssen ihren Ascheimer vom Treppenabsatz nehmen«. Ich war nicht der Typ, der auf so etwas reagiert, und damals gab es keine Regeln, an die man sich halten musste. Frau Kusch meinte, der Ascheimer sei gefährlich, aber eigentlich wollte sie Kontakt aufnehmen. Leider war ich damals etwas schüchtern, und mir war nicht so bewusst, dass das eine unglaubliche Chance gewesen wäre, mit einer Person zu sprechen, die hier schon vor dem Krieg und vor der Bombardierung gelebt hat, als der Görlitzer Bahnhof noch stand. Als ich nach Kreuzberg kam, war der heutige Görlitzer Park ein überwuchertes, ungenutztes Grundstück. Das Gelände war unbebaut, es gehörte der DDR, die das Erbe der Reichsbahn angetreten hatte. Es gab eine Tunnelunterführung. Die habe ich oft benutzt, bis ich hörte, dass dort eine Frau überfallen worden war.

Carolyn: Als ich das erste Mal nach Kreuzberg kam, liebte ich einfach die ganze »Rauheit« des Viertels. Ich liebte die Gaslampen, die Graffiti, die Kohleöfen – ja, sogar deren Geruch. Wahrscheinlich bin ich der einzige Mensch, der den Geruch von Kohleöfen liebt! Aber vielleicht liebe ich ihn, weil ich damit die Zeit assoziiere, in der wir zusammengekommen sind ...

Katharina: Ich mag den Geruch von Kohleöfen auch!

Carolyn: In Kanada war alles viel moderner. Ich war schockiert, dass mir nicht bewusst war, was eine Zentralheizung ist, weil ich damit ganz selbstverständlich aufgewachsen bin. Bis ich in diese Wohnung kam und sah, dass man jeden Raum einzeln heizen musste. Und eine Tonne Kohlebriketts im Keller lagern und die Kohlenkiepen 88 Stufen hochtragen!

Katharina: Das lernt man in Berlin – dass man heizen muss, wenn man es warm haben will! Oder man muss den teuren Durchlauferhitzer aufdrehen, damit man warmes Wasser hat. In Westdeutschland war alles einfacher – für eine richtige Dusche kam das warme Wasser einfach aus dem Hahn. Ich kleidete mich damals nach der typischen Kreuzberger »Mode«. Es gab verschiedene Stile, je nachdem, wer man so war. Für Lesben war der androgyne Look angesagt. Also kleidete ich mich wie eine Abenteurerin mit Lederjacke und Stiefeln. Ich wollte aussehen wie eine Pilotin, die gerade aus einem Doppeldecker steigt! Meine Lieblingskneipe, oder man könnte auch sagen unser zweites »Zuhause«, war das *Die 2*, Ecke Motzstraße und Martin-Luther-Straße. Mittwochs, freitags und samstags war es obligatorisch, sich

dort blicken zu lassen. *Alle* waren da. Also alle, die für uns wichtig waren. Das *Pour Elle* gab es ja auch noch, aber das war eine ganz andere Szene dort. Unsere In-Szene traf sich im *Die 2*. Dort haben wir unser Leben gelebt und uns getroffen. Es war immer supervoll – es hieß sehen und gesehen werden. Wir haben getanzt und getanzt. Während auf der kleinen Tanzfläche in der Mitte abgerockt wurde, saßen die Freundinnen etwas erhöht drumherum, hinter eine Balustrade. Ich habe mich immer gerne unterhalten, weil ich mich nicht wohlfühle, wenn ich nur so herumstehe, aber es war so laut, dass man schreien musste. Was wir zu sagen hatten, war natürlich alles wahn-sinnig wichtig und spannend!

Ich hatte eine Reihe von Affären, kurze Affären. Naja, wie das so geht. Anschauen, flirten, und dann wie es in dem alten Lied *Unter den Linden* heißt: »Schwupps, da ist sie schon dein Schatz«. Es war kein Problem, eine Freundin zu finden, aber es war ein Problem, meine Erwartungen zu erfüllen. Ich war auf der Suche nach echten Gefühlen und nicht nur einer Affäre. Das Schicksal hielt keine echte Partnerin für mich bereit. Ich hatte alle halbe Jahre eine Freundin. Dass wir nicht zusammenpassten, zeigte sich dann immer rasch. Die letzte Liebelei dauerte nur noch einen Tag.

1984 kam Audre Lorde, die Schwarze amerikanische lesbische Dichterin, als Gastprofessorin an die Freie Universität, und meine Frauenklasse besuchte ihre Vorlesungen. Als Audre in mein Leben trat, hatte ich das Gefühl, die Welt sei ein einziges großes Feuerwerk! Es war irgendwie magisch, denn zu dieser Zeit war ich auf der Suche nach Führung, nach einer Person, die mich lehren konnte. In der Zeit hatte ich einen Traum, dass jemand Altes und Weises da sein würde. In meinem Traum sah diese Person nicht aus wie Audre, aber es war ein Zeichen für mich. Ich war sehr jung und unsicher, und zusammen mit Gloria Joseph wurde Audre eine wunderbare Mentorin, die mich in meinem Wachstum unterstützte, ohne mich zu sehr zu drängen, und die mich wissen ließ, dass sie Vertrauen in mich und meine Fähigkeiten hatte.

Audre hat die Idee vorangetrieben, ein Buch mit den afrodeutschen Frauen zu machen, und ich wurde gefragt, ob ich mitmachen möchte. Von 1984 bis -86 haben wir an *Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte* gearbeitet, und als das Buch erschien, war dies der Beginn der Schwarzen Bewegung in Deutsch-

land. Die Community hat sich zusammengefunden. Ich habe die ISD, die Initiative Schwarzer Deutscher, und Adefra, die Afrodeutsche Frauengruppe, mitbegründet. Wir hatten nonstop irgendwelche Meetings, trafen uns auch in meiner Wohnung. Ich hatte allen gesagt, meine Wohnung sei nur für Frauen, und zack, da standen sie vor der Tür, mit Männern aus der Community im Schlepptau, um das erst mal zu testen. Natürlich habe ich sie reingelassen. In dieser Wohnung gab es wilde Adefra-Partys. Ich habe die Welt der neuen afrodeutschen Bewegung geliebt, aber sie war sehr hetero. Es gab ein paar schwule Männer, und einer von ihnen, Paul, wurde ein Freund fürs Leben. Aber mein lesbisches Leben fand getrennt davon in der feministischen Bewegung statt.

Audre Lorde kam jedes Jahr nach Berlin, und 1988 fragte sie uns, die wir an *Farbe bekennen* beteiligt waren, ob wir zur Feministischen Buchmesse in Montreal eingeladen werden wollten. Das war wahn-sinnig aufregend, als Rednerin zu einem internationalen Treffen eingeladen zu werden! Eine unglaubliche Aufgabe und Ehre. Und als ich 1988 dann zum ersten Mal nach Nordamerika kam, wollte ich sofort bleiben! Ich traf dich, Carolyn, und die Aktivistinnen aus Toronto und Montreal. Ich habe mich eigentlich nur noch gefragt: »Was zum Teufel soll ich in Deutschland?« Wenn es nicht diesen furchtbaren TOEFL-Test gegeben hätte, hätte ich mich für ein Stipendium in den USA oder Kanada beworben. In Deutschland lebte ich als Schwarze Person so isoliert. Nun fand ich mich in Montreal und New York in Schwarzen Kreisen wieder, und lesbische Kultur war überall. Wir hatten alle die gleichen Themen, und alle interessierten sich für den Kampf der Gleichberechtigung der Frauen.

Carolyn: Es ist verrückt – als du nach Nordamerika kamst, hast du es geliebt und wolltest bleiben, und ich hatte das gleiche Gefühl, als ich nach Deutschland kam und die feministische Lesbenszene hier entdeckte. Ich liebte es ... Und ich blieb!

Katharina: Ich fühlte mich total privilegiert, quasi Teil eines internationalen lesbischen Jetsets. Das war fabelhaft! Ich kannte Frauen, die nach Frankreich oder Australien oder in die USA reisten. Es war das Gefühl, Teil einer weltweiten Bewegung zu sein. Revolution war möglich. Der Gedanke, dass so viele Leute in allen Teilen der Welt an den gleichen Themen arbeiteten, hat uns gestärkt. Wir waren alle auf der gleichen Wellenlänge. Wir wollten die Gewalt gegen Frauen be-

enden und kämpften gegen Vergewaltigung, Pornos und Ausbeutung und für das Empowerment von Frauen und Lesben. Die Veränderungen hingen überall auf der Welt in der Luft, und wir waren bereit! Im Sommer 1988 fand dann nicht nur die dritte Internationale Feministische Buchmesse statt, sondern danach war ich auch beim Cross-Cultural Black Women's Studies Summer Institute in New York. Das waren zwei sehr lesbische Veranstaltungen, die meinen Aktivismus wirklich in den Fokus gesetzt haben und mir unendlich viel Energie gaben.

Die deutsche Geschichte wog schwer. Das Wissen um sie und die Verantwortung lasteten auf mir. Mir war schon als junge Frau bewusst, dass der Holocaust eines der größten Themen hier war. Ich habe mich immer sehr für Geschichte interessiert, und im deutschen Fernsehen habe ich viele Sendungen über den Holocaust gesehen, aber die liefen fast immer nach 22 Uhr. Ich war eine Nachteule und schaute diese Sendungen, aber da waren die ganzen berufstätigen Frühaufsteher schon im Bett. Als in der Gesellschaft langsam eine Diskussion über den Holocaust begann, hatte nur ein geringer Prozentsatz der Bevölkerung die Dokumentationen gesehen. Ich war gut informiert, dachte dann aber: Warum sollte man mit dieser schrecklichen Geschichte leben wollen? Aber mir war auch klar, dass ich mich im wunderschönen Kanada dann mit den dortigen Themen auseinandersetzen müsste – zum Beispiel mit dem Kampf der indigenen Völker. Ich wusste, dass ich mich letztlich mit meiner Herkunft und dem, womit ich aufgewachsen bin, auseinandersetzen musste. Das gab mir das Gefühl, dass Deutschland der richtige Ort ist, um meine Arbeit zu machen. Ich war mir auch bewusst, dass ich ein besonderes Talent für Rhetorik und das Schreiben habe, und das würde ich in einer anderen Sprache verlieren.

Carolyn: Wem sagst du das!

Katharina: Als du nach Berlin kamst, hattest du bereits ein gutes Stück Arbeit in Sachen Antisemitismus und Antirassismus hinter dir. Das war letztlich der Schlüssel. Die Leute, die ich hier getroffen habe, wollten sich nicht wirklich damit auseinandersetzen. Sie dachten, sie hätten es getan, aber das hatten sie nicht. Als ich ein Kind war, elf oder zwölf Jahre alt, dachte ich: »Okay, ich kann mit jedem Menschen befreundet sein – außer mit einem Rassisten.« Dann habe ich lernen müssen, dass ich auch mit Rassisten reden muss, weil es so

wenige Menschen gibt, die antirassistische Arbeit wirklich verstehen! Ich glaube, das ist zum Teil der Grund, warum ich keine Partnerin finden konnte. Ich erinnere mich, dass eine Mitorganisatorin mir sagte, dass ich eigentlich *nicht* so gut in der Öffentlichkeit sprechen können sollte, wie ich es aber nun mal konnte. Oder eine andere sagte mir, ich müsse dieses und jenes tun, weil sie es halt so wollte, und als ich entgegnete: Nein, ich muss gar nichts, bestand sie darauf. Ihrer Ansicht nach sollte man eben in dieser oder jener Position sein. Leute teilen Menschen in Kategorien ein, und wenn man das tut, endet das in einem furchtbaren Schlamassel. Man kommt da nicht mehr raus, weil diese Grundeinstellung bei allen Interaktionen an die Oberfläche kommt. So habe ich gelernt, dass ich mit diesen Menschen zwar immer noch befreundet sein konnte, aber ich akzeptierte dieses Verhalten nicht; ich musste vorsichtig sein und es schränkte die Freundschaft ein. Es war einfach abtörend. Ich musste jemanden finden, die mich nicht abstempeln würde, sprich, mich als das Andere markiert, der meine Interessen wirklich am Herzen lagen. In gewisser Weise müssen Partner*innen bereit sein, einen Teil von sich selbst zu geben, einen Teil ihres Lebens.

Du warst irgendwie anders, du warst politisch interessiert und dir vieler Dinge bewusst. Du hattest Freund*innen und Kolleg*innen, die Schwarze und Indigene waren. Du hast die Menschen nicht in Bezug auf ihre Herkunft oder Klasse kategorisiert. Du hattest viel aktivistische Arbeit geleistet und viele dieser wichtigen Themen angesprochen. Ich sage oft zu Leuten in der Antirassismuserbeit: »Stell dir vor, die Liebe deines Lebens taucht auf, und du bist nicht bereit, ihr wirklich zu begegnen. Sollte das nicht die beste Motivation sein, Rassismus zu verlernen?«

Ich teste jede/jeden. Ich meine, ich habe nicht Test 1, Test 2 ..., aber ich warte ab, sehe was passiert. Es dauert seine Zeit, bis ich sage: Das ist eine Beziehung, eine Freundschaft. Die anderen Frauen, mit denen ich zusammen war, waren auch nett, aber wir waren nicht auf der gleichen Wellenlänge. Manchmal lag es auch daran, dass es mir an Verständnis gemangelt hat. Ich hatte zum Beispiel eine Freundin, die Gewalt durch Männer erlebt hatte. Mit ihr hatte ich eine meiner ersten sexuellen Erfahrungen, und sie hat das angesprochen, und ich habe nicht gut reagiert. Das war für mich damals viel zu kompliziert und schwierig. Also war sie verletzt. Es war wirklich traurig. Als wir

beide, du und ich, uns mit Anfang 30 kennenlernten, hatten wir einfach schon einen Umgang mit vielen dieser Dinge wie Rassismus oder Gewalt gegen Frauen.

Aber zurück ins Jahr 1988: *Farbe bekennen* hatte mir die Einladung nach Montreal eingebracht, und ich landete in dieser Bohème-Wohnung mit einem Haufen verrückter Frauen ... Eine war Deutsche und eine Kanadierin, eine Rothaarige mit spitzer Nase – das warst du! Wir hatten dieses lesbische Kulturding am Laufen. Du hattest diese sexpositiven, humorvollen Gedichte geschrieben. Deine damalige Freundin war so stolz auf deine tollen Gedichte. Du hast den ganzen Tag über Frauenkörper und Sex gesprochen, das war beeindruckend! »Alle Frauen sollten wissen, wie sie darüber sprechen können, was sie wollen, und wo sie was fühlen.« Du sagtest, es sei so gemein, dass uns das nicht über uns selbst beigebracht wird. Du hast alle möglichen Wörter benutzt wie Vulvalippen, Muschi, Möse und was nicht alles. Ich war nicht in den sexpositiven Kreisen Berlins unterwegs und hätte wahrscheinlich nicht Kontakt mit dir aufgenommen, wenn ich gewusst hätte, dass du nonstop über Sex reden würdest! Es war einfach Schicksal, das uns zusammengeführt hat. So etwas kann man nicht erzwingen. Es hat einfach gepasst. Ein, zwei Tage hatte ich rote Ohren und dann habe ich mich an dein Reden gewöhnt und mich in die Unterhaltung eingeklinkt!

Carolyn: 1988 war das wirklich der Höhepunkt meiner Karriere als »Susie Sexpert des Nordens«, wie mich einige Leute damals nannten. Ich hatte ein so schwieriges Coming-out voller Selbsthass und Verdrängung gehabt. Meine erste Geliebte war ein ganzes Stück älter als ich und vor mir hetero gewesen, und für sie war Sex etwas wie Musik oder Mathe – entweder hattest du ein Talent dafür oder nicht, warst eine gute Liebhaberin oder eine schlechte, und dazwischen gab es nichts. Natürlich wurde nicht darüber geredet, wir machten einfach drauflos. Ich glaube nicht, dass sie sich vorstellen konnte, was lesbischer Sex sein kann. Wir sind damit jedenfalls nicht sehr weit gekommen. Sie redete viel darüber, wie toll der Sex mit ihren männlichen Liebhabern gewesen war. Das gab mir ein mieses Gefühl. Mit der nächsten Geliebten wollte ich es besser machen. Ich sagte: »Zeig mir, was du magst!« Und sie zeigte es mir. Wir hatten buchstäblich Unterricht! Deshalb hat eines meiner Gedichte in meinem Gedichtband *Lesbians Ignited* eine Szene, in der wir uns gegenseitig zeigen,

auf was wir abfahren – auf einem Campingplatz! (In Kanada gibt es viel Platz und nicht so viele Menschen.) Ich las damals Bücher wie *Our Bodies Ourselves* oder *Sapphisty* oder Zeitschriften wie *On Our Backs*. Ich war so wütend, dass mir ein so mieses Selbstgefühl so lange suggeriert worden war. Ich wollte anderen Lesben ersparen, was ich durchmachen musste, also habe ich die verlorene Zeit nachgeholt. An diesem Punkt war ich, als du mich 88 getroffen hast.

Katharina: Der Punkt ist, dass die Erfahrung eine individuelle ist, aber es kursierten so viele Mythen und Verallgemeinerungen darüber, was weibliche Sexualität und lesbischer Sex ist, dass viele von uns verwirrt waren. Und nicht sonderlich gut informiert.

Carolyn: Ein gutes Beispiel war 1987 auf dem Michigan Women's Music Festival. Ich entdeckte einen Workshop mit dem Titel: »Weibliche Ejakulation« und sagte zu mir selbst: Was!? Das gibt es?! Also ging ich zu diesem Workshop, und da saßen 30 meist lesbische Frauen herum und redeten über die weibliche Ejakulation und erklärten, was das ist und wie eine das macht. Dass das total verbreitet ist, war mir völlig neu. Viele Frauen ejakulieren und wissen es nicht einmal. Ich war schockiert, dass man uns dieses Wissen vorenthalten hatte. Also habe ich ein Gedicht darüber geschrieben: *At the Female Ejaculation Workshop*. Als ich diese Dinge herausfand, wollte ich sie der ganzen Welt erzählen! Nun ja, zumindest der lesbischen Welt. Das war meine Motivation. Als du nach Montreal kamst, habe ich das nicht für dich inszeniert!

Katharina: Ich weiß, dass du das nicht getan hast. Du warst authentisch! Niemand konnte dich aufhalten! Es waren einfach auch diese Zeiten, in denen Frauen sich entdeckt haben. Weißt du noch, wie du mit mir in dieses Kabarett in Montreal gegangen bist, und plötzlich war da eine Vulva, so groß wie ein ganzer Mensch?

Carolyn: Oh ja! Das war Shawna Dempsey, »Die sprechende Vulva«.

Katharina: Sie trug einen rosa Ganzkörperanzug in Form einer Vulva.

Carolyn: Und ihr Gesicht war die Klitoris!

Katharina: Das war so cool. Ihre Show war wie eine Rap-Performance, die alle Körperteile benennt und zeigt, wo sie berührt werden wollen. Sie hat all die Dinge auf den Punkt gebracht, über die du gesprochen hast.

Carolyn: Und das Lustige ist: Ich wusste nicht einmal, dass sie auftritt! Es war totaler Zufall. Ich wollte eigentlich nur, dass du etwas vom Nachtleben in Montreal mitbekommst. Aber »Die sprechende Vulva« hat mich wohl viel normaler erscheinen lassen!

Katharina: Ihr in Kanada wart uns in Deutschland ein paar Jahre voraus.

Carolyn: So etwas wie »Die sprechende Vulva« gab es damals in Deutschland noch nicht?

Katharina: Nicht wirklich. Wenn lesbischer Sex in der Öffentlichkeit diskutiert wurde, dann meist im Zusammenhang mit SM oder Prostitution. Aber Sex ohne Inhalt war für uns tabu. Mir hat gefallen, dass du explizit über Sex gesprochen hast und das mit Humor und Respekt für weibliche Körper. Als dann die Berliner Lesbenwoche 1991 das Thema »Lesbischer Sex im Jahr 2000« hatte, da habe ich sofort an dich und deine Gedichte gedacht.

Carolyn: Ich erinnere mich, dass vorne auf dem Programmheft der Lesbenwoche ein Comic mit einer masturbierenden Lesbe war!

Katharina: Ich war auf der Suche nach einer neuen Freundin, also bin ich zur Orga-Gruppe der Lesbenwoche gegangen und habe mich da engagiert. Also ich bin nicht dahin, um dort eine Freundin zu finden! Aber wenn du Single bist, bringst du dich tendenziell eher in Dinge ein, die einen interessieren und dann schaust du, ob du in diese Gruppe reinpasst. Es war nicht meine Absicht, da eine große Rolle zu übernehmen. Ich war an der Universität und habe studiert und hatte nicht viel Zeit. Doch dann habe ich mich an der Einladung eines Gastes aus Übersee beteiligt.

Carolyn: Du hast der Orga-Gruppe gesagt, dass du jemanden in Kanada kennst, die ununterbrochen über Sex spricht.

Katharina: Genau.

Carolyn: Woher wusstest du denn, dass das drei Jahre später immer noch stimmt?

Katharina: Ich hatte keine Ahnung, dass du damit aufgehört hattest! Woher sollte ich das wissen?

Carolyn: Das kann eine ja nicht jahrelang machen! Und während du dachtest, dass ihr eine Sexpertin importiert, hatte ich mich anderen Themen zugewandt.

Katharina: 1988 warst du jedenfalls nicht zu stoppen! Aber zum Glück gab es ja deine Gedichte und die waren sehr hilfreich. Du hast den Frauen hier wirklich geholfen, über Sex zu reden.

Carolyn: Ich muss über 100 Lesungen in ganz Deutschland mit denselben 16 Sex-Gedichten gegeben haben. Es waren die einzigen, die übersetzt waren.

Katharina: Ich bin so froh, dass du noch das »alte« West-Berlin erlebt hast. Nicht lange nach dem Fall der Mauer hat sich ja alles geändert.

Carolyn: Ja, ich erinnere mich, dass ich nach Kanada zurückkehrte und nur davon schwärmte, was ich hier alles erlebt hatte. Ich hielt einen Vortrag am Simone-de-Beauvoir-Institut in Montreal und habe begeistert berichtet: von einer kompletten »Lesbenwoche« mit Workshops, Musik und Kultur, einer Lesbenfilmwoche, und dem Lesbenarchiv – wir hatten damals keines in Kanada. Ich erzählte von den beiden Frauenbuchläden, Lilith und Labrys; dann all diese Frauenräume wie *Begine*, *Araquin*, die *Schokofabrik*, und all die Bars. Ich glaube, du warst mit mir im *Die 2* und im *Lipstick*. Und es gab staatliche Unterstützung für lesbische Kultur – ich bekam 400 D-Mark für eine Lesung lesbischer Sexgedichte vom Berliner Senat! Ich fühlte mich wie auf einer Reise ins lesbische Paradies. Dann waren da noch die Dinge, die in Deutschland so ganz anders sind, wie die Leichtigkeit im Umgang mit Nacktheit. Erinnerst du dich an das Nacktschwimmen mit Andrea und Greta am Wannsee? Oder als wir ins Hamam in der *Schokofabrik* gegangen sind und dort mit Freundinnen übernachtet haben?

Katharina: Das war normal.

Carolyn: Auf jeden Fall, in Kanada war es nicht üblich! Kanadier sind bis heute sehr verklemmt, was Nacktheit angeht. Ich muss sagen, eines meiner seltsamsten Erlebnisse in Deutschland war ganz am Anfang, noch bevor wir zusammengekommen waren. Du hattest mich zu einem Treffen der *Lesbenwoche* mitgenommen und mich als den ausländischen Gast vorgestellt. Ich sprach kein Wort Deutsch – wobei das eigentlich nicht ganz stimmt, ich hatte eine deutsche Freundin in Kanada gebeten, mir etwas beizubringen, und deshalb konnte ich »Schwarzwälder Kirschtorte mit Schlagsahne« bestellen. Das war alles, was ich auf Deutsch sagen konnte, als ich herkam! Jedenfalls saßen alle diese Lesben um einen Tisch im *RuT*. Du hattest irgendwas zu tun und hast mich mit ihnen allein gelassen. Ich habe dann versucht, in meiner freundlichen kanadischen Ostküsten-Art ein Gespräch anzufangen, und zwar zwei oder drei Mal! Es war schlicht nicht möglich! Die wollten einfach nicht mit mir reden.

Katharina: Ja, ja ... »Mein Englisch ist nicht gut genug ... Ich kenne dich nicht.«

Carolyn: Das war nicht zu glauben! Sie waren zu viert oder zu fünf, und ich habe jeden Trick ausprobiert, den eine Kanadierin draufhat. Und dann saß ich einfach da und musste schweigen. Das war eine Qual für mich!

Katharina: Das war doch eine gute Erfahrung für dich, dass Nicht-Reden auch eine Option ist. Es war jedenfalls eine tolle Zeit des Lernens. Wir waren jung! Und wir haben alles ausprobiert. Das würden wir heute so nicht mehr machen.

Carolyn: Ich war 31, als ich nach Berlin kam. Das ist wirklich ein interessantes Alter, weil man noch nicht alt, aber auch nicht mehr jung ist.

Katharina: Ja, in dem Alter erreichst du deine wahre Stärke. Überleg mal, wenn du heute jung und lesbisch bist – wo triffst du Leute, um Dinge auszuprobieren?

Carolyn: Im Internet?

Katharina: Ich glaube, ich würde verrückt werden, wenn ich dafür das Internet nutzen müsste! Wir haben das alles in echt gemacht, direkt hier im kopfsteingepflasterten Kreuzberg.

* * *

Beim Workshop zur weiblichen Ejakulation

Carolyn Gammon

NUN, WARUM ZUM TEUFEL NICHT?

Natürlich können wir ejakulieren
oder spritzen, oder sprudeln, oder gegen die Wand platschen
oder spontane urethrale Eruptionen ausstoßen
Wie auch immer Sie es nennen wollen
Natürlich können wir das

Nur weil es jahrelang, Jahrhunderte,
besser gesagt, Jahrtausende
totgeschwiegen wurde
Nur weil Hirschfeld und Co. es ignorierte,
Kinsey es leugnete und Masters sagte, dass es nicht so ist
heißt es nicht, dass wir es nicht tun

Wir sitzen also um einen Baum in Michigan
etwa fünfzig Lesben

und die Workshopleiterin fragt ...
»Wie viele von euch ejakulieren?«

Hände schießen in die Höhe
mehr als die Hälfte

Wie schmeckt es, riecht es, sieht es aus, fühlt es sich an?
Und wie viel und wie oft und wie?

Mehr Hände schießen in die Höhe

»Zuerst war es mit meinem Mann
Ich habe mich geschämt das Bett nass zu machen
und er mochte es nicht
Also habe ich es zwanzig Jahre lang zurückgehalten
zwanzig Jahre lang kein Orgasmus
Jetzt habe ich eine Geliebte – sie liebt es!
und ich komme jedes Mal
das Bett wird nass, jedes Mal«

»Ich sag Euch was!«
sagt eine andere
»Ich dachte, ich hätte schon viel gesehen
Ich dachte, ich hätte den Durchblick
aber wenn dieses Geliebte mich vollspritzt
Sag ich zu mir selbst
soll ich es ignorieren? höflich sein?
Soll ich es trinken?
Was soll ich tun?«

- Meine Süße hat mir es beigebracht.
- Ich entdeckte es beim Masturbieren
- Ich brauche die Finger an meinem G-Punkt,
ihr wisst schon, reingreifen und hoch
- Es braucht eine Menge Druck
- Es braucht ein bisschen
- Einmal ist es mir rausgeschossen nur durch Brustwarzenstimulation
- Du musst das Zwerchfell nach unten drücken

- Ich empfehle die Gummilaken mit Flanellbezug von Lidl
 - Es ist durchsichtig
 - Es schmeckt nach nichts
 - Es ändert seinen Geschmack im Laufe des Monats
 - Es ist kein Urin
 - Und was, wenn doch?
 - Einmal schoss es quer über das Bett ... und ich meine der Länge nach
 - Ich liebe es, wenn es an meinem Arm runterläuft
- Das macht mich richtig an.

Ich sitze da
lesbisch geboren, 1959
in Fredericton, New Brunswick, Kanada
und lausche der vielleicht zehntausendjährigen,
verborgenen, lesbischen Geschichte
und frage mich, WARUM, WARUM, WARUM
war es so wichtig, das alles zu verschweigen?

Dann eine Stimme aus der hintersten Reihe

»Ich überlege ...
vielleicht ist es ein Überbleibsel
aus einer Zeit als Frauen
sich untereinander fortpflanzen konnten
Vielleicht, wenn wir daran arbeiten ...«

Es wurde still unter dem Baum in Michigan

und ich ging nach Hause
um daran zu arbeiten.

Frauenbewegt in Berlin

Gülşen Aktaş im Gespräch

Gülşen Aktaş wuchs in der Türkei auf, bei Verwandten, weil ihre Mutter, um ihre Töchter zu versorgen, als Gastarbeiterin nach Deutschland ging. Nach dem Abitur war Aktaş zunächst als Grundschullehrerin tätig, bevor sie Ende der 1970er Jahre für ihr Studium der Politikwissenschaft nach Deutschland kam – erst nach Frankfurt, dann nach Westberlin. In Berlin engagierte sie sich in einem der ersten autonomen Frauenhäuser und setzte sich für Quotenregelungen für Migrantinnen unter den Mitarbeiterinnen ein. In zahlreichen weiteren Projekten wirkte sie mit, gründete unter anderem ein Netzwerk armenischer, türkischer, kurdischer, bosnischer und arabischer Frauen und Mädchen. Seit 2007 leitet sie die Seniorenfreizeitstätte Huzur. 2011 wurde ihr der Verdienstorden des Landes Berlin verliehen.

Im August 2020 sprach Heinz-Jürgen Voß mit ihr in ihrer Wohnung in Berlin Schöneberg. Kurz zuvor hatte ihr der Vermieter die Kündigung für die Wohnung geschickt – wegen Eigenbedarfs.

Liebe Gülşen, vielen Dank, dass du dich für ein Gespräch zu deinem Westberlin bereit erklärt hast. Wenn du an Westberlin denkst, was fällt dir als Erstes ein?

Im ersten Jahr, 1982, in Berlin bin ich sechsmal umgezogen. Ich kann die winterliche Kälte und Kohleöfen nicht vergessen, vor allem aus den dunklen Kellern allein Kohle zu holen war für mich fürchterlich. Die Wohnung war ständig kalt, obgleich ich regelmäßig heizte. Man konnte sich, vielmehr frau konnte sich, nicht einmal ausziehen – so kalt war das.

Ich bin damals (1982) von Frankfurt nach Berlin umgezogen. Ich habe in Frankfurt in einem Studentenwohnheim gewohnt. Das war verglichen mit Berlin purer Luxus.

Die Kälte war fürchterlich deprimierend. Wegen der Außentoilette hatte ich Angst nachts auf die Toilette zu gehen. In diese Toiletten sind sogar Hunde reingegangen. Der Winter war eine Katastrophe.

Und nach meiner Odyssee mit den Kohleöfen und den Außentoiletten fand ich irgendwie ein Zimmer in einem Studentenwohnheim im Süden von Berlin. Das Studentenwohnheim lag zu weit weg vom Geschehen. Ich wollte in der Mitte von Berlin sein, wo etwas passiert.

Seit 1989 wohne ich in dieser Wohnung in Schöneberg-Nord; vorher hatte ich nur Wohnungen mit Ofenheizung, einige hatten sogar keine Dusche. Das bedeutete im Umkehrschluss, dass man, um duschen zu können, zu Freunden gehen musste. Viele Freunde, die ich kannte, hatten ebenfalls kein richtiges Bad und keine Dusche. Erst ab 1989 hatte ich erstmals eine Wohnung mit Zentralheizung. Für eine ausländische Studentin war es auf dem Wohnungsmarkt ziemlich schwierig, eine Wohnung zu bekommen. So hatte beispielsweise der Bezirk Kreuzberg eine Zuzugssperre. Für uns ausländische Menschen blieb oft nur eine Hinterhofwohnung mit Außentoilette. Meine jetzige Wohnung bekam ich durch Sanierungsbetreffenheit.

Die Kohlen musstest du holen, direkt von gegenüber?

In den Wohnungen mit Kohleöfen war es für mich sehr schwierig Kohle aus den kalten und dunklen Kellern zu holen. Dementsprechend war ich, wie viele Frauen, auf Männer angewiesen, die mir die Kohle in den Keller brachten. Dabei bin ich nicht selten von alkoholisierten und schimpfenden Männern betrogen worden, die oftmals nur die Hälfte der Kohlen in den Keller geliefert haben.

Kohlen und Kälte – das war dein erster Eindruck. Was war dein zweiter?

Spuren des Krieges hat man immer noch gesehen. Vor der Sanierungswelle gab es Löcher an den Wänden. Das war sehr heftig. 1983 wollte ich das erste Mal, gemeinsam mit einem englischen Freund, nach Ostberlin fahren, um das Berliner Ensemble zu besuchen. Wir wollten uns das Stück *Mutter Courage* ansehen. Der englische Freund wurde bei der Passkontrolle sofort durchgewunken, während ich über zwei Stunden kontrolliert wurde. Natürlich hätten wir das Stück um ein Haar verpasst. Obwohl wir es noch rechtzeitig zum Theater geschafft hatten, war ich von dem Erlebnis sehr verstört. Ich fühlte mich unerwünscht. Ich hatte das Gefühl, dass ich als außereuropäische Frau unter besonderer Beobachtung stand. Dieses Erlebnis hat meine Sicht auf Ostberlin mehr als geprägt. Ich empfand die Mauer dementsprechend nicht als bedrohlich, sondern tatsächlich als etwas Beschützendes.

Und auch wenn ich mit dem Zug Richtung Westdeutschland gefahren bin, habe ich diskriminierende und rassistische Erfahrungen mit den ostdeutschen Kontrolleuren gemacht. Die einzigen nicht rassistischen Lebewesen in den Zügen waren die Mäuse, die umherliefen.

Wie hast du dich in den unterschiedlichen Kiezen gefühlt?

Die kulturelle Szene war eher in Kreuzberg. Eine Zeit lang habe ich in der Selchower Straße in Neukölln gewohnt.

Dort habe ich eine seltsame Erfahrung gemacht. In dem Block, in dem ich wohnte, lebten ebenfalls viele Migranten aus der Türkei. Bei einem Spaziergang mit meinem damaligen deutschen Freund haben mich Kinder und auch die erwachsenen türkischen Nachbarn gefragt, ob mein Mann beschnitten sei. Ich hatte das Gefühl in Diyarbakır zu sein. Ich fühlte mich in diesem Umfeld ebenfalls sehr bedroht und kontrolliert. Da bin ich sechs Monate oder ein Jahr geblieben. Der Kiez war zudem nicht ungefährlich. Ich hatte Angst, dort zu wohnen. Kurz vor meinem Umzug nach Charlottenburg wurde eine meiner Kommilitoninnen in der Silbersteinstraße ermordet.

Warum hast du dich in Neukölln unsicher gefühlt?

Durch die konservativen Menschen habe ich mich, besonders als Frau, in Neukölln nicht wohl gefühlt. Es ist wie in der Dorfgemeinschaft. Ich kenne es auch von anderen Freundinnen aus der Türkei. Eine Freundin von mir, eine Künstlerin, bekam nicht selten Besuch. Eine besorgte ältere Nachbarin erkundigte sich auf übergriffige Weise nach dem für sie »verdächtigen« Besucherstrom. Die Freundin, die das Ansinnen der Nachbarin sofort durchschaut hatte, sagte einfach: »Fragen Sie bitte nicht weiter – ich bin eine Prostituierte.« Diese soziale Kontrolle ist erschreckend. In Neukölln fand ich auch einmal einen Zettel auf meinem Balkon – das war sehr neu für mich, zum ersten Mal hatte ich einen Balkon – und auf dem Zettel stand auf Türkisch »Ich habe dich mit einem Kind im Bus gesehen. Ist das dein Kind?« Wer schreibt sowas? Es handelte sich um meinen Nachbarn, dessen Frau schwer krank war, und der ich bei Behördengängen geholfen hatte. Der Mann, der also herausgefunden hatte, dass ich alleinstehend war, kam gegen 22 Uhr und brachte mir persönlich die Post. Eigentlich ist sowas sehr unüblich. Obwohl er dafür seine Kinder hätte schicken können, kam er persönlich. Ich wusste natürlich, was er eigentlich wollte und machte die Tür vor seiner Nase zu. Diese Umstände waren für mich so beängstigend, sodass ich so schnell wie möglich die Gegend, den Bezirk wieder verlassen musste.

Also, er wollte dann nur gucken kommen, wie du lebst?

Diese Wohngegend erinnerte mich an dörfliche Gemeinschaften und an

die Provinz in Deutschland. Als ich damals eine Wohnung in Charlottenburg-Nord hatte, fühlte ich mich endlich sicher.

Ich wohne jetzt inzwischen 31 Jahre hier in diesem Kiez. Die Atmosphäre in meinem Kiez ist ebenfalls ziemlich dörflich und provinziell, aber eher in einem positiven Sinn. Es ist gemütlich und überschaubar. Auf der anderen Seite gibt es auch immer wieder unangenehme Momente mit meinen Nachbarn. Wenn ich mich nicht exakt so kleide, wie es gesellschaftlich vorgesehen ist, muss ich auch in Schöneberg mit blöden und provinziellen Sprüchen rechnen. Im Moment ist Schöneberg mein Dorf. Aber die Zeit ist vorbei.

An Kultur. Was hast du besucht, was hast du gemocht?

Ich bin eine große Cineastin und war dementsprechend von Anfang an fleißige Berlinale-Besucherin. Schon vor dem Mauerfall war ich fasziniert von den vielen individuell geführten Kinos, die es in dieser Stadt gibt. Die Berlinale hat sich nach der Wende stark verändert. Seitdem sie am Potsdamer Platz abgehalten wird, hat sie viel von ihrer ursprünglichen Atmosphäre verloren.

Ab wann setzte diese Veränderung ein?

Als Berlinerin bekam ich kurz nach dem Mauerfall viele Besucher aus Leipzig, die meine Telefonnummer von ihren Freunden bekommen haben. Meine Wohnung war immer offen für die Menschen. Die Leipziger Freunde kamen, um ihre Begrüßungsgeld abzuholen.

Die Veränderung setzt mit dem Mauerfall ein. Also erstens ist Berlin Hauptstadt geworden. Und zweitens kam das Erstarken des Nationalismus, des deutschen Nationalismus hinzu. Das hat mich erschrocken. Ich habe, so hilflos, mit Freundinnen ... Ich war in einer Frauengruppe, wir haben Auswanderungsgedanken gehabt. Aber wohin, wenn du nix hast? Das kam sehr stark mit der Wiedervereinigung: »Wir sind das Volk.« Wir auch. Das waren auch Politiker. Diese Staatsideologie, Nationalismus, Rassismus – das geht Hand in Hand.

Vorhin hattest du schlimme Erfahrungen gerade für Ostberlin beschrieben – wie ordnest du die neue Situation ein?

Einmal war ich mit meinem Ex-Mann und den Kindern an einem See – wir haben Angst bekommen. Und einmal haben wir Picknick gemacht – da waren wir auch wie »Affen«, die im Zoo beguckt werden. Die

Blicke! Manche ziehen nach Brandenburg und in die Nähe von Berlin – ich könnte mir das nie, nie vorstellen. Ich kenne viele, die bedroht oder auch belästigt wurden. Meine Schwester hat ein Haus am Kalksee – auf der anderen Seite grölten nachts die Nazis und singen Nazi-Lieder.

In Westdeutschland der Rassismus, er war subtil. Ich hatte einen Freund – und war mit ihm auf Sylt. Er hatte Eltern, die in Frankfurt lebten. Und einmal rief er mich an, ob ich die Binden seiner Mutter benutzt habe ... Sowas würde ich nicht machen. Sowas rassistisches. Ich habe mich getrennt. Und als Abwehr meinte er: Die Eltern haben ja im Zweiten Weltkrieg Juden gerettet ... Aber das sagen hier ja alle. Alle haben Juden gerettet.

Die Mutter von einem anderen deutschen Freund: Wir sind beim Essen. Und dann fragt sie mich: »Wann kehren Sie zurück?«. Die Frankfurter Studentenzzeit war offener. Im Alltag gab es auch immer – immer, immer – Diskriminierung, aber nicht so dreist wie dann. Mit dem Mauerfall sehe ich – das war lustig – viele Ostdeutsche hier flanieren, und ein kleines Kind sagt: »Mama, Mama, so viele Ausländer hier.«

Auf der anderen Seite waren Sachen interessant. Erschreckend – die Konsumsucht. Andererseits: Wir hatten mal in der Potsdamer Straße das Sexkaufhaus. Und die Ostdeutschen sind mit den Kinderwagen rein und raus – das fand ich mutig. Ich könnte mir nie, nie vorstellen, dass ich reingehe – so eine Angst habe ich. Aber die standen, mit Kinderwagen, Kind und Kegel – und gingen rein und raus. Das fand ich mutig.

Und ich hatte auch einmal aus Leipzig Gäste bekommen – regelmäßig. Einer klingelte, war ein Freund einer Freundin und fragte, ob er bleiben kann. Ich habe Platz, natürlich. Und dann kam er beim zweiten Mal mit einem jungen Mann. Und das war okay. Ich habe getrennte Betten gemacht. Und am frühen Morgen stehe ich auf und sehe ich, wie sie umarmt lagen. Gut, es war nett. Er war Dozent an der Uni, für den Rundfunk hat er Programme gemacht, sein Lover jünger. Und sein Lover kam einmal alleine und brachte einen Freund mit. Er hat über die »Fidschis« geschimpft – »Fidschis«, den Begriff kannte ich gar nicht. Ich habe gefragt, »Was heißt das?« – »Die Vietnamesen.« Ich habe ihm offen gesagt, ich finde das unmöglich. Die westdeutschen Nazis sagen »Kanacken ...« »Du bist in einem Kanackenhaus – und dann schimpfst du?« Ich habe dann dem aus Leipzig geschrieben: Bitte schicke mir nicht solche Leute.

In Ostdeutschland sind solche Zuschreibungen stark. In Merseburg wird derzeit von einer Initiative an zwei kubanische Vertragsarbeiter erinnert, die 1979 ermordet wurden ...

Im Osten die Regierung, die hat auch vertuscht. Aber im Westen haben durch Rassismus Häuser gebrannt – Mölln. Und Kiel. In Westdeutschland waren die Migranten auch nicht willkommen. Sie wurden als vorübergehende Objekte behandelt, nicht als Subjekte. Die AfD ist nicht nur im Osten, sondern auch im Westen. Ich kann das nicht mehr hören: »Die im Osten, das sind Kommunisten und deshalb sind sie rassistisch geworden.« Der ganze NS hat bis heute Spuren im Westen hinterlassen. Es macht mich wütend, wie öffentliche Medien mit dem Osten umgehen und auf ihn schimpfen.

Audre Lorde saß in deiner Küche und ich habe dich über den Aufsatz »Türkische Frauen sind wie Schatten« kennengelernt. Wie ist dein Aktivismus auf den Weg gekommen?

Audre Lorde – das war eine schöne Begegnung. Als sie ihre Einkaufstüten trug und mein Kind ihr dann helfen wollte ... Und bei ihr war eine Brust schon abgenommen worden – und sie ging so, ohne Büstenhalter. Das fand ich ganz mutig und stark.

Wie kommt Aktivismus auf? Kurdische Frauen sind rebellisch. Als Minderheit in der Türkei. Geboren werden heißt kämpfen. Die Erzählungen der Großeltern über die Deportation, die 1938er Pogrome – meine Großeltern wurden in die Westtürkei deportiert. Erzählungen meiner Großeltern. Die, die überlebt hatten, wurden vertrieben. Meine Großeltern dachten, wir werden ohnehin ermordet – zumindest sollte ein Sohn und eine Tochter überleben. Der Sohn war mein Papa. Als die Gendarmen kamen, ist mein Vater weinend hinter meinem Großvater hergelaufen – und mein Opa hat auf ihn Steine geworfen und hat auf Kurdisch gesagt »Komm nicht, komm nicht!«. Und mein Vater hat auf Kurdisch geantwortet. Und der Soldat hat gelacht und gesagt: »So kommst raus!« – man hat meinen Vater dann auch mitgenommen. Man brachte sie nach Elazığ – ich schreib's dir auf –, in Moscheehöfe, nur die Kinder durften die Moscheehöfe verlassen. Mein Vater hat in einem anderen Moscheehof fünf ermordete Menschen gesehen; er weinte, als er zurückkam; alle weinten. Er ist nicht mehr gesund geworden und ist mit 33 Jahren gestorben. Er war auch gefoltert worden, nach Falaka – ich schreib's –, einer osmanischen Foltermethode.

Ich wusste, als mein Vater gestorben war, mein Leben wird nur gut, wenn

ich gut in der Schule bin. Wir waren ganz arm, es war reine Armut, reine Armut. Später im Internat musste ich diese Muslimisierung, diese Zwangsmuslimisierung ertragen. Fasten. Warum fasten? Als ich zur Schule gegangen bin, das war auch eine Tortur. Grundschule sowieso. Ich habe deshalb auch meine Niere verloren. Schreib mal das: Alle Heimkinder sollen Entschädigung bekommen. Warum ich nicht? Wir hatten keinen Mantel und bei minus 30 Grad oder minus 20 Grad mussten wir nachts eine Stunde draußen bleiben. Da hat sich meine Niere entzündet, bis ich nach Deutschland kam. Und da hat man festgestellt, dass sie nicht zu retten ist.

Ich war sehr belesen. Ich war sehr dünn, hatte keine Tage, keine Brüste. Meine Mutter wollte mich nach Deutschland bringen lassen, für Hormone. Ich litt sehr darunter, was andere sagten: »Ach, ich habe wieder meine Tage ...« Ich dachte, alle sagen das, weil ich meine Tage nicht habe. Als ich meine Tage bekommen habe, war ich sehr glücklich. Alle sagten, sie haben Schmerzen – ich nicht, ein bisschen vielleicht. Meine Mutter war sehr froh, als sie aus dem Urlaub zurückkam und feststellte, dass ich Brüste habe.

Wir sind in einer politischen Zeit aufgewachsen, mit diesen Deportationsgeschichten und diesem Unrechtsstaat. Grundschule war wie Folter. Wir sind geschlagen worden. Wir hatten einen Direktor. Der hat immer nachgesehen, ob wir gepullert haben. Wir mussten unsere Unterwäsche zeigen, ob sie nass ist. Er hat mich so geschlagen, so geschlagen. Im Winter mussten wir immer raus, wir hatten keine Jacken, wir hatten keine Socken ... Und da haben wir den ersten Streik gemacht, in der Grundschule. Es ist eine Schande! Alle Eltern waren arm und auf die Schule angewiesen. Es gibt drei, vier Kinder, die gestorben sind. Ich habe beim Vorbeigehen gesehen, wie die Jungs geschlagen wurden – sie haben so geblutet. Da habe ich geweint. Und die Lehrer, die hatten selbst Angst vor diesem Direktor.

Und ich bin ja auch Zwillings, ich bin nicht erwartet worden. Und war nicht gleich wach und wurde kalt gewaschen. Meine Mama sagte, dass ich seitdem gesundheitlich angeschlagen sei. Ich habe auch die Brust nicht genommen – und daher wurde ein Ziegenweibchen als Schnuller gemacht. Den habe ich dann genommen – sie sagt, wie eine Ziege. Mein Nickname war dann auch »schwarze Ziege«. Ich finde das sehr schön. Ziegen sind sehr durchsetzungsstarke Tiere.

Deine Mutter in Deutschland ...

Meine Mutter hat es seit den 1960er Jahren dreimal versucht. Beim drit-

ten Mal bestanden. Jedes Mal musste sie den Haushalt auflösen – und das kostet so viel Geld. Während wir reden, fällt mir auf, wie oft wir in Elazığ umgezogen sind. Ich glaube, sie ist 1971 nach Deutschland gekommen. Ich war im Internat. In den Ferien bei den Großeltern. Immer mütterlicherseits. Väterlicherseits war der Opa sehr arm, und er hatte Söhne. Und meine Mutter befürchtete, die würden uns sexuell missbrauchen. Was auch sehr wichtig war, dass sie das dachte. Meine Mama hatte ein sehr, sehr gutes Gespür, sie war selbst als Kind sexuell missbraucht worden. Einmal hat mein Cousin mich so hochgehoben und ich habe gemerkt, wie er dabei meine Brüste tastet. Ich bin dann gleich zu meiner Mutter – und sie hat dann gleich zu ihm gesagt: »Du gehst!« Sie hat immer gleich gehandelt. Meine ältere Schwester war bei einem Nachhilfelehrer. Und er sagte zu ihr – unter dem Tisch: »Gib deinen Fuß«. Sie ging dann nicht mehr hin, aber sie hat den Grund nicht genannt. Und meine Mutter schlug und schlug sie. Und ich frage mich immer noch – wir sind gleich erzogen, warum hat meine Schwester es nicht gesagt? Jede reagiert anders. Die Eltern geben auch eine Rolle, und aus der kannst du dich schlecht befreien. Ich putzte schon früh die Wohnung – und mein Vater meinte gleich, aus mir wird einmal was. Ich bin die Einzige, die studiert hat – und das liegt nicht an Intelligenz, meine Schwestern sind viel intelligenter.

Meine Zwillingsschwester kam mit zwölf in die Pubertät. Und meine Oma meinte zu meiner Mutter: »Die musst du mit nach Deutschland nehmen. Für ein so schönes Kind übernehme ich nicht die Verantwortung, hier im Dorf. Nimm sie mal und passe selbst auf.«

Ein Schwenk nach Westberlin – Frauenbewegung. Was hat dich hier interessiert? In Frankfurt interessierten mich gerade Juden in der Nazizeit. Die Shoa. Das war in Frankfurt ein großes Thema. Und dort habe ich auch angefangen, dazu zu lesen. Ich war in einer internationalen Frauengruppe mit kurdischen Frauen, iranischen und deutschen. Und als ich nach Westberlin kam, bin ich als Erstes in eine Frauengruppe gegangen. Ich bin matriarchalisch erzogen, ich brauche Frauen um mich herum. Also gehe ich ins Frauenzentrum in der Stresemannstraße – und an den Fenstern und an den Wänden stehen und hängen Muschis. Ich fand das unmöglich und dachte, bist du in einem Pornoladen? Und da habe ich auch Dagmar¹ ken-

1 Dagmar Schultz: Soziologin, Verlegerin, Filmemacherin – Informationen: <http://dagmarschultz.com> (26.01.2021).

nengelernt. In die Frauenbewegung und dann in den Schabbeskreis habe ich mich eingebracht. Es waren sehr prägende Jahre. Wir haben uns jeden Freitag getroffen; und später sind verschiedene Gruppen – auch schwullesbische und die internationale Frauengruppe – gegründet worden. Ich war eher ZuhörerIn, ich bin kurz darauf schwanger geworden, ich war eher Konsument – aber es war interessant. Wir haben Texte gelesen, uns mit dem Historikerstreit befasst; aktuelle Themen und Ereignisse wurden diskutiert; Aktionen und Demonstrationen fanden statt; also Netzwerke. Gerade zu Antisemitismus. Wir waren in Synagogen, saßen mit Rabbinern, haben miteinander gegessen. Es waren sehr bewegende Jahre, auch die Solidarität unter uns. Auch die Liebesbeziehungen, natürlich jede Gruppe hat Liebesbeziehungen.

Sexualität und Offenheit spielten eine Rolle. Auf der anderen Seite bringst du deine Sozialisierung mit. In der Schule hatten wir Aufklärung, aber eben Schule ... Aber wir haben es alltäglich einfach in der Natur gesehen. Es ist in der Dorfgemeinschaft nicht wie in der bürgerlichen Gesellschaft. Wenn du in einer dörflichen Gesellschaft zu Besuch gehst und die Familie hat nur einen Raum – und der Mann vögelt trotzdem mit seiner Frau. Unverschämt! Die bäuerliche Gesellschaft ist viel offener. Türkisch gibt es den Begriff ayıp – ich schreib ihn dir. Als Mädchen wirst du oft mit dem Begriff konfrontiert – ayıp: Schäm dich, das darfst du nicht – ayıp, ayıp! Man darf nicht auf dem Rücken schlafen – man darf nicht dem Gott Allāh die Muschi zeigen. Und du darfst auch nicht auf dem Bauch schlafen, dann zeigst du dem Gott Allāh deinen Arsch. Das darfst du nicht, das darfst du nicht. Da habe ich erstmals erlebt, dass Religion sehr einschränken kann.

Hier offener? Als ich in Berlin war, da hat mich eine Freundin mitgenommen zum Flughafensee. Alle haben sich ausgezogen und sind nackt ins Wasser. Das war nicht schockierend, aber muss nicht sein. Und einmal im Tiergarten, da war ich mit meiner Mutter und meiner Schwester und den Kindern zum Ballspielen. Und auf dem Rückweg habe ich mich verlaufen. Ich kann das nie vergessen: Da sind wir im Teil der Schwulen gelandet. Und ich bin auch ..., du musst wissen, ich gucke nicht richtig. Wir laufen und laufen, und auf einmal sind da alle nackt. Die Mutter »Gülşen, warum hast du uns hierher ...« – »Mama, laufen – nicht sprechen.« Dass ich mitten durch diese nackte Gesellschaft spaziere, mit Mama und Kind und Kegel ...

Im Moment zeigt sich eine islamische, politische Bewegung. Es zeigt sich ein großer Wandel. Ich würde mich in den Stadtteilen jeweils anders

kleiden. Auch in Diyarbakır gibt es solche Veränderungen. In meiner Kindheit waren 25 Prozent der Frauen bedeckt, also mit Kopftuch. Jetzt sind es 85 Prozent. Das macht mich nachdenklich. Wenn in einem Bus ein Mann mit Bart – und man sieht, dass er islamistisch ist – fährt und er einer jungen Frau mit Kopftuch den Platz gibt, während eine Oma zitternd stehen muss. Ich finde das ist ganz schlimm. Und vor fünf, sechs Jahren in der Pallasstraße: Da ist ein Mann, der Frauenkleider, Lippenstift und Stöckelschuhe trug – ich kenne ihn, er saß eine Zeit hier im Café –, als er eingestiegen ist, von einem türkischen oder arabischen Jungen rausgestoßen worden, und er ist runtergefallen. Ich habe dem Busfahrer gesagt: »Stopp! Polizei rufen!« Aber das war dem total egal. Ich bin später zu dem Café, und der Mann war da und saß noch. Ich habe ihm meine Visitenkarte gegeben und habe gesagt: »Bitte melden Sie sich.« Und dann hat er Strafanzeige erstattet, und die Polizei hat mich auch eingeladen. Eine Frau im Bus hatte dem angreifenden Jungen gleich gesagt, er soll wieder aussteigen, am Kleistpark.

Wenn du nochmal an die 1980er Jahre denkst, was würdest du heute gern haben – und bei was bist du froh, dass es weg ist.

Naja, ältere Leute neigen zu Nostalgie. Die Stadt, die wieder zusammengefunden hat – aber ich habe nicht dazu gefunden, also nicht zum Osten. Stadtteile sind sehr attraktiv geworden. Gentrifizierung ist sehr, sehr schlimm. Es gibt auch viele, die in Lichtenberg oder Marzahn wohnen – und ich will auch die nicht verdammen.

Aus den Erinnerungen einer Süd-Neuköllner Tunte

Manfred Herzer-Wigglesworth

Manfred Herzer-Wigglesworth, geboren 1949, lebt als Ruhestandsbeamter und freier Schriftsteller in Berlin-Neukölln. Seine letzte größere Veröffentlichung ist: Magnus Hirschfeld und seine Zeit (De Gruyter, 2017). Derzeit arbeitet er am zweiten Band der Hirschfeld-Biografie.

»You told me again you preferred handsome men
But for me you would make an exception
And clenching your fist for the ones like us
Who are oppressed by the figures of beauty
You fixed yourself, you said, >Well never mind,
We are ugly but we have the music<<

Leonard Cohen, Chelsea Hotel #2, New York City 1974

»Bedenk, was geschieht, wenn du tätst, was dir läge!
Nütze die Jugend nicht: sie vergeht!
Schwester folg mir, du wirst sehen, am Ende
Gehst im Triumph du aus allem hervor<<

*Bertolt Brecht, Die sieben Todsünden der Kleinbürger,
Paris 1933*

»je voudrais que mon amour meure
qu'il pleuve sur le cimetière
et les ruelles où je vais
pleurant celle qui crut m'aimer<<

Samuel Beckett, Paris 1948

Nur Rudow lag im Westberliner Bezirk Neukölln noch südlicher als Buckow. Beide Dörfer wurden 1920 in Großberlin eingemeindet und nach Gründung der DDR freuten sich die meisten BuckowerInnen, dass sie im amerikanischen Sektor wohnten, in der Frontstadt, auf der kleinen Insel von *freedom and democracy* mitten im roten Meer von Totalitarismus und kommunistischer Schreckensherrschaft.

Das urnische Kind

Am Buckower Dorfteich wurde sie (1949) im selben Haus wie ihr Vater (1911) geboren, die Mutter 1915 in Eberswalde bei Berlin. Die Mutter war Verkäuferin im Lebensmitteleinzelhandel, der Vater Schlosser und Kraftfahrer. Als er 1947 aus der Kriegsgefangenschaft (bei den Engländern in Italien) kam, eröffneten die beiden einen Gemischtwarenladen am Rand der Buckower Laubenkolonie Grüner Stern. Die beiden hatten 1937 in der Buckower Dorfkirche geheiratet und eine der vielen ewig unbeantworteten Fragen war: Warum haben sie so lange, zwölf Jahre, gebraucht, um ihr einziges Kind zu produzieren? Eine nicht gestellte Frage beantwortete die Mutter in einem besinnlichen Augenblick, nämlich dass sie sich eigentlich eine Tochter gewünscht habe, die auf den Namen Marianne getauft worden wäre; mit dem Sohn Manfred sei sie aber auch sehr zufrieden, sagte sie. Der Vater sprach nie über solche Sachen.

Die Oma brachte ihr aus Ostberlin, wo sie bis 1962 mit der Uroma wohnte, eine Puppenstube mit – das schönste Geschenk seit Langem. Und 1956 ging sie mit Muttis Hilfe zum Kinderfasching als Rotkäppchen. Es war der schönste Fasching! Auf einmal hatten alle Jungs Knallplätzchenpistolen; sie wollte auch eine. Obwohl die Eltern nicht besonders pazifistisch waren – der Vater liebte es, mit seinem Luftdruckgewehr Spatzen, selten auch Elstern zu schießen –, sträubten sie sich, bis sie nachgaben und ihr in Frau Wolters Papier- und Spielwarengeschäft am Buckower Damm so ein Ding aus vergoldetem Plastik kauften. Dann ging es los mit dem Rumgeknalle.

In der Schule wurden Löschblätter verteilt, double use: zum Trocknen der frischen Tinte und zur Warnung vor dirty old men. Auf einem war ein Auto gezeichnet, der Mann am Steuer winkt einem kleinen Jungen freundlich zu, darunter die Verse: »Na klar, ne Autofahrt ist fein/Doch lädt dazu ein Fremder ein/Dann sagst du ganz entschieden Nein.« Im wirklichen Leben kam erst einer, als sie schon 17 war; ein total netter Fünzigjähriger, Leiter eines kleinen Theaters in Charlottenburg, der angenehm über Thomas Mann, das absurde Theater und andere interessante Dinge plauderte. Als der, wie ihr schien, uralte Mann sich über sie stülpen wollte, ergriff sie die Flucht.



Abb. 1: Ihre Omama 1951 vor dem Haus, in dem sie und ihr Papa geboren wurden. Die Gänse gehörten der Oma.



Abb. 2: O mein Papa!
Rechts daneben: Mutti um 1940.



Abb. 3: Von Mutti für den Kinderfasching 1956 als Rotkäppchen kostümiert.



Abb. 4: W. besaß schon als Schüler eine Leica-Kamera und veranstaltete mit ihr Fotoshootings. Hier auf dem Parkfriedhof Neukölln ca. 1965.

Portrait of the Queen as Young Man

Nach dem Mauerbau gab es das dritte Programm bei Radio und Fernsehen vom *Sender Freies Berlin*. Sie erinnert sich noch gut an den Journalisten und Dichter Reimar Lenz, der wöchentlich mit seinen ziemlich linksradikalen und witzigen TV-Kommentaren zu den laufenden Ereignissen zu erleben war. Zehn Jahre später erfuhr sie, dass Lenz der pseudonyme Autor von *Der Massenmord an Homosexuellen im Dritten Reich* war, 1967 als erste Untersuchung zu diesem Thema erschienen und für die schwule Geschichtsforschung der 70er Jahre nicht nur in Westberlin bedeutsam.

Als sie im Telefonbuch sah, dass Lenz am Bundesplatz wohnte, besuchte sie ihn dort, um ihn über die Umstände auszufragen, die ihn zu seiner Pioniertat veranlasst hatten. Das Gespräch brachte kaum Neues zum Thema, wohl aber einen starken Eindruck von Lenz' Persönlichkeit, einem munteren Mittvierziger, der sich als christlicher Sozialist outete und selbstgemachte Gedichte vorlas, mit denen sie aber nichts anfangen konnte. Ihre Bewunderung für Lenzens Pionierleistung ist bis heute, über dessen Tod hinaus – Lenz starb 2014 –, geblieben.

Dann gab es im Fernsehen *Ein Bericht für eine Akademie* mit dem wunderschönen und unheimlich eindringlichen Schauspieler Klaus Kammer als Affe Rotpeter. Es war eine Aufzeichnung aus der *Werkstatt des Schillertheaters*, die mit dazu beitrug, dass sie Kafka zu lieben begann und sich unordentlich und diffus nach dem schönen Schauspieler sehnte. Sie sah ihn nie auf der Bühne, aber öfters im TV. So erinnert sie sich an eine zart angedeutete Schwulenszene in dem Fernsehfilm *Wer einmal aus dem Blechnapf frisst*. Haben sich die beiden, Kammer und der andere Knastbruder, geküsst? Sie weiß es nicht. Zu viel Zeit ist seitdem vergangen. Kammer spielte die Hauptrolle. Später hörte sie das Gerücht, dass Kammers Selbstmord 1964 mit der Unerträglichkeit seiner Doppelrolle als Familienvater und heimlicher Schwuler zusammenhing.

Ihr Klassenlehrer in der Oberstufe, der Deutschlehrer Flößner, der sie nicht nur Brecht lieben lehrte, der sie auch wie die ganze Literaturarbeitsgemeinschaft 1966 zur Schaubühne am Halleschen Ufer mitnahm, um bei den Proben von Martin Sperr's Schwulenstück *Jagdszenen aus Niederbayern* zuzugucken, war einer ihrer unsterblichen Hausgötter; Sperr spielte die Hauptrolle des schwulen Abram. Natürlich gingen alle abends zur Premiere, aber heute kann sie sich nicht mehr an ihre Empfindungen bei einem Stück erinnern, das so viel mit ihrer eigenen Misere zu tun hatte. Sie weiß

nur noch, dass Flösi um Verständnis für »solche Leute« warb, die es ohnehin schon schwer genug im Leben hätten. Sie weiß auch noch, dass sie Flösi dafür liebte, eine Art Freundesliebe, *sexless*, just *platonic*.

Einmal gab sie ihm einige ihrer Gedichte (natürlich nicht die Sehnsuchts- und Traueroden an J., nur harmlosere Sachen) mit der Bitte um Stellungnahme. Als er sie zurückgab, sagte er nur, wer dichten will, muss vor allem viel üben, täglich schreiben. Sie hat dann alles in den Müll geschmissen und kaum noch geübt.



Abb. 5: Klassenfoto 1967. Vierter von links, sitzend: J.; ganz rechts, stehend: Flösi; ganz links, stehend: W.

T., einer der Klassenkameraden, für die sie ziemlich erotikfreie Freundschaft empfand, ähnlich wie bei Flösi, fragte sie, ob sie heute Nacht mitkommen wollte. Im *Mercedespalast*, dem größten Kino in der Hermannstraße, werden Filme von Andy Warhol gezeigt. Dass der irgendwas mit Schwulität zu tun hatte, wusste sie aus den Feuilletons, dass T. mit ihr da hingehen wollte, fand sie seltsamerweise normal und natürlich. Sie sahen eine Stunde lang dem nackten Joe Dallessandro beim Duschen zu und noch länger beim Plaudern mit einem weiblichen Superstar, vermutlich ein Ausschnitt aus *The Kitchen*. Auch an einen aufgedonnerten Transvestiten,

der mit abartiger Langsamkeit an einer Banane lutschte, erinnert sie sich. Um vier Uhr morgens war Schluss und sie fuhren im Bus A91 nach Hause, sie nach Buckow, T. nach Britz. Im Nachtbus äußerte T. seine Verwundung darüber, dass in der ganzen Nacht nicht ein Männerschwanz zu sehen war. Das war ihr auch aufgefallen, sie wagte aber nicht, als Erste darüber zu sprechen. Typische Ami-Verklemmtheit, lautete die Diagnose.

Später wurde ihr klar, dass der Mann, der im *Mercedespalast* die Eintrittskarten kontrolliert hatte, Manfred Salzgeber war, der Erfinder des Kinos *Arsenal* 1969; sie sollte ihn bald in der HAW intimer kennenlernen und ihn als einen der beiden Superstars bewundern, die in Rosas Schwulensfilm¹ eine nicht enden wollende Feuchter-Zungenkuss-Szene überzeugend vorführten.

Mit R., einer eher nicht schönen Klassenkameradin, entdeckte sie Fellini. *Julia und die Geister* sahen sie verstört und aufgewühlt im Kino *Pas-sage* in der Karl-Marx-Straße. Sie amüsierten sich über den Slogan, mit dem für den Film Reklame gemacht wurde: »Lodernder Sex. Flammende Leidenschaften.« Bis heute erinnert sie sich an Valeska Gert, ein hermaphroditisches uraltes Geschöpf, das Julia mittels Geisterbeschwörung die Wahrheit über ihren ehebrecherischen Gatten sagen sollte.

25 Jahre später wird sie für die Valeska-Gert-Ausstellung im Schwulen Museum den Titel erfinden: »Tänze des Lasters und des Grauens«. Oder ging's da um Anita Berber? Die Erinnerung fälscht wie verrückt. Als ob sie nichts Besseres zu tun hätte!

Wonne der Wehmut (»Trocknet nicht, trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe!«)

Erst im Greisinnenalter wurde ihr klar, dass J., der Schulkamerad seit der siebten Klasse im Britzer Gymnasium, zwar ihre erste große *unglückliche* Liebe war, die erste *glückliche* Liebe erlebte sie aber mit ihrem Vater. Wenn sie jetzt Jugendfotos des Vaters betrachtete, meinte sie, den schönsten aller Männer anzusehen, die sie je begehrt und besessen habe. Die Liebe zwischen Vater und Sohn war so glücklich, weil die Sexualität beiderseits

1 Rosa von Praunheim, Filmemacher, mit dem Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in die er lebt* – Informationen: <http://www.rosavonpraunheim.de/> (26.01.2021) (Anm. H.-J. V.).

stumm blieb, beim Sohn aus vorpubertärem Unvermögen, beim Vater wegen fehlender pädophiler Neigung. Als die Pubertät ausbrach, wollte sie dem Vater keinen Gute-Nacht-Kuss mehr geben. Sie hätte nicht sagen können, woher auf einmal diese Scham gekommen war. Viel später entnahm sie einem Buch von Reimut Reiche, dass es sich in diesem Fall um einen Negativen Ödipuskomplex handeln könnte: Statt den Vater als Rivalen und Kastrierer zu hassen und zu fürchten, liebt der Dreijährige ihn mehr als die Mutter.

Sie musste J. immerzu ansehen. Er war so schön: sein wildes Mädchen-
gesicht unter schwarzbraunen Locken, die atemberaubende Eleganz, wenn er seinen Körper bewegte (»Walk Like A Panther«) und sein anmutiges Lachen, wenn er in alberner Stimmung war: »Wer es fassen mag, der fasse es« (Mt 19,12). Er war der beste Fußballspieler der Klasse und liebte die Rolling Stones und Bob Dylan. Daraufhin begann auch sie die Stones und Dylan zu lieben. Gemeinsam sahen sie im *Beat Club* von *Radio Bremen* irgendein Stones-Video: Mick Jagger mit Frauenfrisur, geschminkten Augen und Lippen. Das war kaum auszuhalten. Aber J. war schöner als Mick Jagger, natürlich auch viel realer, fast zum Anfassen. Am unwiderstehlichsten (gibt es einen Superlativ von unwiderstehlich?) war J., wenn er die Mädchen in der Klasse ärgerte, indem er sich ihre bunten Pudelmützen und ihre noch bunteren Anoraks anzog und er lachend vor ihnen flüchtete. Er war nicht nur der schönste Mann in Britz, er war auch ein genialer Komiker, die Ulknudel der Klasse.

Sie war überzeugt, alle wussten Bescheid. Dieses ewige Anstarren musste doch jeder mitkriegen, glaubte sie, und arbeitete an ihrer Technik der heimlichen Beobachtung, diskrete Observation. Am Beginn des letzten Schuljahrs sagt einer von J.s Freunden zu ihr: Ist es in Ordnung, wenn J. ab jetzt neben dir sitzt? Ohne Begründung. Sie wusste sofort: Jetzt beginnen die *Jagdscenen in Britz*. Trübsinn und Frust konnten eigentlich nicht mehr gesteigert werden, aber mobbing- und homohatzmäßig geschah nichts – sehr verwirrend und immer noch ziemlich ängstigend. In einer ihrer besonders schweren Stunden dachte sie daran, mit einem scharfen Messer erst J. und dann sich selbst zu töten. Natürlich fehlte ihr dazu der Mut.

Dann kam das Abitur, das sie, wie bei ihr üblich, mittelmäßig (»befriedigend«) bestand. Aber J.! Als Einziger in der Klasse fiel er durch.

Viel später, als dieser ganze Coming-out-Kram hinter ihr lag, traute sie sich, J. zum Kaffeeklatsch zu sich einzuladen. Sie wohnte damals in Wilmersdorf und probierte mit B., ihrem Kumpel aus HAW-Zeiten, eine

selbst erfundene Lebensform aus: die homosexuelle Scheinehe. J. kam tatsächlich, sah immer noch sehr gut aus und erzählte ihr, wie es seinerzeit wirklich gewesen war. Keiner hat damals etwas von ihrer Homosexualität geahnt oder vermutet. Ihr diesbezüglicher Verdacht: schiere Paranoia. Das wahre Motiv: J. wusste von der Gefahr, die Abiturprüfung nicht zu bestehen, und hoffte von ihr irgendwie leistungssteigernd profitieren zu können. »*Du Idiot*«, dachte sie, als sie das hörte, »warum hast du nicht klar gesagt, was du von mir wolltest! Nichts hätte ich lieber getan, als dir beim Lernen und beim Schummeln behilflich zu sein!«

J. hatte inzwischen eine Frau geheiratet und eine Tochter gezeugt. Er erzählte ihr von seiner väterlichen Sorge, sie könnte (wie Christiane F. aus der Gropiusstadt) rauschgiftsüchtig werden. Auch zu diesem Problem konnte sie ihm nicht helfen.

Bald nach dem Abi – sie hatte inzwischen von den Eltern Abschied genommen und lebte in einer Hetero-WG am Mariannenplatz – trat I. in ihr Leben, eine der schönsten Frauen von Britz, eine *Femme fatale*, die Männer in großer Zahl konsumierte und auch ein Auge auf den verklemmten, aber munteren Jungen aus der Mariannenplatz-WG geworfen hatte. Der Sex mit I. und die Verliebtheit waren das Beste, was sie in ihrem kümmerlichen Leben bisher hatte genießen dürfen. I. sprach viel und klug über Sex. So erzählte sie einmal über ihren besonderen Genuss, wenn die Jungs einen besonders großen Schwanz hatten. Wegen I.s einfühlsamer Behutsamkeit und weil der Sex mit I. so viel Freude bereitete, machte sie sich keine Sorgen wegen ihrem sehr durchschnittlichen Wald-und-Wiesen-Schwanz. Sie fand, ihr mittelmäßiger Schwanz gehörte zum Besten, was sie besaß. I. erzählte auch von ihrer Erfahrung, dass die Jungs regelmäßig total ausflippen würden, sobald sie deren Anus mit der Zunge ableckte. Das wurde gleich ausprobiert und ergab, dass sie auch in diesem Punkt anders als die andern war. Andererseits liebte sie es, I.s Muschi mit der Zunge zu liebkosen. I. gefiel das auch.

Nach drei Monaten war alles aus. I. hatte einen süßen Jungen aus Rudow gefunden, der wenigstens ein Auto besaß. Den Vorschlag, es zu dritt (*Ménage-à-trois*) zu versuchen, wies I. empört zurück. Der Liebeschmerz war größer als die Liebesfreuden vorher. Jahre später hörte sie, dass I. sich in eine Lesbe verwandelt hatte und mit einer Frau glücklich zusammenlebte.

An dem Abend, als I. sich von ihr verabschiedete, legte sie auf ihren Plattenspieler Beethovens siebte Sinfonie, die sie sich gerade in der Stadtbüche-

rei Neukölln ausgeliehen hatte. Sie drehte die Musik so laut wie möglich auf: Trost für die Untröstliche.

In der Münchner Homobar *Deutsche Eiche* sagte einmal die Wirtin zu ihr die unerhört poetischen Worte: »Die Herren, die hier verkehren, sind nicht homosexuell. Sie haben nur schwere Enttäuschungen mit Frauen erlebt.« Als sie schließlich zum ersten Mal einen Mann fickte – den leider schon früh an Aids gestorbenen Peter Steinmüller – dachte sie: »Es ist genauso schön wie einst mit I., aber doch noch schöner.«

Freie Universität

Sie begann, an der Freien Universität Philosophie und Sozialwissenschaften zu studieren, fast ausschließlich die Werke von Marx und Freud (Professor Haerberle würde hier verächtlich von Freudomarxismus sprechen). Durch die studentische Arbeitsvermittlung *Heinzelmännchen* erhielt sie einen Ferienjob bei der Internationalen Funkausstellung. Dort lernte sie F. kennen, einen fünf Jahre älteren Germanistikstudenten, der ihr so vertrauenswürdig erschien, dass sie sich vorstellen konnte, eines Tages mit ihm über ihr Homoproblem reden zu können. Es kam jedoch anders: Nach dem gemeinsamen Besuch in einer Schöneberger Disco, in der vor allem amerikanische Besatzungssoldaten mit ihren Mädels tanzten, wurde F. zudringlich und gab ihr ohne Vorwarnung einen langen feuchten Zungenkuss. Obwohl sie es überhaupt nicht fassen konnte, wehrte sie sich nicht. Sie hielt nicht nur still, sondern geriet in eine Art Ekstase, die sie vorher nur erlebt hatte, wenn sie von einer Orgie mit J. träumte, mit Haschisch und Rolling-Stones-Musik. Nein. Es war viel schöner und hörte nicht auf, wenn der Traum zu Ende war; es hatte einen Touch von Unendlichkeit ...

Am heftigsten liebte sie anfangs an F.: die Stimme, den Schwanz und den üppigen Mädchenmund (einmal gestand er ihr, dass er sich dafür manchmal schämte und die Lippen hinter einem wuscheligen Vollbart versteckte), bald aber alles, vom Scheitel bis zum kleinen Zeh. Dieses F.-Idyll währte zirka zehn Jahre mit dem normalen Maß an gegenseitigen Verletzungen, Kränkungen, hochdramatischen Szenen und Missverständnissen, doch vor allem auch: Glückseligkeit. Sie wagte nie vorzuschlagen, dass sie zusammenziehen, in eine gemeinsame Wohnung oder zu zweit in eine WG. Sie fühlte: F. liebte ein seltsames Spiel mit Ferne und Nähe und hielt einen Sicherheitsabstand zwischen den Liebenden jedenfalls für sehr

wichtig. Nach der Erfahrung mit der schönen I. erwartete sie ohnehin, dass F. sie demnächst wegschicken würde. Endgültig tat er dies aber erst im verflixten zehnten Jahr.

Sie entdeckte zufällig im Radio: Billie Holiday singt *My Man*. »Das hätte unser Lied sein müssen«, dachte sie, obwohl F. sie nie geschlagen hatte. Kunst und Leben passen nie vollkommen zueinander. Es hatte eher irgendwie mit Erwachsenenpädagogik zu tun und ging natürlich schief.

Der alte Affe Eifersucht

F. lockte sie in die HAW, die damals noch namenlos war und immer sonntags in einem Jugendfreizeithaus in der Motzstraße zusammenkam. Sie ging damals zum Mittagessen zu den Eltern in Buckow. Auf der langen Fahrt nach Schöneberg plagten sie seltsame Angstfantasien über das, was sie im Jugendfreizeithaus erwarten würde: ein irrer Haufen von monströsen Zwittern, die lüstern und geifernd über sie herfallen und sie nach den Regeln der Kunst sexuell missbrauchen, vielleicht lustmorden ...



Abb. 6: Lili Donner und Mimi Steglitz auf einem Kostümfest der HAW ca. 1972. Der Schnurrbart im Hintergrund ist vermutlich Edith.

Sie war schwer enttäuscht, als sie im Jugendheim ein Grüppchen von öden Burschen erblickte, die genau so langweilig und uninteressant aussahen wie die FU-Studenten, die ihr unter der Woche über den Weg liefen. F. war die Ausnahme, er war schon da und begrüßte sie warm und mild. Es gab noch zwei Ausnahmen in der faceless crowd, *Salt of the Earth*: Lilly Donner und Hedwig von Zossen. Die beiden erinnerten sie an die monströsen Zwitter in ihrem U-Bahn-Albtraum – und die beiden waren sofort die sympathischsten und liebenswürdigsten Tunten in dieser Proto-HAW.

Die offizielle HAW-Doktrin kapierte sie schnell: Mach dein Schwulsein öffentlich und: Wir alle sind Tunten; keiner ist so tuntig, dass er nicht noch einen finden könnte, der noch tuntiger ist als man selbst: Kampf dem Tuntenhass der gewöhnlichen Homos. Daraus folgte: Hoch die internationale Tuntensolidarität! Tunten aller Länder vereinigt euch (besonders gern mit den süßen Männern aus dem Proletariat)!

Einmal wurde Rosas Schwulofilm im Kinosaal der Akademie der Künste gezeigt. Es sollte eine kollektive Coming-out-Aktion werden, die damals noch nicht so hieß: Nach der Vorführung wurden alle Schwulen im Publikum aufgefordert, zu den HAW-Tunten auf die Bühne zu kommen und so »ihr Schwulsein zu bekennen«. Einige taten das und so konnte man zufrieden sein und in der *S-Bahn-Quelle* am Savignyplatz den Erfolg bei Bier und Musicbox-Musik feiern. Sie erinnert sich an *Wie ein Stern in einer Sommernacht ist die Liebe, wenn sie strahlend erwacht*, der Schlager, mit dem der DDR-Star Frank Schöbel im Westen erfolgreich war. (Als sie F. von ihrer Sympathie für Schöbels Schnulze erzählte, sagte er: »Das ist nicht schlecht, aber Christian Anders aus Westdeutschland hat Schöbel überboten, als er *Geb nicht vorbei* sang; unübertrefflich sind aber die Righteous Brothers aus Kalifornien mit ihrem Superhit *You've Lost That Loving Feeling*.« Sie fand, F. hatte recht.)

Nach dem Film in der Akademie der Künste (AdK) begegnete ihr S., der einer von denen war, die an diesem Abend ihr Schwulsein öffentlich gemacht hatten. Seine Stimme und sein gesamter Habitus², der sie irgendwie schmerzlich an ihren verschollenen Schulfreud/Schwulfreund W. er-

2 Nicht im Sinne Bourdieus, sondern nach Ulrichs: »Dies äußerlich erkennbare weibliche Wesen nenne ich den weiblichen Habitus der Urninge. Der weibliche Habitus ist die äußerlich erkennbare Erscheinung des in uns wohnenden weiblichen Elements, unseres inneren weiblichen Wesens« (Ulrichs, 1864, S. 13).

innerte, bewirkten, dass sie ihm schnell verfiel. Die Flitterwochen verbrachten sie in Paris und zogen dann mit drei Frauen – drei Studentinnen von S. – und dem Liebhaber der einen Studentin in eine Sechszimmerwohnung nach Steglitz. Später entschied sie, dass die Steglitzer WG-Jahre zu den schönsten Zeiten in ihrem Leben gehören, und heute sehnt sie sich nach einer Seniorinnen-WG oder gern auch – wie das RL, einem ihrer besten Freunde, vorschwebt – nach einer Mehrgenerationen-WG.

Die neue Liebe zu S. bedeutete keineswegs das Ende der Liebe zu F. Aber ihr alter Traum von einer *Ménage-à-trois* war von vornherein gestört durch die Eifersucht, die S. gegenüber F. empfand. Sie glaubte, sie habe die Kraft, beide gleich stark zu lieben und hoffte, dass ihr Gefühl auf ihre beiden Liebhaber untereinander irgendwie überspringen würde. *Der alte Affe Eifersucht* verhinderte das und S. warf ihr an einem Tiefpunkt des Beziehungsdramas vor, sie würde dieses unvollständige Dreieck als lachende Dritte genießen. S. hatte nichts begriffen; die Eifersucht behindert vernünftiges Nachdenken fast so sehr wie die Angst. S. beendete die Beziehung als Erster, woraufhin sie die WG verließ und mit ihrem Scheinehepartner B. in eine Wohnung nach Wilmersdorf zog. Ein paar Jahre später, nachdem er erfolgreich an der FU promoviert worden war, fand auch F., dass sie ihm nichts mehr bedeutete, und schickte sie weg.

Relativ heiter, doch streng sozialistisch

Alle drei waren in einer HAW-Arbeitsgruppe, die nach einem Muster der amerikanischen GayLib-Selbsterfahrung ihre Bewusstseine erweitern sollte – oder besser auf Englisch – *consciousness raising*: An jedem Treffen erzählte ein anderer abendfüllend aus seinem bisherigen Tuntleben. Das sollte alle fit machen für den kollektiven Kampf gegen Schwulenunterdrückung. Wie könnte der Beitrag eines Grüppchens intellektueller Schwuler zum Emanzipationskampf aussehen? Theoretische Praxis war ungefähr die Antwort zu dieser Frage. Das sollte konkret bedeuten: Erforschung der Geschichte der Schwulenbewegung und der Geschichte der Schwulenfeindlichkeit in der ArbeiterInnenbewegung.

Eines Abends saß sie mit F. vor dem Fernseher, wo eine Reportage von Peter Scholl-Latour über die chinesische Stadt Schanghai am Ende der Kulturrevolution lief. Peter Scholl-Latour sagte, die Millionenstadt mache auf ihn einen sympathischen Eindruck, *relativ heiter, doch streng sozialis-*

tisch (Rhdss). Das war der passende Name für die neue AG, eine Mischung aus Witzigkeit und Sachlichkeit, die sie so sehr liebte.

Das Arbeitsziel von Rhdss war natürlich ein Buch zum Thema. Es wurden aber nur ein paar Aufsätze in verschiedenen mehr oder weniger marxistischen Hetero-Zeitschriften und einer sogar im New Yorker *Journal of Homosexuality*. Ein Buch aus diesem Arbeitszusammenhang wurde jedoch immerhin 1980 im Verlag rosa Winkel veröffentlicht, W. U. Eisslers Diplomarbeit vom Soziologischen Institut der FU über Schwulenpolitik der Arbeiterparteien in der Weimarer Republik. Zu diesem Zeitpunkt hatte Rhdss ihre Forschungen schon längst beendet und die meisten hatten die HAW verlassen, vor allem wegen unterschiedlicher Auffassungen zu der Frage nach der demokratischen Legitimation homosexueller Aktionen in der Hetero-Öffentlichkeit.

Unsere Südneuköllnerin war gemeinsam mit S. zur Allgemeinen Homosexuellen Arbeitsgemeinschaft (AHA) gewechselt, einem nicht-studentischen, von schwulen Sozialdemokraten und Veteranen der Homophilenbewegung der 60er Jahre gegründeten Verein in Charlottenburg – heute wieder im AHA-Heimatbezirk Schöneberg tätig. In der AHA machten sie gemeinsam alle Arten von Schwulenpolitik, die in der HAW nicht mehr möglich war.

Die »dritte Sache«, die sie mit F. verband, war die schöne Literatur, speziell mit schwuler Thematik.

1975 begannen fünf »Homosexuelle Emanzipationsgruppen Süddeutschlands« die Zeitschrift *emanzipation* herauszugeben.³ Bald war die AHA auch mit dabei und es gab eine Art Wiedervereinigung mit F. und S. auf der Grundlage des nichtprofessionellen Schwulenjournalismus. Während F. kritische und witzige Feuilletons zu kulturellen Ereignissen in Westberlin schrieb (der kanadische Travestiestar Craig Russell im Renaissance-theater, Schwulenfilme bei den Filmfestspielen, Werner Schroeters TV-Film *Neapolitanische Geschwister* u. a.), berichtete S. über die Polit-Aktionen der AHA. Am 30.9.1978 veranstaltete die AHA gemeinsam mit anderen Lesben- und Schwulengruppen eine Demo vom Wittenbergplatz zur Griechischen Militärmission in der Bayreuther Straße, um gegen ein geplantes schwulenfeindliches Strafgesetz zu protestieren. Das war nicht bloß eine Solidaritätsdemo mit der griechischen Schwesternorganisation

3 Sie kamen aus München, Nürnberg, Stuttgart, Würzburg und Tübingen. Dank an Rainer Schilling für diese Information!

AKEO und die erste international koordinierte Aktion der frisch in England gegründeten IGA, es sah auch fast so aus wie ein zarter Neuanfang des erwähnten prekären Liebesdreiecks, diesmal auf der Straße.



Abb. 7: F. und S. treffen sich auf höchster politischer Ebene 1978 bei einer Straßendemo.

Eine Geschichte aus zwei Hauptstädten

Mitte der 70er war sie zum ersten Mal in Wien. Vor allem wohl wegen der Straßenbahnen, die in West-, anders als in Ostberlin, in den 60ern abgeschafft wurden, fühlte sie sich an Ostberlin erinnert. Indes gab es auch eine schwulenbewegungsmäßige Ähnlichkeit zwischen der Hauptstadt der Bundesrepublik Österreich und der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik: Ihr Eindruck war, dass hier wie dort mit zeitlicher Verzögerung nach Westberliner Muster je eine Schwulenorganisation gegründet wurde. Coming Out hieß die Wiener, Homosexuelle Interessengemeinschaft Berlin (HIB) die Ostberliner Gruppe. In beiden war der Studentenanteil kleiner und der der Lesben etwas größer als in der HAW. Auch wurde die Tuntenfrage, die Frage nach der Weiblichkeit der Männer und der Männlichkeit der Frauen hier weniger eifrig diskutiert als in Berlin-Schöneberg.

Sie flog von Tempelhof nach Wien, weil Erich Lifka sie eingeladen hatte. Erich war ein Bewegungsveteran, der schon in den 50ern an der Züricher Zeitschrift *Der Kreis* mitgearbeitet hatte und der wegen schwulem Sex zu langjährigen Haftstrafen im »Kerker« – so hieß das »Zuchthaus« bei den Ösis – verurteilt worden war.

In einem Brief hatte Erich ihr von seinen Schätzen aus der Geschichte der Schwulenbewegung erzählt und dabei *Die gelbe Rose* erwähnt, die einzige Wiener Schwulenzeitschrift in den 30er Jahren, die er besitze und die er ihr zeigen wolle. Fast alles war gelogen. Es gab keine *gelbe Rose*, sondern nur ein paar Berliner Schwulenblätter aus den 20ern. Dennoch war alles

gut: Wien war mindestens so faszinierend wie Ostberlin und Erich log mit so viel Wiener Charme und Anmut, dass sie ihn gerade deshalb mochte. Sie begann daraufhin, über die Poesie der Lüge nachzudenken; Jahre später wird Magnus ihr erzählen, er wolle seine Autobiografie schreiben und *alles* darin sollte erlogen und erfunden sein. Diese Vorstellung hat sie mindestens so beeindruckt wie Wien und Ostberlin zusammen.

Einmal führte Erich sie nach Schönbrunn. Er rezitierte für sie einige seiner Gedichte, was sie sehr genoss. Als sie später in seinen drei Gedichtbänden nachlas, war der Zauber der wienerisch gesprochenen Verse, des »Hersagens von Gedichten« verschwunden – fast nur noch tote Buchstaben ohne Musik.

In Schönbrunn, nach Sonnenuntergang, schob Erich seine Hand hinten in ihre Hose. Er wollte ertasten, ob ihr Hintern behaart sei oder nicht. Er war es und kam damit als Erichs Sexobjekt nicht infrage. (Für sie war Erich schon auf den ersten Blick vollkommen uninteressant, unsexy.) Was blieb, war eine Art Freundschaft mit vielen Briefen und Postkarten, die sie in einer Schachtel sammelte und dem Archiv des Schwulen Museums übergab.

Ein paar Mal reiste Erich mit dem Zug nach Westberlin. Er wohnte dann in der schwulen Pension *Club 70* nahe am Innsbrucker Platz. Er schwärmte von den Strichern am Bahnhof Zoo, weil sie im Unterschied zu den Wienern berlinerten. Als Soldat der faschistischen Wehrmacht hatte er, so erzählte er, in Berlin erste Erfahrungen mit schwulem Sex gesammelt und liebte seither diese Stadt auf seltsam sentimentale Weise. Er schwärmte nicht nur vom Berliner Strich und vom Soldatensex seiner Jugend, sondern vor allem vom Sado-Sex: Den Strichern, die dafür besser bezahlt wurden, schlug er mit einem Stock blutige Striemen auf den Hintern, bevor er sie fickte. Er erzählte ihr vom Fistfucking, einer Sexpraktik, von der sie noch nichts gehört hatte und die er ihr mit zärtlicher Liebe zum Detail beschrieb. Sie fand diese Berichte eher gruselig als sexy. Auf ihrer Frage, ob nicht ein möglichst blutiger Lustmord an einem Stricher für ihn das Höchste der Gefühle, oder wie man heute sagt: der ultimative Kick sei, antwortete Erich nicht.

Mit den Wienern war's ähnlich wie mit den Ostlern⁴: Obwohl es in beiden Hauptstädten jede Menge ansehnlicher Männer gab und sie unzählige Male dort war, hatte sie nie Sex mit einem Einheimischen. Ihre sexuelle

4 Zu Mauerzeiten hießen die Ostberliner Ostler, die Westberliner Westler. Osis wurden erst nach 89 entdeckt. Wessis waren vor 89 Westdeutsche, die nach Westberlin kamen.

Leistungsfähigkeit war nämlich ebenfalls nur durchschnittlich, ihre Verführungskunst krass suboptimal.

Musikalisch stand ihr Ostberlin näher als Wien. Schon früh sah sie den DEFA-Film *Mutter Courage und ihre Kinder* und war begeistert von Paul Dessaus wunderbaren Songs. Sie kaufte sich auch die Langspielplatte *Wolf Biermann (Ost) zu Gast bei Wolfgang Neuss (West)* und war bald darauf begeistert von Biermanns Lied *Drei Kugeln auf Rudi Dutschke*: »Ach Deutschland, deine Mörder. Es ist das alte Lied ...«

Im Winter 88/89 ging sie öfter nach Mitte in die *Komische Oper*. Über »Beziehungen« zum Corps de Ballet kam sie an Eintrittskarten und wurde einmal von dem weiter unten erwähnten Mr. Wigglesworth begleitet (*Don Giovanni*). Mit seinem klassischen Punk-Outfit stimmte er die DDR-Grenzer misstrauisch. Sie verhörten und durchsuchten ihn, weil er ihnen wie ein Drogenschmuggler vorkam. Als sie nichts fanden, fragten sie ihn, wohin er denn wolle. Er antwortete: »In die lustige Oper«. Als er ihr das hinterher erzählte, hätte sie ihn am liebsten vor Rührung und Begeisterung mit Haut und Haar aufgefressen – wie der Wolf das Rotkäppchen.

Die Musikstadt Wien genoss sie erst 2018, als sie zu einer Hirschfeld-Feier in den Wiener Queer-Buchladen Löwenherz eingeladen wurde. Durch einen glücklichen Zufall erhielt sie an der Abendkasse der Wiener Staatsoper eine Karte für *Walküre*.

Magnus

Einmal bekam sie den Auftrag nach Stockholm zu reisen, um dort im Nachlass des Berliner Sexologen Max Hodann zu forschen. Er war vor den Nazis nach Schweden geflüchtet, war heterosexuell und spielte eine wichtige Rolle in der Berliner Sexualwissenschaft der Weimarer Zeit.

Abends ging sie ins Stockholmer Schwulenzentrum und wurde dort von einem sehr hübschen Schweden auf die Tanzfläche – nicht gebeten, sondern gezerrt, genötigt. Sie mochte den Tanz gar nicht, hat ihn noch nie gemocht und hatte kaum das dafür erforderliche rhythmische Gefühl. Deshalb hörten sie auch bald auf, setzten sich an einen der kleinen runden Tische und plauderten ununterbrochen miteinander in einem wunderbaren *broken English*. Sie hatten das Gefühl, alles zu verstehen, was sie einander sagten. Magnus sagte: »I cannot promise you a big romance«, ließ

sich aber dennoch von ihr nach Westberlin einladen. Magnus war schon einmal hier gewesen und schwärmte von einer Westberliner Band Crashing New Buildings. What? Ach so! Einstürzende Neubauten! Ja, natürlich, die liebte sie schon lange, nicht nur wegen dem athletischen Schlagzeuger, der immer mit nacktem Oberkörper auf seine Lärminstrumente eindrosch. Sie gingen zusammen ins *SO36* zum Neubauten-Konzert. Es wurde kaum getanzt, aber intensiv zugehört. Einmal lud sie F. ein, Magnus kennenzulernen. F. gab sich keine Mühe, seine Eifersucht zu verbergen.

Als Magnus wieder in Stockholm war, empfahl er ihr in einem der vielen, in seiner wunderschönen Krakelschrift geschriebenen Briefe ins Kino zu gehen und sich *Cat People* von Paul Schrader anzusehen. Das war der Beginn ihrer späten Liebe zu David Bowie. Sie versuchte, Magnus' Kralchelhandschrift nachzuahmen und machte dabei gute Fortschritte.

Ein Dichter aus Buckow

Sie lernte Detlev Meyer kennen, als er an einem Sonntagnachmittag in der AHA aus seinen Gedichten vorlas. Er war der einzige schwule Dichter, mit dem sie eine, wenn auch nur flüchtige, Freundschaft verband. Die anderen vier, denen nahezukommen sie Gelegenheit hatte – der Romanschriftsteller Bruno Vogel, der Bewegungsveteran Erich Lifka, der Schlagertexter Bruno Balz, die Lyrikerin und Baudelaire-Übersetzerin Charlotte Wolff – hatten am Anfang ihrer Bekanntschaft lange schon mit dem Dichten aufgehört. Detlev Meyer aber stand am Anfang seiner beeindruckenden Dichterkarriere. Sie endete schon früh, als er 1999 an den Folgen von Aids starb.

Bei aller Bewunderung seiner Dichtkunst, die sie empfand, erinnert sie sich an zwei unerwartete Enttäuschungen, die er ihr bereitete.

Ihr holländischer Freund Paul hatte sie auf die Gedichtsammlung *Die braune Blume* hingewiesen, die um 1929 anonym in Berlin erschienen war. Von der Lektüre dieser formvollendeten, vom Geist Heinrich Heines inspirierten Gedichte, die die Geschlechtsteile und -praktiken mit nie gekannter poetischer Heiterkeit feierten und lobpriesen, war sie dermaßen beeindruckt, dass sie sich eine Neuausgabe wünschte, und Detlev, der mit dem Anonymus⁵ kongeniale Dichter, sollte dazu einen Kommentar liefern. Schnell gab er ihr die Kopie zurück und sagte ungefähr, er wolle sich

5 Benedikt Wolf hält es für möglich, dass der Anonymus eine Frau ist.

nicht auf das schlüpfrige Niveau eines Herrenabends einlassen, über das *Die braune Blume* sich offensichtlich nicht zu erheben vermochte. Auch er hatte nichts kapiert!

Das Thema der *braunen Blume* ist, wie die Erwähnungen von Tiergarten, Wannseebad, Potsdam und dergleichen andeuten, das Leben und die Sprache in der schwulen Subkultur von Berlin am Anfang des 20. Jahrhunderts. Der sprachliche Aspekt hatte sie unter anderem deshalb fasziniert, weil sie hier, im Gedicht *Vorfrühling* die früheste Verwendung des Wortes »Tunte« im modernen Sinne fand:⁶

»In den vielen Osterfeiertagen/sieht man urlaubshalber durch die Stadt/
Grenadiere ihre Frische tragen,/und die Nutte und die *Tunte* hat/viel zu
schauen und zu tun; nur schade,/für so manches ist es noch zu kühl,/und
man spricht noch nicht vom Wannseebade/und bezähmt fürs erste sein
Gefühl« (Hervorh. des Verf.).

Die zweite Enttäuschung bereitete er ihr, als sie seiner Einladung zum Geburtstag folgte und er ratlos und irritiert auf das Geburtstagsgeschenk reagierte, das sie für ihn ausgesucht hatte. Es war eine CD mit Haydns *Die sieben letzten Worte unseres Erlösers am Kreuz* in der Fassung für Streichquartett. Sie hatte naiv angenommen, er sei genau wie sie selbst von Kammermusik begeistert, und gegen Haydn konnte doch niemand etwas haben. Sie musste einsehen, Detlev liebte allenfalls die Tanzmusik, die der DJ im *Dschungel* auflegte – vielleicht nicht einmal diese, vielleicht ging er nur in die Disco in der Nürnberger Straße, weil da sein hübscher junger Liebhaber als Türsteher und Barmann arbeitete. Das aber, so sagte sie sich, ist wohl etwas zu viel Tuntenziffigkeit (so wurde eine üble Nachrede damals in ihren Kreisen genannt). Schließlich hätte sie ja mit Detlev über seinen Musikgeschmack reden können, was ihr die Enttäuschung Nr. 2 erspart hätte.

Detlev erzählte ihr, dass er Kindheit und Jugend ebenfalls in Buckow verbracht hatte. Er wohnte aber mit seinen Eltern in einem Häuschen mit Garten auf der anderen Seite der großen Straße, die Buckow mit dem Rest von Westberlin verband, jenseits des Buckower Damms. Das war eine vollkommen andere Welt!

6 Zum vormodernen, nicht-berlinischen Gebrauch des Wortes »Tunte« vgl. Grimm & Grimm (1991, Spalte 1812f.).

Ein antifaschistischer Kämpfer aus Rudow

Als Andreas Salmen 1980 in der Wohnung seiner Eltern in Rudow seinen 18. Geburtstag gefeiert hatte und damit endlich volljährig war, beschloss er, seinen Kampf gegen die Neuköllner Nazis mit der Frage nach der Schwulenverfolgung im Hitler-Faschismus zu verbinden. Irgendjemand hatte ihm ihre Telefonnummer gegeben. So kam es, dass er sie besuchte und sie ihn mit Material überhäufte, teils noch aus den Rhdss-Beständen, teils die neuesten ihrer Forschungsergebnisse. Eine Weile nachdem Andreas wieder gegangen war, musste sie an die Zartheit seiner mit goldblonden Härchen bedeckten Haut, an sein Lachen und an seine präzise und schnörkellose Redeweise denken und feststellen, dass sie ihn trotz seiner blonden Hippiefrisur und seiner blauen Augen beehrte. Nach seinem nächsten Besuch machten sie einen Spaziergang um den Schlachtensee und sie waren fast schon wieder am S-Bahnhof, als die Buckowerin es wagte, den 13 Jahre jüngeren Rudower zu küssen. Der war wahrscheinlich schon lange ungeduldig, dass das so lange dauert. Es war der Beginn weniger Wochen voller Entjungferung, Sex & Drugs & Rock'n'Roll – eher keine Drugs und nur wenig Rockmusik, dafür um so mehr vom anderen. Das Ende tat weh: Andreas sagte mit seiner erbarmungslosen Wahrheitsliebe, er brauche etwas anderes und sie sei ihm zu alt. Tschüssikowski.

Zwei Jahre später wurde wieder einmal eine neue Westberliner Schwulenzeitschrift gemacht, *Torso*, diesmal sollte es professionell zugehen und Bruno Gmünder, der Verleger, fragte sie, ob sie nicht etwas zur ersten Nummer beitragen wolle. So kam es, dass sie eine Reportage über das Tuntenhaus machte, das Andreas mit vier seiner neuen *jungen* Freunde besetzt hatte. Ein Echo des schroffen Endes der kurzen Liaison mit Andreas war wohl der folgende Absatz der Selbstreflexion im Reportagetext:

»So machte ich mich denn auf als eine Tunte in den 30ern, mit Eigentumswohnung, Pensionsberechtigung und Haarausfall zu einer Begegnung fast schon der dritten Art und auch ein bisschen unheimlich: Drei Bewohner des Tuntenhauses, Achim, Andreas und Lutz, alle drei mindestens zehn Jahre jünger als ich, bemühten sich, einen Abend lang nett zu mir zu sein und alle meine Fragen zu beantworten.«

Als die Reportage erschien, freute sie sich und die Tuntenhausenerinnen freuten sich auch. Gemeinsam wurde Musik gehört: Clash und Crass: Anarcho-punk. Sehr schöne Musik.

Als Andreas 1992 an den Folgen von Aids starb, hatten sie sich schon lange, wie man so sagt, aus den Augen verloren.



Abb. 8: Andreas Salmen (links) und zwei seiner Tuntenhaus-Mitbewohnerinnen.



Abb. 9: Klebezettel, im Tuntenhaus produziert und auf den Westberliner Hauswänden platiert.

Mr. Wigglesworth (You Sexy Motherfucker)

Kurz vor der Maueröffnung und dem Verschwinden Westberlins trat Mr. Wigglesworth in ihr Leben und veränderte alles, vollständiger als es der Fall aller Mauern dieser Welt jemals vermocht hätte. Er war 1986 aus Westdeutschland geflüchtet, weil er dort zum Kriegsdienst in der Bundeswehr gepresst werden sollte.

Auf einem Sonntagskaffeeklatsch der AHA sprach er sie an und sie wurde überschwemmt von einer total verwirrenden Gefühlswelle. Rechnerisch hätte er ihr Kind sein können, tatsächlich aber war er ein Wiedergänger vergeblich begehrter Männer, J. oder »O mein Papa«. Vor allem war er einzigartig und überirdisch und ist es bis heute geblieben. Er brachte ihr neben *vielem anderen* auch die Liebe zu Prince bei, und sie versäumten kein Konzert, das er in der Waldbühne gab.

Die Toten

Es werden immer mehr. Prince ist tot. Leonard Cohen ist tot. Detlev und sein hübscher Freund sind tot. Werner Schroeter ist tot. Flösi ist tot. Peter Steinmüller, Manfred Salzgeber, Erich Lifka und Andreas Salmen sind tot. David Bowie ist tot ... Die meisten leben noch. The end is at hand.

Literatur

- Beckett, S. (2012). *Collected Poems*. London: Faber and Faber.
- Biblia (1974). *Das ist: Die ganze Heilige Schrift/Deutsch*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Brecht, B. (1959). *Die sieben Todsünden der Kleinbürger*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brecht, B. (1981). *Die Gedichte in einem Band*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brennan, T. & Hegarty, P. (2009). Magnus Hirschfeld, his biographies, and the possibilities and boundaries of »biography« as »doing history«, *History of the Human Sciences*, 22(5), 24–46.
- Burkhard, P. (1950). *Das Feuerwerk. Musikalische Komödie in drei Akten*. Berlin: Felix Bloch Erben.
- Eissler, W. U. (1980). *Arbeiterparteien und Homosexuellenfrage. Zur Sexualpolitik von SPD und KPD in der Weimarer Republik*. Berlin: Verlag Rosa Winkel.
- Goethe, J.W. (o. J.). *Gedichte*. Leipzig: Reclam.
- Grimm, J. & Grimm, W. (1991). *Deutsches Wörterbuch. Fotomechanischer Nachdruck. 22: Treib-Tz*. Gütersloh: Bertelsmann-Club.
- Harthausen, W. [d. i. R. Lenz] (1967). Der Massenmord an Homosexuellen im Dritten Reich. In W. S. Schlegel (Hrsg.), *Das große Tabu* (S. 7–37). München: Rütten & Loening.
- Herzer, M. (1982). Nicht schöner, sondern wärmer Wohnen. Berliner Tunten halten seit über einem Jahr ein Haus besetzt – sie sind gesetzestreu und anarchistisch, *Torso*, Nr. 1, Mai/Juni 1982, 8–10.
- Herzer, M. (1985). »Am Beischlaf wird nicht gespart«, *Konkret Sexualität*, 63–65.
- Herzer, M. (1995). Communists, Social Democrats, and the Homosexual Movement in the Weimar Republic, *Journal of Homosexuality*, 22(2/3), 197–226.

- Hirschfeld, M. (1903). Das urnische Kind. *Wiener medizinische Presse*, 44, 1831–34 u. 1880–84.
- Kafka, F. (1961). Ein Bericht für eine Akademie. In ders., *Die Erzählungen*. Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Krey, F. (1977). Alf. Eine Skizze. Begegnung mit Bruno Vogel, *emanzipation*, 5 (Oktober 1977), 17–18.
- Lifka, E. (1956). *Rufer in der Nacht. Gedichte*. Wien: Europäischer Verlag.
- Mann, T. (1963). Schwere Stunde. In ders., *Sämtliche Erzählungen* (S. 294–300). Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Meyer, D. (1981). *Heute Nacht im Dschungel. 50 Gedichte*. Berlin: Oberbaumverlag.
- Rasch, W. (1964). *Tötung des Intimparters*. Stuttgart: Enke.
- Reiche, R. (2000). *Geschlechterspannung. Eine psychoanalytische Untersuchung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Sperr, M. (1966). Jagdszenen aus Niederbayern. Berliner Fassung. *Theater heute*, 7(11), 61–68.
- Ulrichs, K. H. (1864). *Inclusa. Anthropologische Studien über mann-männliche Geschlechtsliebe*. Leipzig: Matthes.
- Wolf, B. (2019). Das Floralobjekt. Zur Monometaphorischen Poetik des anonymen pornografischen Gedichtbandes *Die braune Blume*. *RISS, Zeitschrift für Psychoanalyse*, 90, 86–103.
- Wolff, C. (1986). *Magnus Hirschfeld. A Portrait of a Pioneer in Sexology*. London u.a.: Quartet Books.

Playlist

- Algiers (2017). *Walk Like A Panther*. Auf: *The Underside Of Power*.
- Anders, C. (1969). *Geh nicht vorbei*.
- Beethoven, L. van. *Sinfonie Nr. 7 A-Dur, op. 92*.
- Biermann, W. & Neuss, W. (1965). *Wolf Biermann (Ost) zu Gast bei Wolfgang Neuss (West)*.
- Bowie, D. & Moroder, G. (1982). *Cat People (Putting Out Fire)*.
- Cohen, L. (1974). *Chelsea Hotel #2*. Auf: *New Skin For The Old Ceremony*.
- Crass (1980). *Nagasaki Nightmare*.
- Dylan, B. (1965). *Desolation Row*. Auf: *Highway 61 Revisited*.
- Haydn, J. *Die sieben letzten Worte unseres Erlösers am Kreuze*. Streichquartettfassung, Hob. III:50–56.
- Holiday, B. *My Man*. (Mehrere Aufnahmen seit 1953).
- Prince. (1992). *You Sexy Mother Fucker*. Auf: *Love Symbol*.
- Righteous Brothers (1964). *You've Lost That Loving Feeling*.
- Robiĉ, I. (1961). *Mit 17 fängt das Leben erst an*.
- The Rolling Stones (1967). *We Love You*.
- The Rolling Stones (1968). *The Salt Of The Earth*. Auf: *Beggars Banquet*.
- Schöbel, F. (1971). *Wie ein Stern*.

Meine schwul-bewegten Jahre

Wilfried Laule

Wilfried Laule, geboren 1945 in Eigeltingen am Bodensee, studierte an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste und an der HFBK Berlin, ist freier Künstler – Maler, Grafiker, Kunsterzieher – in Berlin. Neben zahlreichen Ausstellungen (in Berlin – u. a. im Schwulen Museum –, Hamburg, München, Paris, Warschau, Nijmegen), veröffentlichte er im Verlag rosa Winkel unter anderem Graffiti für Vespasien (1983). Zahlreiche Abbildungen und Zeichnungen auf Flugblättern, in Broschüren und weiteren Publikationen der Schwulenbewegung stammen von ihm, ebenso die Video-Installation Mach dein Schwulsein öffentlich: Die Schwulenbewegung der siebziger Jahre und der Bildband Lust (2013).

Meine Anfänge in Berlin – und der Beginn der HAW

Sicher, Berlin war damals weit weg, wenn man aus Süddeutschland kam. Jedes Mal diese mühselige Zugfahrt durch die Zone mit den willkürlichen Schikanen der Zöllner, die dich die kleinsten Papierfetzeln entrollen ließen, die sich zufällig in einer deiner Hosentaschen verkrümelte hatten.

Einmal hat mich allerdings diese kleinliche Zöllner-Prozedur innerlich amüsiert: Ich hatte einen Block mit Zeichnungen dabei, der Zöllner ließ mich Blatt für Blatt durchblättern und bat mich anzuhalten, wenn ihn ein Blatt besonders ansprach. Es handelte sich ausschließlich um männliche Akte und es war unschwer zu erkennen, dass ich einen schwulen Blick auf Männer hatte. Kein Kommentar seinerseits, aber eine leise Spur schmunzelnder Anerkennung. Im Gegensatz zur Bundesrepublik hatte die damalige DDR den Paragraphen 175 schon abgeschafft, was nicht bedeutete, dass die Ost-Schwulen schon in Freiheit gelebt hätten. Es gab in Ostberlin damals ein, zwei Lokale, in denen Schwule verkehrten. Zweimal habe ich eines davon aufgesucht, es herrschte dort ein verklemmtes Trauerspiel. Schwule durften dort nicht einmal Zärtlichkeiten untereinander austauschen.

Dann stand mein Zug wieder auf einem Bahnhof, wurde willkürlich festgehalten, keiner durfte aussteigen und kein Mensch erfuhr, warum wir so aufs Abstellgleis geschoben wurden. Keine Durchsage, wann es wieder weitergehen würde, keine Begründung.

Es fühlte sich damals für mich so an, als wären wir als Klassenfeinde in eine Geiselhaf genommen, weil sich Ostberlin und Bonn wieder einmal zofften. Endlich am Bahnhof Zoo, im Westteil der Stadt angekommen, empfanden wir das Aussteigen aus dem Zug wie eine Befreiung.



Abb. 1: Wilfried Laule, Demonstration am Kurfürstendamm, 1973.

Damals war Volker Eschke eine Zeit lang die Mutter der Bewegung. Die Bewegung, das war die Homosexuelle Aktion Westberlin (HAW). Wir gründeten sie nach Rosa von Praunheims Film: *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt*. Rosa von Praunheim hatte zusammen mit Martin Dannecker das Konzept des Filmes entwickelt, Volker Eschke gab den markanten Sprecher des Films und wurde zum umtriebigen Agitator der Bewegung. Damals 1971 löste dieser Film bei einer der ersten Voraufführungen im *Arsenal*-Kino in Berlin einen Skandal aus. In der anschließenden Diskussion überschlugen sich die Stimmen in empörten Dissonanzen (»Rosa, was hast du aus uns gemacht?!«). Es dauerte eine ganze Weile, bis sich die Wogen glätten ließen und eine halbwegs sachliche Diskussion möglich wurde. Unmittelbar darauf fand sich eine Gruppe von Schwulen, die sich regelmäßig treffen wollten. Nach mehrmaligen Sitzun-

gen im *Drugstore* in der Motzstraße und nach der Diskussion einer Satzung gründeten wir 1971 die Homosexuelle Aktion Westberlin.

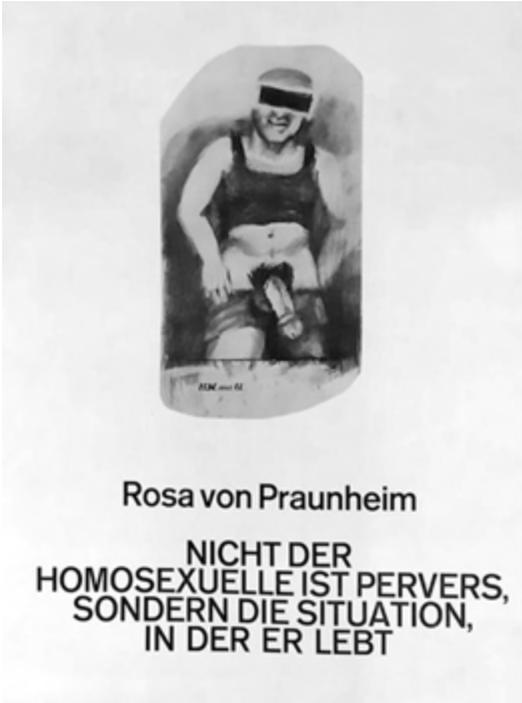


Abb. 2: Von Wilfried Laule entworfenes Plakat zu Rosas Film, 1972: Rosa mochte das Plakat nicht, aber das *Arsenal* setzte es trotzdem ein. Im Gegensatz zu Rosas süßlichem Kitsch-Plakat zeigt mein Plakat den versteckt lebenden Schwulen, den Rosas Film ja kritisierte.

Es ist schwer zu erklären und man muss es erleben, um es richtig zu verstehen: Damals erfasste uns eine Art Aufbruchseuphorie. Plötzlich waren wir nicht mehr die verklemmten einsamen Einzelkämpfer, die mit schlechtem Gewissen in der schwulen Subkultur eine schnelle Lustabfuhr suchten, um danach wieder in ein bieder-bürgerliches Leben zurückzukehren, immer in Gefahr als Perverse entlarvt zu werden.

»Mach dein Schwulsein öffentlich!«, hieß unsere Devise. Nicht alle, aber doch einige von uns hatten den Mut dazu, sie nannten sich »schwul« und gaben dem abwertenden Schimpfwort ihr eigenes leibhaftiges Gesicht. Das irritierte viele, denen wir unsere Flugblätter gegen den Paragraphen 175 in die Hände drückten: »Aber sie sehen doch gar nicht so aus, warum machen sie sich denn schlechter, als sie sind?«

Wir ernteten auch Aggressionen, es gab Fälle, bei denen einzelne Pas-

santen gegen uns handgreiflich wurden. Bei einer 1.-Mai-Demonstration 1972 in Berlin wurden mir die Flugblätter mehrfach aus der Hand geschlagen. Als linke schwule Studenten wollten wir an der Seite der Arbeiterklasse schwul sein, nur die Arbeiterklasse wollte uns gar nicht haben. Sie drängte uns ab an den anarchistischen Schwanz der Demo. Dort spielten Ton, Steine, Scherben: *Keine Macht für niemand.*



Abb. 3: Zeichnung von Wilfried Laule, 1973: Die Zeichnung wurde auf einem Flyer für eine große Schwulenparty an der TU Berlin verwendet und kam später bei unterschiedlichen Angelegenheiten wieder zur Anwendung.

Auf der Demonstration beim ersten internationalen Pfingsttreffen 1973 in Berlin gingen manche von uns unter Kapuzen, um nicht erkannt zu werden. Lehrer, aber auch andere Berufsgruppen, hatten Angst, ihren Job zu verlieren, wenn ihre Homosexualität bekannt würde. Für diese Demo malte ich mein erstes Transparent, das ein Herzchen mit einer Faust zeigte. Ein großes Herz mit einer Faust wurde auch unser erstes Logo. Ich hatte es zuvor schon an die Wand in unserem Schwulenzentrum gemalt. Im Laufe der Zeit produzierte ich viele weitere Transparente und Flugblätter.

Auf dieser, unserer ersten Demo 1973 beim erwähnten internationalen Pfingsttreffen liefen die französischen Tunten mit einem ganz neuen Sound aus der politischen (deutschen) Reihe. In Sprechchören tönnten Sie: »Wir fordern rosarote VWs!« Das wiederum löste auf dem nachfolgenden

Plenum der HAW, im damaligen Schwulenzentrum, im *SchwuZ*, eine heftige Auseinandersetzung aus, die als *Tuntenstreit* in die Schwulengeschichte einging. Eine Gruppe von Schwulen meinte, die Tunten würden dem Ansehen der Schwulen schaden, die Heteros bekämen den Eindruck, alle Schwulen seien so exaltiert und ausfallend wie Tunten. Diese Auseinandersetzung ließ sich im Plenum nicht klären, daher gründete sich die Fraktion der »Feministen«.

Die HAW verlor im Lauf der Jahre an Bedeutung, sie verhedderte sich im kleinlichen, zuweilen hysterischen Gezänk politischer Gruppen, SEW (Sozialistische Einheitspartei Westberlins) gegen K-Gruppen und Spontis. Viele von uns wechselten in der Zwischenzeit ins Berufsleben und hatten keine Zeit mehr für die Profilierungskämpfe, die dort stattfanden. Schließlich wurde die HAW 1999 aus dem Vereinsregister ausgetragen.

Parallel zur HAW gründete sich 1974 die AHA, die Allgemeine Homosexuelle Aktion. Dort waren die Teilnehmer keine Linksintellektuellen, sondern eher pragmatisch orientierte Schwule. Mit ihren Veranstaltungen, Aktionen, Shows, Ausstellungen und Sonntagscafés sprechen sie auch heute noch ihr Publikum an.

Mit Robert ins spontane Glück

Als ich ihn kennenlernte, hatte er spartanische Züge: Für ihn als Pragmatiker durfte die eigene Ernährung nicht zu viel Zeit und Aufwand in Anspruch nehmen. Seine Küchenregale waren gefüllt mit Fertigkost und Dosen, immer gleich im Dutzend. Robert war 1969 nach Berlin gezogen. Er stammte aus einem gediegenen Mittelstandselternhaus, seine Eltern waren erfolgreiche Geschäftsleute in Westdeutschland. In solchen bürgerlichen Familien gestattet man schweren Herzens einem der eigenen Kinder, dass es aussteigt und sich einem brotlosen künstlerischen Beruf zuwendet. Robert studierte Schauspiel an der Max-Reinhardt-Schule in Berlin, die ersten drei Semester heimlich, bevor er seine Eltern einweihte. Er lebte in der Motzstraße im zweiten Hinterhof in einem Seitenflügel. Das Vorderhaus und der Mittelflügel zwischen erstem und zweitem Hinterhof waren am Ende des zweiten Weltkriegs weggebombt worden. Heute ist diese Baulücke geschlossen, und auch das damalige Hinterhaus existiert nicht mehr. Wo ich Robert kennengelernt habe, kann ich nicht mehr genau sagen, wahrscheinlich war es im *Drugstore*, der sich ja auch in der Motzstraße

befand. Mit Robert erlebte ich einen der Höhepunkte in meinem jungen Leben als Schwuler, als wir zusammen in seiner klapprigen Ente durch Südfrankreich fuhren.



Abb. 4: Wilfried Laule: *Adam liegend*, 1983.

Wir besuchten Avignon, Nimes, Arles und zelteten am Strand von Saintes-Maries-de-la-Mer. Wir schlugen unser Zelt an einem menschenleeren Strandabschnitt auf, der eigentlich als verboten markiert war. Wir glaubten ein Stück Paradies gefunden zu haben, wie geschaffen für uns. Wir liebten uns und genossen die Freiheit, uns nackt am Strand bewegen zu können.

Als wir jedoch eines Tages nach dem Einkauf mit unserer Ente zurückkamen, stand der gesamte verbotene Strand unter Wasser. Zunächst fiel es uns schwer, unser Zelt am überfluteten Strand wiederzufinden, doch wir hatten Glück. Schließlich ragte das Zelt, rundum vom Meer umspült, tapfer aus den glücklicherweise niedrigen Fluten. Es war auf einem kleinen Sandhügel angelegt und weitgehend trocken geblieben.

Wir zogen weiter ins Ardèche-Tal, zelteten wild auf der Wiese, wo wir morgens von einer Kuh am Zelteingang begrüßt wurden. In einer Schlucht mit einem sprudelnden Gebirgsflüsschen, das immer wieder kleine Becken aus dem Felsen ausgespült hatte, produzierte sich Robert nackt als Susanna

beim Bade. Ich filmte diese Szenen mit meiner Super-8-Kamera, während uns eine jugendliche Wandergruppe irritiert ins Bild lief.

Zurück in Berlin veränderte sich unsere Beziehung zunehmend. Robert wurde mir gegenüber immer verschlossener, dabei ist er ansonsten ein heiterer, kommunikativer Mensch. Von der Schwulenbewegung, in der ich engagiert war, hielt er nichts. Mit seiner K-Gruppen-Ideologie meinte er, nach der Revolution sei dieser Nebenwiderspruch ohnehin gelöst. Ich spottete über seinen »Nebelwiderspruch« und meinte, wir müssen im Hier und Jetzt unser Recht auf ein selbstbestimmtes Leben als Schwule durchsetzen. Ein anderes als das gegenwärtige Leben haben wir nicht. Robert geriet immer mehr unter den Einfluss falscher Ratgeber, die ihm sein schwules Coming-out auszureden versuchten: Ammon, sein Psychotherapeut mit seiner Gruppentherapie, ebenso auch Lehrer aus seiner Schauspielschule, die teilweise selbst schwul waren, schließlich auch seine Mutter. Sie mach-



Abb. 5: Ausstellung im Elisabethhof, Berlin, 1980.

ten ihn glauben, er sei vor die Alternative gestellt: entweder Schauspielkarriere oder schwul, beides zusammen ginge nicht.

Als er dann Berlin verließ, herrschte ein paar Jahre Sendepause zwischen uns. Inzwischen war ich ohnehin mit Sven liiert. Es war Robert, der nach einiger Zeit den Kontakt zu mir wieder aufnahm. Er lebte inzwischen in Köln und leitete dort ein freies Theaterhaus. Das Theaterfestival aber war und ist auch heute noch in Berlin. Auf diese Weise ergab sich für ihn immer wieder die Not-

wendigkeit und die Gelegenheit, bei mir in Berlin für einige Tage unterzukommen. Er besorgte verbilligte Theaterkarten und so kam ich durch ihn in den Genuss epochemachender Aufführungen an der Berliner Schaubühne.

Aus unserer früheren Beziehung hat sich ein freundschaftlicher, kultureller Austausch entwickelt, der uns bis heute verbindet.

Klappensex: Der schnelle Sex zur späten Stunde



Abb. 6: Diese beiden Postkarten erschienen 1978 noch unter meinem damaligen Pseudonym »Eigeltinger« im Verlag rosa Winkel.

Meine Fotos über Graffitis aus Berliner Klappen sind in der Zeit zwischen 1978 und 1980 entstanden. Egmont Fassbinder vom Verlag rosa Winkel animierte mich, diese Fotos zusammen mit meiner Kommentierung 1983 als Bildband herauszubringen. Als Klappen bezeichnete man in Berlin bestimmte öffentliche Toiletten, an denen zu jeweils unterschiedlichen Zeiten Männer aus allen gesellschaftlichen Schichten homosexuelle Kontakte suchten. Klappen ermöglichten ein Doppelleben: Tagsüber war man ein seriöser Bürger, nachts ein anonymes Schwein, manchmal ein armes

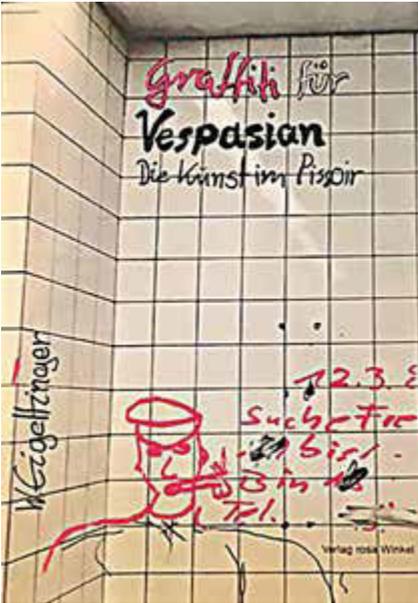


Abb. 7: Cover des im Verlag rosa Winkel erschienenen Bandes, 1983.

viel größere, allumfassende Internationalität für anonyme und private wie persönliche Kontakte.

Schwein, das sich selbst verleugnen musste, denn es war immer der Angst vor Entlarvung ausgesetzt.

Erst im Laufe der Schwulenbewegung entstand der selbstbewusste Schwule, der dem verächtlich machenden Schimpfwort »schwul« eine neue Bedeutung verlieh: gay pride, schwuler Stolz.

Seit die öffentlichen Bedürfnisanstalten der privaten Gewinnerzielungsabsicht überlassen wurden, sind Klappen weitgehend aus Berlin verschwunden. Inzwischen bedient das Internet diese Bedürfnisse, die früher auf der Klappe befriedigt wurden. Zwar waren Berliner Klappen auch schon international, das Internet bietet jedoch heute eine

Schwul in Schule und Gewerkschaft

Keine Macht für niemand – wie das Ton Steine Scherben sangen, das ist keine wirkliche Option. Keine Macht bedeutet Ohnmacht. Das lernten wir schnell, als wir vom Studium in unsere Berufe wechselten. Dort begann unser Kampf von neuem, wir mussten bei Arbeitgebern und Kollegen Überzeugungsarbeit leisten. Jetzt hieß es, zu sich selbst zu stehen. Aber wann war es klug, sich am Arbeitsplatz zu outen? Mein damaliger Freund verlor seinen Arbeitsplatz, nur weil er nach einer langen Nacht vergessen hatte, seine Wimperntusche abzuschminken. Wie offen jemand mit seiner Homosexualität umgeht, kann nur jeder selbst an seinem Arbeitsplatz entscheiden und am besten sorgt er zuvor für den Rückhalt in einer Gewerkschaft. Ton Steine Scherben spielten auch: *Allein, machen sie dich ein.*

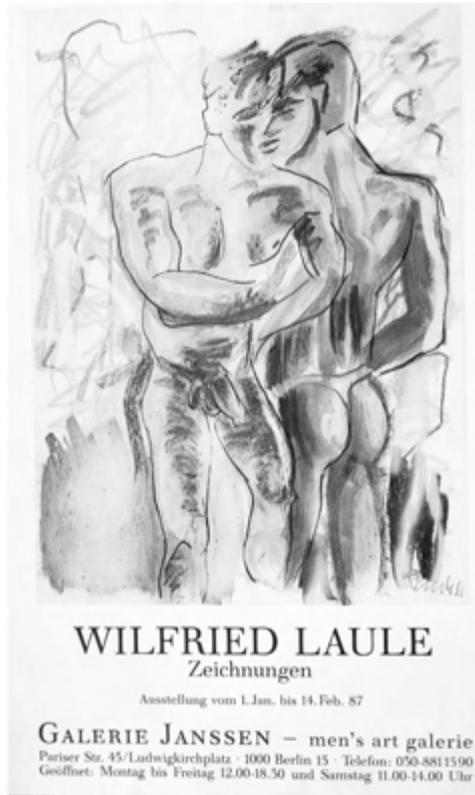


Abb. 8: Ausstellung, 1987, Berlin.

Detlef Mücke gründete 1974 in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, der GEW, eine Gruppe für schwule Lehrer. Im Laufe der Zeit wurde Detlef zu einer gut vernetzten Institution in der schwulen Community von Berlin. Hatte einer eine Frage zu schwulen Angelegenheiten, Personen und Problemen, hieß es: »Frag Mücke!«

Über viele Jahre vertrat der Senator für Schulwesen den Standpunkt, dass Homosexualität als geschlechtliches Verhalten einer Minderheit im Unterricht nicht als der Heterosexualität gleichgestellte Form behandelt werden kann.

Allein schon die Art und Weise, wie Homosexualität in den alten Richtlinien zur Sexualerziehung, in Lehrbüchern und Filmen (*Christian und*

sein Briefmarkenfreund) angeführt wurde, als Deviation in der Nachbarschaft zu den Geschlechtskrankheiten, war hochgradig diskriminierend. Wie schwer es Schülern und Kollegen gemacht wurde, Homosexualität im Unterricht zum Thema zu machen, zeigt auch die Praxis verschiedener Schulen, die den Film *Jagdszenen aus Niederbayern* verboten hatten.

Mit der vorgeschobenen Begründung, man dürfe an Schulen keine Werbung für Homosexualität machen, wurde jede Aufklärung über dieses Thema abgewürgt. Es brauchte also noch viele Bemühungen und Verhandlungen, bis sich hier die vorurteilsbeladenen Einstellungen grundsätzlich veränderten.

Der Rückhalt, den ich als schwuler Lehrer in meiner Gewerkschaft GEW spürte, ermutigte mich zu meinem Outing bei den Kollegen meiner damaligen Schule.

Mit dieser Unterstützung begann ich dann schrittweise, je nach Gelegenheit mit meinem Outing gegenüber meinen Schülern. Das war nicht immer leicht und kostete Mut. Aber Berliner Schüler sind aufgeweckt und sie lassen sich nichts vormachen. Also thematisierte ich Homosexualität beispielsweise im Deutsch- oder im Kunstunterricht anhand von Filmen, Texten oder Künstlerbiografien, wie etwa denen von David Hockney oder Andy Warhol. Gelegentlich boten auch meine eigenen Ausstellungen die Möglichkeit über das Verhältnis von Diskriminierung und Selbstakzeptanz Homosexueller in der damaligen Gesellschaft zu sprechen. Als ein Geschenk für meine Unterrichtspraxis empfand ich den Film *Sommersturm* von Marco Kreuzpainter, Er zeigt auf sehr schöne Art ein schwules Coming-out. Dabei knüpfte er auf ansprechende Art bei der Lebenswirklichkeit meiner Schüler an und löste mit seinem Film reichlich Diskussionen aus. In der Regel ergab sich in solchen Zusammenhängen mein Outing gleichsam von selbst. Bei meinen Schülern traf ich auf großes Interesse, wenn ich mit ihnen über reale Probleme diskutierte. Das breite Spektrum an Einstellungen unter den Schülern sorgte schnell für lebhaftere Diskussionen. So musste ich als Lehrer nicht dozieren. Gelegentlich reagierte ein türkischer Schüler mit Skepsis und wurde von anderen Schülern überzeugt. Einmal kam einer ein Jahr später und meinte zu mir: »Ich habe sie nicht sofort verstanden. Im Nachhinein finde ich ihre Offenheit gut.«

Auf dem CSD in Berlin traf ich immer wieder einmal ehemalige Schüler. Sie grüßten mich erfreut und meinten, meine Offenheit habe ihnen bei ihrem eigenen Coming-out geholfen.





Von der Demonstration der Außenseiter zum jährlichen Stadtfest

Ein Ereignis, das sich als eines meiner schönsten Erlebnisse in mein Gedächtnis eingepägt hat, ist bei der schwulen Community inzwischen leider ins Vergessen abgedrängt worden: HOMOLULU, Frankfurt 1979. Ungefähr eine Woche in den Semesterferien tagten wir an der Uni, in einer internationalen Gruppe mit Teilnehmern aus verschiedenen Berufsgruppen. Bei den täglichen Plenen versuchten hysterische Pädosexuelle zunächst alles für sich zu vereinnahmen, doch die anderen Gruppen wiesen sie zurück und gaben ihnen denselben Raum zur Selbstdarstellung wie jeder anderen Gruppe auch. Es wurden viele Gespräche und ein reger Austausch unter den verschiedenen Teilnehmern möglich, es ging um Selbsterfahrung und Öffentlichkeitsarbeit. Die Tagung gipfelte in einer Party und in einer fantastischen Demonstration, prächtig, wie ich sie zuvor nie erlebt hatte. Auch hier brach nach der Demo dieselbe Diskussion aus, wie wir sie schon in Berlin erlebt hatten: Die Tunten würden mit ihrem exaltierten Auftreten im Fummel dem schwulen Ansehen schaden: »Tuntenstreit 2«.



Abb. 10: Wilfried Laule: *David*, 2006.

Der Verlag rosa Winkel bot damals an, eine Broschüre über dieses Treffen herauszugeben. Die westdeutschen Gruppen jedoch lehnten ab, mit der Begründung, die Berliner würden alles dominieren wollen. Die westdeutschen Gruppen brachten es aber nicht fertig, selbst eine Dokumentation zu erstellen. So versank ein schönes und wichtiges Ereignis in der Versenkung des Vergessens.

Im selben Jahr, 1979, entstand der CSD in Berlin, der Christopher Street Day. Aus Amerika importiert sollte er in den Folgejahren zu einem Erfolgsmodell werden. Anfangs wurden die Demonstrierenden noch mit Arg-



Abb. 11: Wilfried Laule: *Oral*, 1993.

wohn und neugierigem Misstrauen vom Straßenrand aus begafft, doch von Jahr zu Jahr mischten sich mehr und mehr Leute in den Demonstrationszug. Irgendwann verschwand die Trennung zwischen Straßenrand und Demonstrationszug, zwischen Heteros und Schwulen, der Straßenrand feierte mit den Demonstranten. Der CSD gab dem protestantisch kargen Berlin eine nie zuvor dagewesene kulturelle Farbe.

Reisen war unsere neue Freiheit in der Bundesrepublik (BRD). Zu fünf als Heterogruppe sind wir mit einem VW-Kombi in den Semesterferien durch Marokko gefahren. Bei Fès bestaunten wir eine Fantasia, auf der prächtige Berberhengste im Galopp vorgeführt wurden. Wir erschienen den Einheimischen damals als Exoten. Dauernd griffen mir irgendwelche Leute in die langen blonden Haare. Die Kinder schrien verzückt: »Hippie, Hippie!«, und bettelten uns an. Schließlich wurden wir von Berbern eingeladen, ein paar Tage mit in ihrem Zelt zu wohnen. Einer dieser jungen wilden Reiter hielt einen Pflirsich in seiner Hand, schlürfte von der saftigen Frucht und schaute mir dabei tief in die Augen. Mein Herz pochte mir bis zum Hals, jedoch – ich wusste nicht, wie ich auf dieses Angebot hätte eingehen sollen. Unter den gegebenen Umständen waren wir nirgendwo für uns allein.

Tage darauf schloss sich uns ein langhaariger blonder Franzose an. Ich sprach kein Wort Französisch, nur Deutsch und Englisch. Er sprach – wie die meisten Franzosen – nur Französisch. Im Laufe unserer gemeinsamen Reise verliebten wir uns ineinander. Liebe findet immer eine Sprache. Wir liebten uns nachts im Freien unter prächtigen Sternenhimmeln. Tagsüber demonstrierte mir mein neuer Freund, wie verwandt sich Lateinisch und Französisch sind. Beide hatten wir auf der Schule Latein gelernt. Auf der Fahrt hörten wir Pink Floyd: *Ummagumma* und *The Dark Side of the Moon*. Die am Autofenster vorbeifließende Landschaft bebilderte diese Musik wie ein Film. Am Abend bot uns ein alter Marokkaner einen Joint an. Wir setzten uns zu ihm und schauten schweigend von einem Hügel in das weite Land, das die untergehende Sonne in ein warmes Licht schweigender Zeitlosigkeit tauchte.

Prägende Beziehungen

Seit Adam in seiner Kreuzberger Altbauwohnung Hanf für den Eigenbedarf anbaute, schaute er immer wieder beunruhigt durchs Fenster, wenn ein Polizeiauto verlangsamt durch die Straße fuhr. Adam war ein echter Berliner, kein zugezogener Wessi. Harte Drogen rührte er nicht an. Gras und Haschisch konsumierte er in Maßen, so, wie viele der deutschen Durchschnittsbürger Alkohol einsetzen, um dem Leben immer wieder einmal einen kleinen Kick zu geben, der sie über den gewohnten Alltag hinaushebt. Eine Zeit lang war ich mit Adam befreundet und er besuchte mich oft. Ich lud ihn gerne zum Abendessen ein. Er liebte meine Küche und rundete die Mahlzeit am Ende gern mit einem gemeinsamen Joint ab.

Da ich nicht rauchte und Drogen für mich eine Ausnahme waren, reichten drei Züge, um mich high werden zu lassen. Er trug mich dann in mein Bett und wir verloren uns ausgiebig in unendlich zartem Sex, der die Zeit aufzuheben schien. Da er fast völlig gehörlos war und sich nur über Körpersprache verständigen konnte, war er auch im Bett ganz Körpersprache. Ein seliger Schlaf trug uns danach in den nächsten Morgen.

Der Morgen allerdings konnte zum Problem werden, wenn ich einfach aufstand, weil ich zur Arbeit musste. Es war für ihn wie die Aufhebung einer Symbiose, auf die er aggressiv reagieren konnte. Ich musste ihn mit Zärtlichkeiten, manchmal auch mit erneutem Sex besänftigen, was mich dann zeitlich in Bedrängnis brachte. Schließlich entwickelte sich die Be-

ziehung zwischen einem Gehörlosen und einem Hörenden für ihn und mich auf die Dauer als zu schwierig und zu einengend. Mehr-Personen-Situationen waren kaum zu managen. Immer wieder beobachtete Adam, dass ich für Hörende einen viel höheren Sprachaufwand betrieb, als meine Übersetzung an ihn hergab. Das spielerisch aufwendige Repertoire an Sprache dient den Hörenden meist nicht nur zur Übermittlung von Information. Allein, wie eine Aussage durch Stimmlage, Ton und wechselnde Lautstärke orchestriert werden kann, macht Sprechen zu einer wechselseitigen



Abb. 12: Wilfried Laule: *Coming out*, 1987.

Lust, gepaart mit Mimik und Gestik. Diese wortreiche Lust an der Kommunikation ging in der Verkürzung auf Gebärdensprache und Mundablesen verloren. Dieser Mangel erzeugte in Adam eine Eifersucht auf die Hörenden, die ich nicht besänftigen konnte. Er war zu klug, um nicht immer wieder leidvoll zu erfahren, dass ich mit anderen Menschen eine Sprache hatte, von der er ausgeschlossen war.

Die *S-Bahn-Quelle* in der Nähe des Savignyplatzes entwickelte sich mehr und mehr von einer typischen Berliner Bierkneipe zu einem der gefragtesten schwulen Treffpunkte. Nachts, so gegen elf, zwölf Uhr, machte ich mich gelegentlich noch auf, um den Tag mit einem »Schlaftrunk« abzuschließen. Das kostete mich damals nur einen kurzen Fußweg. In der *Quelle* traf ich meist einige der mir bekannten Polit-Schwestern aus der Bewegung. Außerdem, so hieß es, könne man hier gut Männer aufreißen, denn das Lokal war zu dieser Zeit so gedrängt voll, dass man ohne Körperkontakt nirgendwo durchkam. Der überwiegende Teil der Gäste waren keine »spinnerten« Studenten, sondern gewöhnliche Homosexuelle aus allen Schichten. Sie schienen oft den direkteren Zugang zu ihren Bedürfnissen zu haben.

Eines Nachts zwängte sich ein junger Mann durch die Menge und bot den Gästen mit scheu verschmitztem Lächeln seine bunt gefärbten Kerzen

an. Man sah ihm eine leichte Verlegenheit an, die gleichzeitig von einer wachen Neugierde überspielt wurde. Offensichtlich war ihm die Szene nicht vertraut.

Es ist sonst nicht so meine Art, immer gleich forsch zuzugreifen, aber bei ihm war mir schlagartig klar: Der ist es! Ich verwickelte ihn in ein Gespräch und spendierte ihm ein Bier. Schließlich meinte er, er müsse seine Tour noch abschließen, er komme wieder zurück. Bevor ich etwas dagegen einwenden konnte, ließ er mir ein überwältigendes Lächeln da und die Ungewissheit seiner Wiederkehr.

Bei vielen Schwestern wäre ein solcher Abgang die höfliche Verschleierung einer Absage, aber bei ihm ...? Seine sympathische Ausstrahlung, seine gewinnende Zuwendung? Das hatte so echt gewirkt. Er nannte sich Sven und lebte in einer Hetero-Wohngemeinschaft, die sich mit Kunstgewerbeartikeln auf verschiedenen Märkten und in Kneipen ihren Lebensunterhalt verdiente. Ihr neuester Schlager waren die bunten Tauchkerzen. Ursprünglich handelte es sich um profane weiße Haushaltskerzen, die sie in flüssiges, farbiges Wachs tauchten und auf diese Weise in unter-



Abb. 13: Wilfried Laule: *Paar*, 1978.

schiedlich farbige Kerzen verwandelten, wie sie zuvor nicht auf dem Markt angeboten wurden. Solche Kerzen kamen damals gut an.

Nach etwa einer guten halben Stunde wühlte sich Sven wieder lachend durch die Menge der *S-Bahn-Quelle*. Wir blieben nicht mehr lange. Die Nacht fand einen überwältigenden Abschluss in meinem Bett. Aus einer Nacht wurden viele Nächte und schließlich wohnte Sven mit mir zusammen in unserer gemischten Wohngemeinschaft. In den Folgejahren entwickelte sich Sven zu einem geschäftstüchtigen und kreativen Unternehmer.

Wir erlebten zusammen viele gemeinsame Reisen und Urlaube nach Griechenland, China und Peru.

Griechenland hatte ich zum ersten Mal als Kunststudent besucht. Damals, in den frühen 1970er Jahren, war es noch nicht für den Tourismus erschlossen. Es herrschte dort die Junta, eine Militärdiktatur. Anfangs war ich noch skeptisch, ob es klug war, in ein Land zu reisen mit einer Diktatur, in ein Land, in dem die Generation unserer Väter 1943 Massenmorde angerichtet hatte.

Die Gastfreundschaft und die Herzlichkeit jedoch, mit der uns die Griechen in ihrem Land aufnahmen, räumten meine Bedenken bald beiseite. Unsere Gastgeber stellten uns ihre gute Stube als Übernachtungsmöglichkeit zur Verfügung, da sie diese Zimmer ohnehin nur zu seltenen Anlässen nutzten. Bevor wir diese oft mit prächtigem Plunder ausgestatteten Zimmer zum Schlafen nutzen konnten, mussten wir sie gut lüften, um den Geruch von Mottenkugeln zu beseitigen. So lernte ich zusammen mit anderen Kunststudenten Griechenland und einige seiner Inseln schätzen.

Jahre später lebte meine Schwester in Athen. Sie war dort mit einem französischen Ingenieur verheiratet, der für die Air France am Athener Flughafen stationiert war. Auf diese Weise hatte ich immer wieder einen Grund, aus dem eingeschlossenen Berlin gleichsam in eine neue Offenheit nach Athen zu fliegen und nach dem Besuch meiner Schwester verschiedene griechische Inseln zu erkunden.

Zusammen mit meinem Freund Sven verbrachten wir unsere Urlaubstage an einem Strand auf Rhodos. Doris, eine Mitbewohnerin aus unserer Wohngemeinschaft in Berlin, flog damals mit uns. Überraschend tauchte Sigrit, eine ihrer Freundinnen auf. Sie war nicht angekündigt. Ihr plötzliches Auftauchen kam mir etwas arrangiert vor, denn Doris machte sich schon kurz darauf an einem der folgenden Tage auf und davon in die Türkei und ließ uns ihre Freundin Sigrit zurück.

Sigrit entpuppte sich in den folgenden Jahren schnell als Rivalin im Kampf um die Zuneigung von Sven. Dessen Beziehung zu mir war durch seine Drogenprobleme ohnehin schon überstrapaziert. Sven glaubte wohl, er könne die Rivalität zwischen mir und Sigrit als Druckmittel benutzen. Schließlich hatte er durch Sigrit auch noch eine Art Rettungsanker in der Hinterhand, falls unsere schwule Beziehung zerbrechen würde.

Leider musste ich bald erkennen, dass sie mir gegenüber einen Trumpf in der Hand hatte, den kein Mann ziehen kann: Sie wurde schwanger. Als ich das von ihr erfuhr, herrschte ich sie an: »Bist du wahnsinnig?« Sie glaubte

allen Ernstes, sie könne Sven durch seine Vaterschaft von seiner Drogenabhängigkeit therapieren. Das Gegenteil war der Fall. Sven rauschte immer tiefer in den Abgrund seiner Abhängigkeit.

Im Angesicht ihrer Schwangerschaft erlebte ich Sigrít nicht mehr als meine Rivalin. Ihre Schwangerschaft löste bei mir Vatergefühle aus, die mich selbst überraschten. Sven war seinerzeit abgetaucht. Mir wurde schlagartig bewusst, wie tief mein Kinderwunsch in der Liebe zu Sven verwurzelt war. Ich stamme aus einer kinderreichen Familie und habe die Schwangerschaft meiner Mutter und die Geburt meiner Geschwister erlebt. Die Geburten meiner Geschwister waren immer freudige Ereignisse für mich gewesen.



Abb. 14: Wilfried Laule: *Serge 2*, 1987.

In einer Partnertherapiesitzung zusammen mit Sven, meinem Noch-Lebenspartner, kämpfte ich mich, am ganzen Körper zitternd, dazu durch, unsere langjährige Beziehung aufzukündigen. Ich tat es gegen meine Gefühle, aber es musste sein. Alle anderen Versuche, Sven aus der Drogenabhängigkeit zu helfen und unsere Beziehung zu retten, sah ich als gescheitert an.

Mein Freund reagierte mit cooler Ungerührtheit, die mich fassungslos machte. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließen wir vorzeitig die Partnertherapiesitzung. Auf dem Kurfürstendamm meinte mein nun von mir

getrennter Partner nachverhandeln zu können. Ich blieb hart, konnte aber meinen inneren Schmerz kaum noch beherrschen.

Ein Jahr nach unserer Trennung auf der Demo zum Christopher Street Day stand mein Ehemaliger plötzlich neben mir, als wäre nie etwas gewesen.

Ich herrschte ihn an: »Verpiss dich!« Er flehte mich mit wehleidigen Blicken an, schwieg, wich aber nicht von meiner Seite. »Willst du mir ein schlechtes Gewissen machen?«, fragte ich ihn. Er schwieg und wich nicht von meiner Seite. Ich sah seine Augen, seinen hündischen Blick, seine ganze

Körperhaltung: Er konnte seine Hände nicht ruhig halten, er zitterte. Er war voll auf Entzug! Er tat mir so leid, aber ich durfte jetzt nicht weich werden. Elend in sich verkrochen schrie seine ganze Gestalt um Erbarmen. Sein Anblick tat mir weh. Ich lud ihn zu einem Essen in ein naheliegendes Restaurant ein. Danach trennten wir uns wieder. Jeder in eine andere Richtung. Jeder mit Tränen in den Augen.



Abb. 15: Wilfried Laule: *Mein Kumpel*, 1995.



Abb. 16: Wilfried Laule: *Berliner Totentanz*, 1985.



Abb. 17: Wilfried Laule: *Serge*, 1989.

Schwule Kitschästhetik

Gelegentlich habe ich den Jour fixe in Rosas Wohnung besucht. Die Einrichtung strotzte dort vor Kitsch, sie wirkte auf mich wie eine bei Tageslicht entzauberte Theaterkulisse – ernüchternd. Nur mit Kunstlicht kann man in einer solchen Szenerie Leben vortäuschen. Ich verstand Rosas künstlerische Methode, die Schwulenkitsch als Stilmittel und als ironisches Zitat nutzte, ein Zitat, das den Protagonisten entlarven konnte. Jedoch in solchen Kulissen aus falschen Gefühlen auch noch wohnen zu müssen, das hätte ich nicht ausgehalten.

Ich schätzte Rosas Filme und sein Stil erschien mir zeitgemäß gültig. Sein Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers ...* war historisch notwendig. Er kam genau im richtigen Augenblick und hatte darum auch eine gewaltige Wirkung. Vor etwa zwei Jahren habe ich ihn wieder einmal gesehen, er enthält immer noch Botschaften, die mir auch heute noch gültig erscheinen, aber gerade jüngere Schwule können heute nur schwer nachvollziehen, warum dieser Film einmal solche Wellen schlug.

Für meine eigenen Arbeiten favorisiere ich einen völlig anderen, eher entgegengesetzten Ansatz. Ich komme vom Expressionismus her, der den möglichst direkten Ausdruck des Gefühls sucht. Es ging mir um meine eigene Identität. Ich wollte mich selbst finden und so artikulieren, dass ich mich nicht gleichzeitig ironisch in die Distanz zu mir selbst flüchten musste. »Schwule Kitschästhetik« erschien mir allzu oft als eine Ästhetik der Selbstverleugnung: Verliebtheit in einen Traum, für den man nicht gerade stehen wollte, weil man ihn in der Ironie gleichzeitig nicht so gemeint hatte.

Bei ihrem Jour fixe hielt sich Rosa selbst meist zurück, sie ließ immer die anderen reden, hörte ihnen aufmerksam zu, hakte nach. Wie ein Psychotherapeut lockte er die anderen aus sich heraus. Er wertete ihre Aussagen nicht, er bezog keine Stellung. Welche Positionen er selbst vertrat, wurde selten klar. Manchmal begleitete er die Aussagen der anderen mit einem freundlich verschmitzten Lächeln. In diesen Gesprächen outete er die anderen, nie sich selbst.

So kann man auch verstehen, dass sich manche seiner Laiendarsteller »verarscht« fühlten, wenn sie sich hinterher auf der Leinwand vorgeführt sahen.

Nun ist es in der Regel so, dass sich Selbst- und Fremdwahrnehmung selten decken. Hin und wieder hilft das sogar unsere Selbstwahrnehmung zu relativieren.

Rosa äußerte sich in seinem Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers ...* kritisch zu schwulen Paarbeziehungen, er propagierte eher Promiskuität oder andere Formen der Sexualität, wie etwa Gruppensex. Am Ende seines Filmes präsentierte er das kitschig-künstlich gestellte Bild einer Gruppe von nackten Männern – die unglaubwürdigste Szene seines Filmes – Propaganda eben.

Alle Lust will Ewigkeit

Parks und Klappen sind nachts beliebte Orte, an denen sich schwule Männer treffen, um die unterschiedlichsten Formen von Sex zu haben. Aus Amerika kam der Darkroom in manche schwule Bar von Berlin: In dunklen Kellern betatschen sich Rudel von Männern und haben anonymen Sex. Auf diese Weise kann man leicht seinen sexuellen Überdruck loswerden.

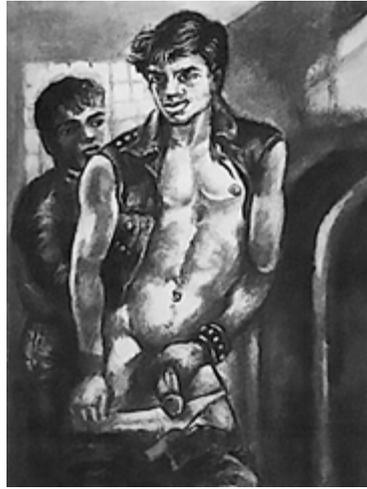


Abb. 18: Wilfried Laule: *Klappe*, 1994.



Abb. 19: Wilfried Laule: *Darkroom*, 1985.

Ich habe diese Möglichkeit schneller sexueller Triebabfuhr selbst ausprobiert, konnte ihr aber auf Dauer nicht so viel abgewinnen. Die sogenannten bürgerlichen Zweierbeziehungen waren zwar ideologisch verpönt, in der Realität glaubte ich aber wahrzunehmen, dass selbst Experimente mit Gruppensex oft scheiterten, weil die Gruppe doch immer wieder in Paare zerfiel.

Wie sollte es auch anders sein: Selbst in der Dunkelheit eines Darkrooms suchte ich noch nach der Restspur einer imaginierten Person. Ich habe Freunde getroffen, die der Überzeugung waren, Sex sei reine Biologie. Ich glaube eher, Sex ist dreidimensionale Fantasie, die von realen Akteuren gemeinsam aufgeführt wird. In einem solchen Spiel kann man sich unterschiedlich intensiv kennenlernen und einbringen. Viele Begegnungen sind vielleicht flüchtig, aber hin und wieder begegnet man einem Menschen, der einen tieferen Eindruck hinterlässt, mit dem man vielleicht sogar die Sehnsucht nach Dauer und Verlässlichkeit ein Stück weit verwirklichen kann.

Beim Gruppensex erspürt der Einzelne schnell jemanden, der sensibler auf ihn eingehen kann, bei dem die Gefühle und Sympathien leichter ineinanderfließen. Die Präsenz der Gruppe dient dann lediglich der Stimulation. Der Nebenmann wird zur Randfigur.

Ein orgiastisches Aufgehen des Einzelnen in der Gruppe scheint mir meist nur unter Drogeneinfluss möglich. Drogen waren für mich tabu, nachdem ich meinen Freund Sven, meine große Liebe, an Drogen verloren hatte. Von allen sexuellen Erlebnissen, die ich im Laufe meines Lebens ausprobiert habe, bleiben Zweierbeziehungen am eindrucklichsten in meiner Erinnerung verankert, nicht wahlloser anonymer Sexkonsum. Der rauscht vorüber wie ein in den Wind gesprochenes Wort. Eingepägt haben sich meine Beziehungen zu Menschen, um die ich mich bemühen musste, mit denen ich aber auch den besten Sex hatte, weil wir uns auf intime Art seelisch wie körperlich nahegekommen sind und uns darum intensiver kennengelernt hatten.

Meinen Freund Sven habe ich letztlich doch nicht an Drogen verloren. Mithilfe von Therapien konnte er sich gleichsam immer wieder aus seiner Sucht befreien. Lange Zeit hielt er sich stolper-clean. Inzwischen lebt er drogenfrei, verheiratet mit einem anderen Mann. Wir sind uns auch über die Jahre der Trennung hinweg nie ganz fremd geworden. Bis heute ist er mir einer der vertrautesten Menschen geblieben. Wir haben so vieles miteinander erlebt und verstehen, wie der andere tickt, auch ohne viele Worte zu verlieren. Wir laden uns wechselseitig noch ein und sind Freunde geblieben.



Abb. 20: Wilfried Laule:
Disco, Tanz, 1988.

Kinderwunsch

Nachdem meine Beziehung zu Sven in die Brüche gegangen war, brach ich allein nach Griechenland auf. Dort lernte ich meine spätere Frau kennen. Auf der Fähre nach Paros habe ich sie schon beobachtet. Schlank, mit rot-blonden Haaren und von erfrischender Lebendigkeit hielt sie sich in einer Gruppe deutscher Touristen auf. In rege Gespräche verstrickt, hatte sie jedoch kein Auge für mich. Als wir dann auf Paros alle ein Zimmer suchten, fand sie schließlich eins direkt neben mir im selben Haus. Ein Balkon verband unsere beiden Zimmer. In welchem unserer beiden Zimmer wir zuerst intim wurden, kann ich heute nicht mehr sagen.

Nach einer Woche brach ich wieder auf, um weitere Inseln zu erkunden. Wir tauschten unsere Berliner Adressen und verabredeten uns für die Zeit nach dem Urlaub.

Wir begegneten uns wieder in Berlin wieder, führten ein Jahr lang eine enge Beziehung und beschlossen dann gemeinsam, unseren Kinderwunsch in die Tat umzusetzen. Ich hatte meine Frau zuvor über mich aufgeklärt, dass ich schwul bin und dass ich das willentlich auch nicht ändern könne. Wir heirateten – verständlicherweise war das die Bedingung –, bevor sich Marlis auf eine Schwangerschaft einließ. Wir zogen zusammen und es dauerte dann auch nicht lange, bis Marlis schwanger wurde. Schließlich brachte sie zu unserer großen Freude unser Wunschkind, eine gesunde Tochter, zur Welt.

Nach der Geburt unserer Tochter waren wir zwei Jahre ausschließlich als Familie aufeinander bezogen. Nach zwei Jahren, wenn das erste Kind

dann aus den größten Schwierigkeiten heraus ist, zeugen Hetero-Paare das zweite Kind. Genau diesen Schritt traute ich mir nicht mehr zu, da mein homosexuelles Verlangen immer lauter wurde und ich Skrupel bekam, weil ich meine Frau sexuell nicht mehr so befriedigen konnte wie zuvor. So steuerten wir immer deutlicher auf eine Scheidung zu, die wir nach sechs Jahren Ehe dann auch vollzogen.

Heute bin ich meiner ehemaligen Frau sehr dankbar und bringe ihr große Wertschätzung entgegen, dass sie mir das Glück unserer Tochter geschenkt hat. Unsere Tochter ist für mich das größte Geschenk in meinem Leben. Ich bin so froh, dass mein Kontakt zu ihr nie abgebrochen ist. Sie erwartet in der Zwischenzeit ihr zweites Kind. Ihr erstes Kind, ein Junge, hat mir, seinem Großvater, schon so viel Freude geschenkt, Freude, mit der ich nie zuvor gerechnet hatte. Wir sind sterblich, unsterblich werden wir in unseren Kindern und in den Kindern unserer Kinder oder in unseren Werken.

»Es hat mehr als eines Mannes bedurft, um Shanghai Lily zu werden.«

Egmont Fassbinder im Gespräch

Egmont Fassbinder, geboren 1945 in Baden, Einschulung in Köln, Gymnasium in Heidelberg und Berlin, ist eines der Gründungsmitglieder sowie Beteiligter, Aktivist, Mitarbeiter von zahllosen Vereinen, Initiativen und Institutionen der neuen Schwulenbewegung: HAW, Stern-Aktion »Wir sind schwul«, NARGS, HOMOLULU, Waldschlösschen, Schwules Museum, Homosexuelle Selbsthilfe – und 30 Jahre als Verleger im Verlag rosa Winkel tätig.

Im zweiten Halbjahr 2020 führten Heinz-Jürgen Voß und er schriftlich, per E-Mail das nachfolgende Gespräch.

In deinem Beitrag »Mein schönes (schwules) Schöneberg« zeichnest du ein lebendiges Bild von schwulem Leben in Schöneberg. Vielleicht am Anfang für mich zur Einordnung: Wo – gern ganz konkret, in welchen Straßen – hast du in der Zeit vor dem Jahr 1990 in Schöneberg gewohnt? Welche Orte aus der Umgebung – ein Kiosk, ein Lokal, etwas ganz anderes – sind dir besonders in Erinnerung? Und warum?

Auf diese Frage wäre ich nicht gekommen. 1965/66 habe ich am Roseneck in der Taunusstraße gewohnt und mich aufs Abi in der Shadow-Schule



Abb. 1: Unsere Urnen-WG.

in Zehlendorf vorbereitet. Um 1967 war ich im Studentenparlament der FU Berlin und habe im Studentenwohnheim in der Keithstraße gewohnt; danach in der Mainauer Straße/Ecke Südwestkorso – meine erste WG; dann in der Blissestraße/Ecke Detmolder Straße mit Frau und Freund – ein Horror. Von da bin ich,

nach Trennung von beiden, in die Moselstraße/Ecke Rheinstraße (Kaiser-eiche) gezogen. Eine der ersten schwulen WGs in Westberlin. Dann bin ich mit meinem Geliebten in die Kufsteiner Straße auf die Wilmersdorfer Seite mit den Fenstern nach Schöneberg gezogen. Ab 1993/94 habe ich mit meinem Freund viele Jahre am Nollendorfplatz im achten Stock mit Blick auf die City West gewohnt. Jetzt lebe ich – inzwischen allein – wieder in der Kufsteiner Straße auf der Wilmersdorfer Seite – nicht weit vom Bayerischen Platz. Die nächste Station ist unsere Urnen-WG auf dem Alten St.-Matthäus-Kirchhof weit oben links.¹

Ach, die besonderen Orte habe ich ausgelassen. Das waren zu verschiedenen Zeiten sehr unterschiedliche: Das AStA-Haus gegenüber vom Henry-Ford-Bau. *Leydeke* in der Mansteinstraße. Der *Buchhändlerkeller* in der Görresstraße. Die *S-Bahn-Quelle* am Savignyplatz. Das *HAW-Zentrum* in der Dennewitzstraße und nachher in der Kulmer Straße, das wir später in *SchwuZ* umbenannt haben. *Crelle Markt* und *Winterfeldt Markt*. Das *KaDeWe*.

Da wirkt ja die Taunusstraße am ländlichsten, wenn ich so sagen darf. War das die elterliche Wohnung? Wie hast du die Umgebung als Jugendlicher erlebt? Knolle, kleine Philharmonie, Scheune, new action, Woof habe ich vergessen zu erwähnen. Auch die Trödelmärkte, die ich gern besuche. Zum Essen gehe ich in letzter Zeit häufig mit zwei Freunden in das Restaurant *Zur Glocke* am Heidelberger Platz. Die Taunusstraße ist nicht ländlich, das Roseneck um die Ecke, das ist mindestens so großstädtisch wie der Südwestkorso. Nein, das war nicht die elterliche Wohnung, sondern meine erste »Bude«. Eingeschult in Köln, bin ich in Heidelberg aufs KFG² gegangen. Um nicht zur Bundeswehr zu müssen, habe ich die 13. Klasse in Berlin absolviert.

Kannst du noch etwas mehr zu deiner eigenen Bude sagen? Und hast du direkt Kriegsdienst verweigert – oder hat dich schon der Wohnort Berlin dann davor geschützt, eingezogen zu werden?

Ja, meine Bude in der Taunusstraße, ganz oben in einer alten Villa. Überall sehr gut betuchte Leute. So richtig passte ich nicht da hin. Auch zur Schadow-Schule im feinen Zehlendorf passte ich nicht richtig. Die Mitschüler

1 Lesenswert: *Berlin-Schöneberg. Blicke ins Quartier. 1949–2000*, hrsg. vom Schöneberg Museum, Jaron Verlag, Berlin 2001.

2 Kurfürst-Friedrich-Gymnasium Heidelberg (KFG) – humanistisches Gymnasium.

waren Kinder des gehobenen Bürgertums und sehr konservativ. Als jemand mich 1966 auf der großen Vietnamdemonstration erspäht hatte, haben sie den Kontakt zu mir abgebrochen. Ich hatte gegen ihre Schutzmacht demonstriert, da kannten sie kein Pardon. Das habe ich erst sehr viel später richtig verstanden. Nur mit einer Mitschülerin habe ich mich angefreundet und mit ihr auch meinen ersten heterosexuellen Kontakt gehabt.

Da hast du dich um zwei der Fragen ein wenig »herumgemogelt«. Darf ich zum Kriegsdienst und Liebesleben nochmal nachhaken?

Bewusst herumgemogelt habe ich mich gar nicht. Wahrscheinlich habe ich nur Deinen Erwartungen nicht entsprochen. Ich habe den Kriegsdienst nicht direkt verweigert. Das funktionierte damals nicht, wenn jemand aus politischen Überzeugungen verweigern musste. Akzeptiert wurde nur die ethisch-religiöse Verweigerung. Ich hätte da gar keine Chance gehabt. Schließlich hat mich nicht schon der Wohnort Berlin davor geschützt, eingezogen zu werden. Nach einem uralten Gesetz galt dann der angebliche Lebensmittelpunkt: Elternhaus. Das Kreiswehrratsamt hat ein Gesetz von 1896, wenn ich nicht irre, herausgekratmt, nach dem mein Familienmittelpunkt in Heidelberg war, weil ich ja noch kein eigenes Einkommen hatte. Ich musste dann eine schwere Krankheit bekommen, um dem Dienst an der Waffe endgültig zu entgehen.

Nun gern zu dem Sexuellen: Wo und wie waren deine sexuellen Kontakte? Wie war das »Daten« mit Männern Anfang der 1960er Jahre in der westdeutschen Provinz? Und wie in Berlin?

Meinen ersten heterosexuellen Kontakt habe ich ja bereits erwähnt. Meine ersten Kontakte mit Männern hatte ich bereits in Heidelberg und Ludwigshafen. Dass mich Männer faszinierten, habe ich auf einer Italienreise mit meinen Eltern bemerkt, als ich elf oder zwölf Jahre alt war. Ob mir Männer am Strand Avancen gemacht hatten, weiß ich nicht. Es ist auch nie zu irgendwelchen sexuellen Kontakten gekommen. Aber mit meinen leuchtend roten Haaren und meiner hellen Haut war ich sicher ein Hingucker für Männer, die auf Knaben stehen.

Erste homosexuelle Berührungen erlebte ich mit vielleicht vierzehn im alten Heidelberger Hallenbad. Unter den Duschen im Männerbad standen dort immer ein paar Päderasten herum, die einem gern den Rücken und sonstiges einseiften. Alles geschah schweigend, nie hat mich jemand angesprochen und etwa gefragt, ob ich mit zu ihm käme. Die Paragraphen 174

und 175 haben das wohl bewirkt. Später bekam ich heraus, dass sich auch im Tiergartenbad unter den Duschen einiges tat. Da habe ich manchmal auch Mitschüler vom KFG gesehen, da ging ich dann nicht mehr hin.

In Ludwigshafen, wo ich öfter zu Besuch war, tat sich im Hallenbad unter den Duschen auch einiges. Dort habe ich Horst kennengelernt, der in Heidelberg am Theater beschäftigt war. Mit dem habe ich mich mehrmals getroffen. Er hat mir angeboten, mich nach Ludwigshafen in eine Homosexuellenkneipe mitzunehmen, das habe ich aus Angst, dort könnte mich jemand sehen und dann erpressen, abgelehnt. Einmal hat Horst versucht, seinen Schwanz in meinen Hintern zu stoßen. Das hat mir schrecklich wehgetan. Als ich mich beim nächsten Treffen vorher mit Nivea eingecremt hatte, hat er mich »Hürchen« genannt. Das war's dann!

In den Sommerferien 1962 oder 63 war ich mit drei Klassenkameraden, Falko, Werner und Wulf, zum Wandern in Värmland/Schweden. Zurück trampelte ich mit Werner, den ich ganz besonders mochte. Nachts kamen wir bis Kopenhagen. Nachts kann man kaum trampeln. Deshalb gingen wir in den Bahnhof, um den Morgen abzuwarten. Mitternacht kam Polizei und kontrollierte die Fahrkarten, wer keine hatte, musste den Bahnhof verlassen. Was sollten wir machen? Da war eine unterirdische Toilettenanlage, wir fragten einen Herrn, der sich da auch wusch, wohin man um diese Zeit in Kopenhagen noch gehen könne, er war bereit, einen von uns mit nach Hause zu nehmen, das lehnten wir ab. Dann führte er uns zu einer Kneipe, *Cosy Bar*, ging aber selbst weiter. Wir gingen hinein und bestellten Bier. Und auf einmal sagte Werner, das ist ja ein schwuler Laden, wir müssen hier raus. Ich wusste gar nicht, was das bedeuten sollte, und schaute mich um. In der Kneipe waren nur Männer, die saßen einander auf dem Schoß, herzten und küssten einander ... Ich sagte, lass uns doch erst einmal unser Bier austrinken. Nie wieder habe ich so etwas in einer schwulen Kneipe erlebt. Als ich etwa zehn Jahre später wieder in Kopenhagen war, habe ich die *Cosy Bar* aufgesucht. Es war eine ganz gewöhnliche langweilige Schwulenkneipe, »ganz gewöhnlich, ganz gewöhnlich ... wie'n anderes Etablissement« (Brecht: *Bilbao-Song*). Da hatte mir wohl meine Fantasie ein Schnippchen geschlagen.

Das klingt nach einigen Möglichkeiten – aber auch nach einschränkenden Bedingungen. War das auch ein Grund für dich nach Westberlin zu gehen? Wie und wo waren da deine ersten sexuellen Kontakte?

Im Spätherbst 1965 – bei der Abi-Vorbereitung – habe ich eines Nachts einen Spaziergang zum nahe gelegenen Grunewaldsee gemacht, um nach

dem Lernen frische Luft zu schnappen und den Kopf wieder frei zu bekommen. Etwa da, wo heute der »Bullenwinkel« ist, habe ich unter den Bäumen eine Gruppe von nackten jungen Männern gesehen – vielleicht fünf bis zehn Jahre älter als ich –, die sich einer Art Squaredance hingab. Ich habe mich auf einen Baumstamm gesetzt und zugesehen. Nach einer Weile löste sich die Gruppe auf, die meisten liefen in den Wald Richtung Königsallee, aber einer kam zu mir und liebte mich eine Weile schweigend und verschwand dann auch. Erstaunlicherweise habe ich nie wieder versucht, diese Gruppe zu beobachten und das Erlebnis zu wiederholen.

Welche Situationen aus deinen ersten Berliner Jahren sind ähnlich einprägsam gewesen?

Da taucht eine längst verdrängte Geschichte auf, die für mich ganz wichtig war. Ich hatte in der großen Bibliothek meiner Eltern, beide Doctores der Medizin mit eher literarischen Interessen, ein dickes rotes Buch gefunden, auf das in goldenen Lettern »Diskretes und Indiskretes« geprägt war. Das habe ich an mich genommen und heimlich darin gelesen. In dem Buch waren unter anderem Geschichten aus der Heidelberger Studentenzeit des Autors Ludwig Levy-Lenz Anfang der 20er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Eine Episode handelte von einem Kommilitonen, der wegen seiner homosexuellen Empfindungen von den anderen diskriminiert und geschnitten worden war. Es war auch von Erpressung die Rede. In dem Buch habe ich auch allerlei von Hirschfeld und seinem Institut erfahren, in dem der Autor einige Jahre tätig war. Jedenfalls habe ich daraus gelernt, sehr vorsichtig zu sein und niemandem die Möglichkeit zu geben, mich zu erpressen. Dass es vor der Nazizeit eine Homosexuellenbewegung gegeben hat, habe ich wohl auch mitbekommen. Das Buch hatte ich nachts im Bett gelesen und auf dem Fußboden liegen gelassen. Eines Tages war es einfach verschwunden. Ich habe es nie wiedergesehen. Auch nach dem Tod meiner Eltern ist es nirgends aufgetaucht.

Wie hast du dann die schwule Szene in Berlin erlebt? Welche Orte sind dir da besonders lieb geworden – und welche Orte oder Situationen hast du dort als unangenehm erlebt?

Meine erotischen Erfahrungen habe ich dann mit einer Jungfrau aus Britz, Jottweede im Süden von West-Berlin, vervollständigt, die so rothaarig war wie ich, sodass wir oft für Geschwister gehalten wurden. Dann lernte ich auf einer der Demonstrationen ein anderes Mädchen aus Britz kennen,

Sabine, und es entwickelte sich eine »feste« Beziehung. So sehr ich mich auch darum bemüht habe, meine homosexuellen Wünsche gingen nicht weg, und so lernte ich im nagelneuen Zehlendorfer Hallenbad an der Clayallee – das es inzwischen nicht mehr gibt – Oliver kennen, den ich dann in meine WG am Südwestkorso geschleppt habe. Natürlich durften die anderen nichts merken. Nächtelang lagen wir zusammen. Oliver, der eigentlich Volker Baasner hieß, war sicher nicht der ideale Partner für mich. Er hat mir immer gesagt: »Du musst mit der Möhre üben«, aber ich hatte darauf gar keine Lust. Für solche »invasiven« Wünsche hatte ich schließlich eine Frau. Dass mich jemand penetrieren wollte, dafür hatte ich gar kein Verständnis. Stecker und Steckdose. Das hatte doch mit uns nichts zu tun! Trotzdem war ich total verschossen in ihn. Er war der erste Homosexuelle, mit dem ich auch reden konnte. Er bevorzugte Heidegger und Hesse und ich Marx, Freud, Brecht und Enzensberger. Das passte nun wirklich nicht zusammen. Trotzdem!

Auch Oliver lag mit seiner Homosexualität überzwerch, deshalb ging er regelmäßig zur Großgruppentherapie zu Josef Rattner, einem Adlerianer, in die FU. Ich habe mir das angesehen und fand die Veranstaltung fürchterlich, widerlich, abartig. Die Teilnehmer wurden unter Druck gesetzt, Kollektive zu bilden, und Oliver bekam dort schließlich eine Ehefrau verpasst. Später wurde er zu einem der Aktivisten in der Schwulenberatung. Sabine, Oliver und ich zogen in die Blissestraße; ich glaube, sie haben abends geknobelt, bei wem ich die Nacht zubringen sollte. Es wurde immer schwieriger, und wir haben uns schließlich getrennt. Ich weiß nicht, wieso wir uns das damals alles angetan haben. Aber vielleicht ist die Frage falsch gestellt. Wieso hat das Leben, die Gesellschaft uns das alles angetan. Der Weg aus der angeblich selbst verschuldeten Unmündigkeit ist nicht einfach.

Hast du denn die Situation, deine Umgebung oder auch »die Szene« insgesamt zunächst als Zumutung wahrgenommen? Und wie hat sich das geändert bzw. wo siehst du den Beginn des Weges aus der »selbst verschuldeten Unmündigkeit«?

Als ich Mitte der 60er Jahre im Studentenwohnheim in der Keithstraße wohnte, entdeckte ich an einem Sonntag im *Telegraf*, einer SPD-nahen Berliner Tageszeitung, eine Seite mit Kontaktanzeigen, in denen Männer Freunde suchten, und am Rande der Kontaktanzeigen waren Annoncen von ein paar Kneipen »für den Herrn«. Eines hieß *Trocadero* und befand sich am Winterfeldtplatz (das alte *Trocadero*). Das war nicht weit von meiner Bude, und



Abb. 2: Egmont Fassbinder am Brandenburger Tor (Foto: Richard Levine, Los Angeles).

so ging ich eines Tages am Abend dort hin, um zu sehen, was sich da tat, und ob ich dort finden könnte, was mein Herz begehrte. Ich wanderte also zum Nollendorfplatz, dann die Maaßenstraße entlang und fand an der Westseite vom Winterfeldtplatz die angegebene Hausnummer und das Schild *Trocadero*. Aber die Kneipe war zu, an der Tür war eine Klingel. Vielleicht hätte ich klingeln können und jemand hätte mir aufgemacht. Aber was hätte ich sagen können, wenn dieser jemand gefragt hätte, was ich wollte? Nein, da wäre nichts über meine Lippen gekommen. Ich blieb also zunächst an der Kirche stehen, um die damals noch dichtes Gebüsch war, und beobachtete den Eingang vom *Trocadero*. Ich wollte wissen, was für Menschen dort hineingingen, aber es ging keiner hinein. Ich hatte »Berlins drittes Geschlecht« von Magnus Hirschfeld noch nicht gelesen und wusste daher nicht, dass die Homosexuellen erst zu sehr vorgerückter Stunde in ihre Kneipen gehen. Ich schlenderte also um die Kirche herum, ich konnte ja nicht ohne aufzufallen die ganze Zeit auf einer Stelle stehen und auf den Eingang der Kneipe starren. Auf einmal bemerkte ich, dass ich nicht mehr allein ging, jemand hatte sich an meine Fersen geheftet, ich hatte ihn kaum gesehen, hatte aber irgendwie das Gefühl, der wollte, was auch ich wollte, aber noch nicht konnte, und so nahm ich meine Beine unter den Arm und rannte zurück in die Keithstraße. Und als ich den Schlüssel in die Haustür steckte, schaute ich mich vorsichtig



Abb. 3: Pfingstaktion 1975 (am Kranzlereck), v.l.n.r.: Andreas Pareik, Peter Hedenström, »Wurzel«, Michael Brehm, Erich Hoffmann, Egmont Fassbinder (Foto: Ludwig Hilgering).

um. Aber da war natürlich – leider – keiner. Viel später bin ich ein paarmal dort gewesen, es war eine etwas düstere, aber recht gemütliche Kneipe mit sehr gemischtem Publikum. Das Haus ist längst abgerissen, an der Stelle ist ein katholisches Gemeindehaus.

Neben den vielfältigen Beziehungsproblemen setzte uns auch der von den Nazis verschärfte Paragraf 175, an dem die CDU und das Bundesverfassungsgericht festhielten, unter Druck. 1969 kam dann in der großen Koalition die erste Liberalisierung, wenn man das Glück hatte, nicht auf jüngere Partner zu stehen. Hieß es in der Studentenbewegung: »Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren«, waren für uns faschistisches Gedankengut und entsprechende Gesetzgebung weiterhin Realität.

Es kamen neue Männer in mein Leben, Wolfgang Kausch, der wie ich im SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) war, sodass wir keine ideologischen Probleme hatten. Dafür hatte ich den Eindruck für ihn Mutter, Bruder etc. ersetzen zu sollen, und als mir das zu viel geworden war, schleppte er mich wegen seiner Hertzattacken zu einem Psychiater, der mich – sehr unprofessionell – dringend in sein Bett zerren wollte. Vielleicht hätte ich da was lernen können, er war ein gut aussehender älterer Herr, der die Praxis mit seiner Frau betrieb. Langsam kam ich mit meinem Schwulsein zu Potte. Ich

ging viel in die *S-Bahn-Quelle* am Savignyplatz in Charlottenburg, in der sich vielerlei Leute tummelten, auch Transen und Stricher. Schließlich gründeten Harald M., Wolfgang T. und ich eine schwule Wohngemeinschaft: die Moselestraße an der Kaisereiche in Friedenau. Die Orgien, die dort stattgefunden haben sollen, haben wir zwar (leider) nicht erlebt, aber sie waren legendär. Lag es in der Luft? Waren es die Stonewall riots aus New York City, USA?

Ohne den Praunheim-Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* hätte sich wahrscheinlich nichts geändert. Zum ersten Mal wurde in einem bundesdeutschen Film gewöhnliches schwules Leben gezeigt. Die Reaktionen waren heftig – auch unter Homosexuellen, die ihn häufig als Nestbeschmutzung empfanden. Als der Film im Frühjahr 1971 auf der Berlinale uraufgeführt wurde, wurden in den Aufführungen Adressen von Leuten, die etwas tun wollten, gesammelt, und Alf Bold vom *Kino Arsenal* hat die Interessenten dann zum 15. August zur Diskussion ins *Arsenal* in die Welser Straße in Schöneberg geladen. Daraus ist in den folgenden Monaten in Räumen, in denen in den 20er Jahren das *Eldorado*, die bekannteste Schwulen- und Lesben-Diele gewesen war – wovon wir damals nicht die geringste Ahnung hatten –, die Homosexuelle Aktion Westberlin (HAW) entstanden.

Die HAW haben wir bisweilen als eine Art »Durchlauferhitzer« gesehen, der es möglich machen sollte, dass sich unsere Mitglieder mit offenem Visier in politischen Gruppen für eine bessere Gesellschaft, in der auch Schwule einen lebenswerten Platz haben, einsetzen konnten. Haben wir nur angelehnte Türen aufgestoßen? Wer weiß! Jedenfalls haben wir vieles geändert, vor allem uns selbst.

In den Gesprächen, die ich geführt habe, scheint sich ein Nebeneinander von deutschen (deutschstämmigen) und türkeistämmigen Leuten abzuzeichnen, mit nur punktuellen Überlappungen in den Lebenswelten. Wie hast du es wahrgenommen? Spielte das in deinen Begegnungen, auch in deinen sexuellen Begegnungen, in Westberlin eine Rolle?

In den 70er Jahren hatte ich vorwiegend Beziehungen im studentischen Milieu, darunter waren ein paar Südamerikaner und ein Italiener, den ich in Rom kennengelernt hatte. Einmal hatte ich auch einen Türken kennengelernt, den ich dann in Istanbul besucht habe. Aber das hat mit uns gar nicht geklappt. Ich brauche wohl eher das Gefühl der Nähe und das gute Gespräch. Beim »anonymen Sex« fragt man ja nicht nach Geschlecht und Herkunft, wie Elsa bei Lohengrin. Da ist nichts unmöglich. Mein lieber Schwan!

Anfang der 80er Jahre habe ich in Hamburg in der *Apollo Sauna* Ecce ken-

nengelernt und habe mich total in ihn verliebt. Er hat von mir eine ausschließliche Beziehung verlangt. Mir ist das sehr schwergefallen, aber ich habe mich darauf eingelassen, weil ich so verliebt war. Er ist dann zu mir nach Berlin in die Moselstraße gezogen. Nach einiger Zeit wollte er nicht mehr mit den anderen zusammenwohnen, und wir sind ausgezogen.

Nach sieben guten Jahren wollte er plötzlich nachholen, was ich in den 70er Jahren erlebt habe. Ich wollte und konnte mich darauf nicht einlassen. Er ist in den Sextreik getreten. Wir sind zur Paarberatung bei einem Psychologen gegangen. Es hat leider gar nichts genützt. Schließlich haben wir uns getrennt. Inzwischen hatte sich die Szene wegen AIDS radikal geändert, und ich musste viel dazu lernen. AIDS hatte sich in die Szene gefressen wie ein Geschwür. Vor allem das Gefummel mit den Kondomen war abtunend. Bis die richtig saßen, stand der Schwanz oft gar nicht mehr richtig.

Noch heute denke ich allenthalben, wenn ich durch meinen Kiez, durch Schöneberg radele, hier hat mein Ulrich gewohnt und hier Dieter. Hier bin ich Michael noch einmal begegnet, er war von der Krankheit schon schwer gezeichnet ...

Ostern 1990 bin ich auf dem Ledertreffen Johann-Heinrich Schröder begegnet, mit dem ich bis zu seinem Tode knapp 17 Jahre zusammen war. Gleich zu Anfang habe ich ihm »ewige Untreue« versprochen. Das hat ihn nicht gestört. Unbeschwert glücklich waren wir eher selten, aber einen AIDS-Kranken, einen Todgeweihten, wie wir das damals empfanden, verlässt man ja nicht so einfach. Und damals hätte ja auch niemand geahnt, dass wir gemeinsam einen so langen Weg gehen würden. Er wollte sich mit mir verpartnern, meinen Nachnamen tragen, mir war das zu spießig.

Immer wieder hat er mich überrascht, manchmal schockiert, meine alten Gefährten und Freunde angefeindet und hinter meinem Rücken Sachen arrangiert. Sogar meine Eltern bat er ohne mein Wissen um Geld für mich, worauf sie ausgesprochen gereizt reagierten: »Ist denn Dein Verlag ein Fass ohne Boden?« Das mag auch dazu beigetragen haben, dass mein Vater mich trickreich enterbt hat, sodass ich nicht einmal meinen »Pflichtteil« bekommen habe. Obwohl unsere Beziehung nicht eitel Sonnenschein war, überschattet die Trauer um Johann-Heinrich seit Jahren mein Leben. Seit Johann-Heinrich tot ist, bin ich »Single«.

Bis alles wegen der Pandemie schließen musste, saß ich oft spät nachts in einer Schwulenkneipe und hatte bisweilen eine erotische Begegnung oder wenigstens ein bisschen Sex. Ich kann mich sehr gut allein beschäftigen, freue mich an Büchern und altem Porzellan, beschäftige mich mit der Geschichte

Berlins, liebe Pflanzen und fahre im Herbst gern nach Süditalien ins Land der Stauer. Ich werde alt, manche sagen, ich bin alt. Ein Freund mit meinem Erfahrungshorizont, etwa in meinem Alter, der auch »immer noch« sexuelle Bedürfnisse hat, könnte mir gefallen. Aber so einen scheint's nur noch unter der Erde zu geben.

Ich sehe mich weder als trans noch als queer, ich bin nur schwul. Andere bisweilen Vernunftbegabte nennen mich alter »Cis-Mann«. Mich ficht das nicht an. Ich akzeptiere, dass andere sich anders fühlen. Nur wenn jemand die allein selig machende Wahrheit gepachtet zu haben meint, »da geht mir der Hut hoch, und ich hab gar kein uff«.

Mit deinem Engagement im Verlag rosa Winkel hast du, gemeinsam mit anderen, sehr die schwule Emanzipation befördert! Warum gerade Bücher? Warum unter dem Symbol »rosa Winkel«?

1975 hatten zwei Mitglieder der HAW, Volker Bruns und Peter Hedenström, auf unserem Plenum berichtet, dass sie einen Verlag für schwule Texte gründen. Beide gehörten zur »feministischen Fraktion«.

Die Feministen hatten Heinz Hegers *Die Männer mit dem rosa Winkel* gelesen. Der rosa Winkel, mit dem die Nazis die Homosexuellen im KZ gekennzeichnet hatten, wurde zum Symbol der neuen Schwulenbewegung erkoren, und so hieß das neue Projekt dann *Rosa Winkel Verlag*. Im Herbst waren die VerlegerInnen dann mit dem *Tuntenstreit*³, einem Reader, in dem Texte der beiden Fraktionen der HAW gesammelt waren, auf der Buchmesse in Frankfurt.

Nach ein paar Jahren wollte ich ein Buch zur Geschichte des gleichgeschlechtlichen Lebens in Berlin herausgeben und wollte im Verlag mitarbeiten. Ich erarbeitete ein Konzept für den Verlag mit einer angeschlossenen Versandbuchhandlung und übergab es dem Verlagskollektiv, das sich inzwischen um Elmar Kraushaar und Erich Hoffmann erweitert hatte. Es soll sich eine intensive kontroverse Diskussion entsponnen haben, ob denn einer, der nicht zu den Feministen gehört, bei ihnen mitarbeiten könnte. Nach ein paar Monaten bekam ich eine positive Antwort. Gleichzeitig mit mir wurde Hans Hütt ins Kollektiv aufgenommen, der ein intellektuelles Gegengewicht zu mir bilden sollte. Ich vermute, dass Christian von Maltzahn und Bruno Gmünder, die wenig später zum Kollektiv des Buchladens *Prinz Eisenherz* gehörten, und

3 Der Reader *Tuntenstreit* ist online verfügbar: <http://www.arcados.ch/wp-content/uploads/2012/10/Tuntenstreit-74.pdf> (02.02.2021).



Abb. 4: Egmont Fassbinder und Volker Eschke bei der Einweihung des Homomonuments (Foto: Ralf Dose).

dann, nachdem sie dort ausgeschieden waren, den Gmünder Verlag gründeten, dieses Konzept gelesen und mehr davon umgesetzt haben als wir.

Ich habe monatelang wie ein Verrückter am *rosa Kalender '79* gearbeitet, habe versucht, meine Erfahrungen in der Neuen Schwulenbewegung dem Kalendernutzer zur Verfügung zu stellen. Gleichzeitig haben wir *Sumpf*

Fieber: Medizin für schwule Männer und eine Neuauflage von *Lavendelschwert*, der witzigen Fiktion einer schwulen Revolution in der »bleiern« Adenauerzeit, von Felix Rexhausen herausgebracht. Nach der Frankfurter Buchmesse 1978 bin ich dann in die USA geflogen, um herauszubekommen, wie die schwulen Zeitschriften, Verlage und schwulen Buchläden in Nordamerika funktionierten, und diese Erfahrungen in den Verlag rosa Winkel einzubringen. Jim Steakley, ein früheres HAW-Mitglied, das inzwischen in die USA zurückgekehrt war, hat mir Kontakte zu vielen wichtigen Leuten und Institutionen der amerikanischen Gay Lib ermöglicht. Als ich zurück war, hatte unsere Auslieferung *Maulwurf* Pleite gemacht und das in unsere Buchproduktion investierte Geld war weitestgehend futsch. Peter ist dann zwecks Gründung des ersten schwulen Buchladens *Prinz Eisenherz* aus der Verlag rosa Winkel GmbH, die wir inzwischen gegründet hatten, ausgeschieden. Volker, Elmar und Erich waren schon vorher abgesprungen.

Noch ein witziger Nachtrag: Das Handelsregister, bei dem eine GmbH eingetragen werden muss, hatte Einwände gegen den Namen, weil wir keine – eventuell wohlhabende – Rosa Winkel zur Gründung aufreiben konnten. Wir kamen aus dem Schneider, indem wir zusicherten, den Verlag rosa Winkel (GmbH) immer mit kleinem r zu schreiben.

HIV und Aids in Westberlin

Dieter Telge

Dieter Telge aka Edith Anstandt, geboren 1955 in Hamburg, ab 1974 Studium Rechtswissenschaft o. A.; ab 1976 engagiert in schwulen Bewegungen der BRD, ab 1988 in Westberlin; 1980/81 Mitbegründung des Buchladens Männerschwarm; ab 1981 engagiert in Aids-Selbsthilfebewegungen BRD/Westberlin; 1989–1990 Mitglied des Abgeordnetenhauses von Westberlin; 1993–2001 Geschäftsführung des Landesverbandes der Berliner Aids-Selbsthilfegruppen e. V.; ab 2002 Moderation von Gesprächskreisen für ältere LSBTTIQ.*

Das Jahr 1981 beginnt in Westberlin mit einem kalten, verschneiten Winter, und ich kann die nahe Hauptstadt der DDR deutlich riechen (Braunkohle und Trabant). Die lesbischen und schwulen Bewegungen im Westen planen für die Jahresmitte: Forderungen zu den Wahlen für das Abgeordnetenhaus der Halbstadt – sowie die Feiern zum dritten Christopher Street Day auf deutschem Boden. Gesundheit ist dabei (wie in der »großen« Politik) eher Nebensache – nichts deutet darauf hin, dass sie zu einem zentralen Thema für die Communities und deren Sexualität werden könnte.

Abends im Schwulenzentrum *SchwuZ* herrscht promisker Hochbetrieb. Der Jahreswechsel schwemmt eine überdurchschnittlich große Menge von »schwulem Frischfleisch« in die subkulturelle Metropole und ihre Treffpunkte, darunter auch mich: Für drei Monate darf ich im *Eisenherz* lernen, wie ein schwuler Buchladen betrieben wird, um mit diesem Know-how und meinen Schwestern Kolleginnen in Hamburg das Pendant zu gründen. Gestatten: *Männerschwarm* (sic!).

Zur Eröffnung am 12. Juni singt der Hamburger Tuntchor, und Egmont & Claire vom Verlag rosa Winkel bringen uns aus Westberlin die druckfrische Neuauflage von *Sumpf Fieber*. In diesem Medizinbuch für schwule Männer (noch) nicht enthalten, aber vorab als mündliche Dreingabe, erhalten wir Informationen aus den USA über eine neue, tödliche Immunschwächekrankheit, die sich unter anderem in der schwulen Szene ausbreitet. Betroffen seien insbesondere Gruppen mit »H«: Homo-/Bisexuelle, Hämophile (Bluterkrank), Heroin Konsumierende, Menschen aus Haiti/Karibik, Huren. Schnell entsteht die Abkürzung GRID (gay-related immune deficiency) – banal: »Schwulenpest«.

Nicht nur für klerikale Kreise liegt die Deutung nahe, hier handele es sich um eine »verdiente Strafe« für abweichendes soziales, speziell auch sexuelles Verhalten. Entsprechend wächst die Verunsicherung in den sexuell aktiven Szenen schnell. Noch weiß diesseits des Atlantiks kaum jemand Details, und viele Fragen drängen sich auf. Was ist zu tun – und von wem? Die genannten Zielgruppen der Erkrankung sind eher an den Rändern der Gesellschaft zu finden und verfügen kaum über eigene Ressourcen zur Reaktion. Selbst in Westberlin – in vielen gesellschaftspolitischen Bereichen Speerspitze der Emanzipation – gibt es mit Lesben- und Schwulenberatung unter dem gemeinsamen Vereinsdach Kommunikations- und Beratungszentrum homosexueller Frauen und Männer e.V. und der Prostituierten-Selbsthilfe HYDRA e.V. gerade mal zwei – noch recht neue – sach- und fachlich spezifisch fundierte Selbsthilfeorganisationen, ferner ein bundesweites Netzwerk schwuler Ärzte und Therapeuten. Staatliche Förderung solchen selbstorganisierten Engagements ist einerseits begehrt – und aufgrund befürchteter Abhängigkeiten von der »Staatsknete« zugleich umstritten. Mitten in den eben erst begonnenen emanzipativen Aufbruch platzt die Kunde der neuen Krankheit als künftige Herausforderung hinein.

Der Verbund schwuler Buchläden reagiert schnell auf die Fragen der verunsicherten Kundschaft: In enger Zusammenarbeit mit befreundeten Läden, insbesondere in den USA und Frankreich, beziehen die Schwestern im *Eisenherz* medizinische Fachzeitschriften, senden Kopien der relevanten Artikel nach München und Hamburg (später auch an die neuen Läden in Köln und Stuttgart), wo wiederum Kopien zum Selbstkostenpreis an interessierte Kunden abgegeben werden. Viele sind durch ihr ausgiebiges Interesse teilweise über Jahre medizinisch besser orientiert als das Gros des hiesigen Medizinbetriebes – oft lange bevor sie überhaupt selbst Behandlung benötigen und als besonders »mündige« Patienten Aufmerksamkeit erlangen.

Zunächst scheint die Krankheit jedoch noch weit entfernt zu sein, jenseits des großen Teiches. Aus dem »schwulen-Krebs« wird derweil das (zielgruppenneutrale) »erworbene Immunschwächesyndrom« (Aids). Aber wie genau wird es »erworben«? Die Verunsicherung bei denen, die die Berichte aus den USA ernst nehmen, ist immens. Welche Rolle spielt die gerade bei vielen Schwulen verbreitete Promiskuität – oder der Gebrauch verschiedener Drogen? Warum trifft es oft Schwule aus der Leder- und SM-Szene? Sexuelle und andere Übertragungswege werden vermutet

(manche davon später auch bestätigt – oder aber widerlegt). Doch was folgt daraus – und wer kann die Konsequenzen überzeugend vermitteln?

Nach der »bleiernen Zeit« konservativer Nachkriegsregierungen befinden sich die westdeutsche Republik, und – wie in vielen Bereichen – vorneweg Westberlin, spätestens seit 1968 in einem gesellschaftspolitischen Aufbruch. Mit dem Sexualstrafrecht der BRD wird auch der antischwule Paragraf 175 reformiert und homosexuelle Handlungen zwischen männlichen Erwachsenen werden straffrei. Doch über Generationen tradierte Abwertungen inklusive der folgenden Selbstablehnung wirken nach. Die Emanzipation hat zwar begonnen, aber gleiche Rechte stehen noch aus. Staatliche Organe sehen sich selbst oft noch mehr in der verfolgenden als einer unterstützenden Rolle und sind – nicht nur in den Augen der von ihnen Verfolgten – eher diskreditiert.

Ein junger Journalist schreibt im Hamburger Nachrichtenmagazin *Spiegel* bereits ab 1982 über Aids – in zunehmend reißerischer und Schwule als »Motor der Seuche« diffamierender Weise. Er sucht und findet in Rosa von Praunheim ein bereitwilliges Sprachrohr, um die schwule Szene zu sexueller Selbstbeschränkung und Verzicht aufzurufen. Seit der Fernsehausstrahlung seines provozierenden Films *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* – mit dem aufrührend grandiosen Text des späteren Sexualwissenschaftlers Martin Dannecker – ist der Filmmacher bundesweit bekannt. Schon ab 1971 hatten sich nach öffentlichen Aufführungen des Films viele studentisch geprägte Emanzipationsgruppen wie die Homosexuelle Aktion Westberlin (HAW) gegründet. Praunheim pendelt beruflich wie privat zwischen den USA und Westberlin und warnt immer eindringlicher vor den Gefahren von ungeschütztem Sex mit wechselnden Partnern in Saunen und Darkrooms. Schon früh organisiert er auch ein erstes Aids-Benefiz in Westberlin.

Ist er der Richtige, um die Szene aufzurütteln und Präventionsbotschaften aus den amerikanischen Hotspots der HIV-Infektion zu vermitteln? Und welche Botschaften sind überhaupt die richtigen? Medial weniger bekannte Exponenten der neuen schwulen Bewegungen wie Martin Dannecker, der Autor Matthias Frings und der Soziologe Frank Rühmann, sind zunächst skeptisch – und dann zunehmend ablehnend. Sie plädieren vorrangig für selbstbestimmtes Risikomanagement und warnen vor den Gefahren neuer Stigmatisierung von Sexualität – doch ihre Leserbriefe an den *Spiegel* bleiben ungedruckt.

Unterstützung erhält Praunheim dagegen von einem rührigen Prof. Hae-

berle aus den USA, der schon früh nach dortigem Vorbild empfiehlt, auf Körperkontakte zu verzichten und stattdessen im Kreis mit anderen voreinander zu onanieren – sogenannte Jack-off-Parties. Er dient sich dem Westberliner Senat auch als sexualwissenschaftlicher Berater an. Doch weder seine Botschaften noch seine Ambitionen auf die Nachfolge eines Magnus Hirschfeld setzen sich letztlich durch.

Ersteres liegt auch daran, dass, nach der Entdeckung des – später HIV genannten – Virus und seiner Übertragungswege, das von Schwulen zuvor kaum beachtete Kondom als wirksames Mittel der HIV-Prävention angesehen und zunehmend beworben wird. Vorübergehend werden zwar die Darkrooms als Orte kurzer, unkomplizierter sexueller Kontakte, meist im Rahmen kommerzieller Saunen, Bars und Kneipen, geschlossen. Später setzen sich sogenannte Safer-Sex-Parties durch, die in den wieder geöffneten Darkrooms oder zum Beispiel im *SchwuZ* durchgeführt werden und bei denen – mehr oder weniger konsequent – auf die Einhaltung von Regeln zum Schutz vor Aids und anderen sexuell übertragbaren Infektionen geachtet wird.

Als Leiter der Landesimpfanstalt – ab 1984: Landesinstitut für Tropenmedizin (LiTrop) – interessiert sich der Mediziner Ulrich Bienzle früh für die Erforschung der neuen Krankheit. Er untersucht schwule Männer, von denen viele in diesen Jahren einen regen Reiseverkehr in die Metropolen schwulen Lebens, vor allem in den USA oder Amsterdam, betreiben – und so die Krankheit ungewollt und unbewusst weitergeben. An Impfungen gegen Hepatitis B wirkt die Krankenschwester Sabine Lange mit, die dabei viele schwule Männer persönlich berät. Durch ihre Empathie erwirbt sie schnell deren Vertrauen und bekommt Zugang zur wachsenden subkulturellen Szene Westberlins – manche der Lederkerle nennen sie zärtlich »Seuchen-Sabine«. So ist sie prädestiniert, um in folgenden Jahren als Streetworkerin im Einsatz für Prävention und Versorgung in der Szene wirksam und unterstützend zu arbeiten.

1983 wird deutlich, dass mit Aids eine große Herausforderung entsteht, für die geeignete Strukturen geschaffen werden müssen. Es ist zu befürchten, dass die Krankheit auch in Europa viele Opfer finden und sehr viel Geld für Forschung und Behandlung, Prävention, Beratung und Versorgung erfordern wird. Den Einfluss auf nötige Entscheidungen wollen weitsichtige Aktivist*innen nicht allein Fachleuten aus dem Gesundheitswesen und der Politik überlassen, wie sich Stefan Reiß, ab 1985 in Westberlin erster offen schwuler Abgeordneter in einem deutschen Parlament,

im persönlichen Gespräch erinnert. Engagiert in schwulen Emanzipationsgruppen seit den 70er Jahren, wissen Menschen wie er nur zu gut, wie wenig gerade der etablierte Politikbetrieb die Anliegen und Bedürfnisse der Menschen in den von Aids vorrangig betroffenen Zielgruppen bisher ernst nimmt.

Mit dem schwulen Verleger Bruno Gmünder und Vertreter*innen der Kneipenszene wie auch der politisch eher links und studentisch geprägten Emanzipationsgruppen gründet Sabine Lange im September 1983 die Deutsche Aidshilfe e. V., nicht zufällig der sehr erfolgreichen Deutschen Krebshilfe schon im Namen ähnlich. Ihre Geschäftsstelle liegt zunächst in der Küche der Anwaltspraxis von Stefan Reiß, zugleich Gründungsmitglied im ersten Vereinsvorstand der DAH. Der (Gesundheits-)Politik – auch im Bund und in den Ländern – erwächst in der entstehenden Aidshilfe-Bewegung aus kleinen Anfängen ein selbstbestimmter und -organisierter Zugang zu den Zielgruppen der dringend erforderlichen Prävention.

Neben Prävention und Versorgung sieht die DAH als Selbsthilfeorganisation ein wesentliches Ziel in der Vermeidung bzw. im Abbau der Diskriminierung von Menschen und Gruppen, die mit Aids und den gesellschaftspolitischen Folgen leben. Ein erster Infolyer ist allerdings eine Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch, mit Ratschlägen, wie Erkrankte emotional und praktisch unterstützt werden können. Das Blatt bleibt lange Zeit ein Ladenhüter, und legendär ist die enthaltene Empfehlung, Kranken selbstgebackene Kekse zu schenken – zu einer Zeit, in der noch fast niemand einen Aidskranken in Westberlin oder der BRD kennt. 1985 wird die DAH zum Dachverband auch der regionalen Aidshilfen in Westdeutschland und macht damit einen wichtigen Schritt auf dem Weg zum Dach-, Fach- und Interessenverband. Als die Bundespolitik in den 90er Jahren vom Rhein an die Spree wechselt, ist die DAH schon lange dort.

In den schwulen und anderen sexualpolitischen Emanzipationsgruppen und -projekten Engagierte werden sich zunehmend bewusst, dass Aids einen wachsenden Einfluss auf ihr persönliches Leben, ihre Gruppen und ihre Arbeit hat und haben wird. In den kommenden Jahren verlieren sie manche Mitglieder an entstehende Aidshilfe-Projekte, zum Teil gewinnen sie aber auch neue Interessierte, die sich gegen die diskriminierenden Folgen der Krankheit engagieren wollen. Das Treffen Berliner Schwulengruppen, ein selbstorganisiertes Netzwerk aus den meisten Westberliner Organisationen, gründet zum Zweck von Information, Aufklärung und

Vernetzung, insbesondere zu Aids und dem auslösenden Virus sowie deren Folgen, eine neue, kostenlos verbreitete Zeitschrift – die *Siegessäule*. Sie wird nicht unwesentlich aus dem *Eisenherz* unterstützt und auch dort vertrieben, beginnend mit dem ersten Heft im April 1984.

Im Herbst des Jahres sind erstmals Tests verfügbar, mit denen Antikörper gegen das für Aids verantwortlich gemachte Virus nachgewiesen werden können, ein immerhin indirekter Nachweis einer erfolgten Infektion. In Westberlin werden sie vom LiTrop angeboten, und vom ersten Tage an wird hier, und bald auch in den Gesundheitsämtern, konsequent auf Standards wie vor allem Freiwilligkeit, Anonymität und Vertraulichkeit geachtet.

Das ist, gerade in den Anfangsjahren, nicht in allen ärztlichen Praxen und der medizinischen Versorgung in den Knästen so gut gewährleistet. In der Praxis wird der Test oft unreflektiert bezüglich seiner eventuellen Folgen eingesetzt. Er ist verfügbar, also wird er durchgeführt, obwohl zunächst unklar ist, was die Konsequenzen des jeweiligen Ergebnisses sein können und sollen. Immer wieder werden grobe Verstöße gegen die propagierten Standards bekannt, führen in vielen Fällen zu massiven Auswirkungen auf das weitere Leben der Betroffenen und beeinträchtigen die Bereitschaft, sich testen zu lassen.

Die Frage, was ein Testergebnis bedeutet und welche gesundheitlichen und sozialen Folgen es haben kann, führt bald zur Entwicklung eines weiteren Standards, wonach vor dem Test ein Beratungsgespräch mit dem Ziel eines informierten Einverständnisses zu führen sei. Um Umfang und Qualität wird dabei noch jahrelang gestritten. Die DAH spricht sich in diesem Zusammenhang früh gegen das Testen aus, was sie vorübergehend gegenüber Medizin und Politik isoliert, weshalb sie diese Position bald wieder aufgeben muss.

Im Oktober kommen meine Kolleginnen von der Buchmesse in Frankfurt/Main zurück. Die wichtigste Neuigkeit: Stefan, meine Lieblingskollegin aus dem *Eisenherz*, »hat es«.

Hat was genau? Ich weiß es nicht wirklich – schließlich ist er der Erste, den ich selbst kenne. Ich rufe ihn sofort an: »Was bedeutet das? Wie geht es dir? Kann ich dich besuchen?« Ich will verstehen, will lernen und Anteil nehmen, und bereits am Wochenende bin ich auf der Transitstrecke nach Westberlin.

Wir zwei sitzen beim Italiener und Stefan erzählt, stundenlang, beantwortet alle meine Fragen. Er öffnet mir die Tür zu einem Thema, das ich

bisher zwar ganz gut, aber eben nur theoretisch kenne. Stefan wurde positiv getestet. Positiv? Das ist in diesem Fall negativ: Der positive Befund bedeutet, dass er offenbar infiziert ist. Und obendrein: Sein Freund und Lebensabschnittsgefährte ist negativ. »Sero-diskordant« werden solche Paare genannt. Was bedeutet das für ihre Beziehung? Welche Perspektive bleibt ihnen, für Sex, für Liebe, für ein gemeinsames Leben?

In Westberlin gibt es schon einige solcher Paare. Seit das Testen möglich ist, wollen viele »es« wissen – das heißt natürlich, sie wollen wissen, dass sie »es« nicht haben. Aber was, wenn es anders ist? Wie umgehen mit einer Infektion? Die Medizin kann testen, aber sie kann nicht kurieren, nicht heilen, nicht einmal impfen. »Sie sind infiziert, werden vermutlich schon bald sterben – aber wir können nicht sagen, wann oder was Sie dagegen tun können. Versuchen Sie, möglichst gesund zu leben und Stress zu vermeiden.« So oder ähnlich lautet der Tenor nach einem positiven Testergebnis.

Immerhin: Es gibt erste Selbsthilfegruppen, in denen die »Positiven« sich austauschen können, offen und vertraulich im geschützten Rahmen mit ihresgleichen. Sexuelle Enthaltbarkeit? »Zweites Coming-out« oder lieber Diskretion und Anonymität? Einsamkeit und Verlust? Mancher denkt, wenn eh bald Schluss ist, spring ich besser gleich vor einen Zug – und mancher tut das tatsächlich.

Aber wer infiziert ist, muss nicht bereits krank sein. Die Infektion führt zuerst – früher oder später – zu einer Schwächung des Immunsystems, der körpereigenen Abwehr. Andere Krankheitserreger können dann zu sogenannten »opportunistischen« Infektionen führen, bis hin zum vollen Krankheitsbild: Aids.

Doch am Anfang ist von alledem nichts zu sehen, selbst in der akuten Phase der Infektion ist manchmal wenig bis nichts zu spüren. Nur wer selbst Testergebnisse mitteilen muss, kann – nachts in der Szene – sehen (darf es aber nicht weitersagen): Der hat es, und der, und der auch. Die Angst vor der Gefahr geht um, aber ein Gesicht bekommt sie erst später, wenn Hautflecken (sog. Kaposi-Sarkome) und andere äußere Anzeichen die fortschreitende Erkrankung offenbaren. Dann haben sich viele Erkrankte allerdings schon aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, um Ablehnung und Diskriminierung zu entgehen.

Es gibt jedoch, vereinzelt, auch andere, die sich und die mit ihrer Infektion bzw. Erkrankung verbundenen Veränderungen bewusst zeigen, abbilden und teils öffentlich präsentieren, um in den eigenen Reihen und auch in der Ge-

sellschaft für Information und Aufklärung zu sorgen, Vorurteile und Falschmeldungen zu korrigieren sowie Ängste und Stigmatisierung zu überwinden. Wie notwendig dies ist, zeigen nach entsprechenden Horrormeldungen aus den USA nicht nur erste praktische Erfahrungsberichte in Westberlin.

Kaum sind die Antikörpertests im Einsatz, sickern Informationen aus dem bundesdeutschen Gesundheitsministerium in die interessierte Öffentlichkeit. In einer Schublade der Parlamentarischen Staatssekretärin Irmgard Karwatzki (CDU) liegen offenbar Pläne für Tests in den vorrangig von Aids betroffenen Gruppen, ohne dabei auf Freiwilligkeit zu bauen. Die politisch engagierten Schwulen sind alarmiert und organisieren Widerstand – die Pläne werden so nie öffentlich präsentiert oder gar umgesetzt. Doch der Münchner Kreisverwaltungsreferent Peter Gauweiler (CSU), ab 1986 bayrischer Staatssekretär für Inneres, sorgt in den folgenden Jahren mit Forderungen nach einer harten Linie mit Zwangstests, Internierung, Berufsverbot und Ausweisung für Infizierte für begründete Ängste und Verunsicherung – sowie eine Welle der Abwanderung von Schwulen aus Bayern ins vergleichsweise liberale, wenn auch CDU-geführte, Westberlin.

»Positive« Gegenbilder und Antidiskriminierung werden besonders nötig, als im Sommer 1985, mit dem öffentlichen Selbstbekenntnis des bereits deutlich von den Folgen gezeichneten Filmstars Rock Hudson als schwulem Mann mit Aids, die Krankheit erstmals ein bekanntes und für viele erschreckendes Bild annimmt. In den Medien und der Öffentlichkeit taucht nicht nur erneut die »Schwulenpest« auf, für die den Betroffenen aufgrund ihrer Kontakte selbst die Schuld zugeschrieben wird. Nun erscheint Sexualität generell als bedrohlich, denn internationale Statistiken zeigen, dass sich das Virus auch außerhalb der hauptsächlich bedrohten Gruppen verbreitet. Stellen etwa Prostituierte oder bisexuelle (Ehe-)Männer eine tödliche Bedrohung für die Volksgesundheit dar?

Die Gesundheitspolitik muss reagieren, und der Westberliner Gesundheitssenator Ulf Fink (CDU), aus dessen Fördertopf für Projekte der Gesundheitsselbsthilfe bereits Lesben- und Schwulenberatung eine bescheidene paritätische Finanzierung erhalten, sieht sich gefordert. Die Kosten für ein Sonderheft der *Siegessäule* werden bewilligt, das gratis in großer Auflage in Westberlin verteilt wird. Es soll schwule und bisexuelle Männer informieren und aufklären, um dadurch eigenverantwortlichen Schutz den Einzelnen und andere zu fördern. Über die schwulen Buchläden findet es auch Verbreitung in Westdeutschland und bietet Anregung für regionale Initiativen.

Fink und seine Senatsverwaltung für Gesundheit müssen in den kommenden Jahren wiederholt direkt oder durch Zuteilung von Mitteln aus Modellprogrammen des Bundesministeriums für Gesundheit die Aids-Selbsthilfeprojekte der Halbstadt unterstützen und sich selbst damit profilieren. In Bonn hat im September 1985 die eher liberale und weltoffene Rita Süsmuth ihren Vorgänger, den Jesuiten-Schüler Heiner Geißler (beide CDU), in der Führung des Gesundheitsministeriums beerbt. Inspiriert und engagiert beraten durch ihren – selbst schwulen – Persönlichen Referenten Siegfried Rudolf Dunde, lässt sie ihre Verwaltung ein bundesweites Modellprogramm nach dem anderen auflegen – die einzige Möglichkeit, von der Bundesebene aus direkt auf die föderal organisierte Gesundheitspolitik einzuwirken.

Auf diesem Wege werden zunächst die regionalen Gesundheitsämter, dann aber auch die Aidshilfen und andere Selbsthilfeprojekte der von AIDS bedrohten Communities gefördert – gerade auch im zahlenmäßig besonders stark betroffenen Westberlin. In den Gesundheitsämtern, neben anderem traditionell für die gesundheitliche Versorgung, aber zugleich auch die Kontrolle von Prostituierten zuständig, übernehmen die neuen Aids-Beratungsstellen diese Aufgaben, ergänzt durch psychosoziale Angebote von HYDRA.

So werden neben neu entstehenden Projektstrukturen auch bereits bestehende Institutionen in die Arbeit einbezogen. Der Lesben- und Schwulenberatung beschert diese Förderung das wachsende Problem, die ursprünglich vereinbarte Parität der Ressourcen zu gewährleisten, da HIV-Prävention vorrangig schwule Männer erreichen soll. Nur schwer ist der Senatsverwaltung zu vermitteln, dass es für sexuell aktive lesbische und bisexuelle Frauen überhaupt ein Risiko gibt – und gerade wegen solcher Unterschätzung auch für sie Prävention erforderlich ist.

Die von Süsmuth organisierte und durch die konservativ-liberale Bundesregierung unter Helmut Kohl vertretene liberale Aids-Politik weist bayrische und andere, meist männliche, Scharfmacher in die Schranken – wiewohl auch in allen ihren Bundesmodellprogrammen kontrollierende und damit potenziell die Selbstbestimmung bedrohende Komponenten nachweisbar sind. Die praktische Umsetzung in Westberlin ist unproblematisch, da die von Fink und seiner Verwaltung entwickelte liberale »Berliner Linie« inhaltlich zur Bundeslinie passt. Westberlin dient in den kommenden Jahren in vielem als Vorbild nicht nur für westdeutsche Städte und Länder. Statt durch Bedrohung, Strafe und Zwang die Vermittlung präven-

tiver Botschaften in den besonders riskierten Gruppen zu behindern, wird auf informierte und aufgeklärte Selbstbestimmung gesetzt, mit der jedes Individuum sich selbst und andere gleichermaßen wirksam schützen kann – und soll.

Dadurch entspannt sich das gesellschaftspolitische Klima, zum Vorteil der von der Krankheit ohnehin schon bedrängten Gruppen. Repressive Tendenzen werden abgelöst durch vorsichtige Maßnahmen der strukturellen Prävention. Die Entkriminalisierung von Homosexualität, Prostitution und intravenösem Drogengebrauch wird diskutiert, Selbsthilfepotenziale werden aktiv gefördert – sogar der Ausschluss Homosexueller von der Möglichkeit staatlich geschützter eheähnlicher gleichgeschlechtlicher Partnerschaft wird infrage gestellt. Es ist eine Frage der Logik: Wer sich selbst und andere (und damit auch die Gesellschaft) wirksam vor Infektionen schützen soll, muss dazu auch ausreichend motiviert sein, indem die Rahmenbedingungen des eigenen Lebens dieses lebens- und schützenswert machen.

In diese Richtung geht auch eine weitere Initiative des Treffens Berliner Schwulengruppen (TBS) in enger Zusammenarbeit mit *Eisenherz*. Nach dem Vorbild des Gay Swichboard in London soll es in Westberlin einen niedrighschwelligen Infoladen als institutionalisierte Anlaufstelle für Schwule und bisexuelle Männer geben. Noch 1985 wird im *Eisenherz* für eine »Telefonberatungsstelle« (abgeleitet vom Kürzel TBS) ein Trägerverein gegründet mit mehreren Buchhändlern im Gründungsvorstand. 1986 folgt dann, mit staatlicher Förderung und unter dem Namen Mann-O-Meter (MOM), die Eröffnung des ersten Gay Swichboard im deutschsprachigen Raum, in der Manteuffelstraße im kostengünstigen Sanierungskiez nahe der Schöneberger Bezirksgrenze zu Kreuzberg – und damit auch nahe dem traditionellen schwulen Kiez um den Bülowbogen.

Auch in der DAH gibt es seit Langem den Keim für ein neues Projekt. Während die DAH sich zum bundesweiten Dachverband entwickelt, befasst sich eine interne Gruppe lieber mit praktischen Fragen der Information und Aufklärung, Beratung und Versorgung vor Ort in Westberlin. 1985 ist die Zeit reif für die Ausgründung als regionale Berliner Aids-Hilfe e. V. (BAH). Neben der Präventions- und Beratungsarbeit entsteht früh die Idee einer ersten Wohngemeinschaft für Aidskranke. Für die dazu bereits angemieteten Räume gibt es jedoch lange Zeit keine praktische Nachfrage. Schließlich nutzt die BAH die Wohnung selbst für ihre Geschäftsstelle.

Ab Mitte der 80er Jahre spezialisieren sich erste ärztliche Praxen, die durch schwule oder Drogen gebrauchende Patient*innen mit der neuen Herausforderung konfrontiert werden, und entwickeln sich auf Dauer zu HIV-Schwerpunktpraxen. Viele andere Praxen, insbesondere zahnärztliche, aber auch manche Kliniken haben, teils noch lange Jahre, Probleme, einen nicht stigmatisierenden und gleichberechtigten Umgang mit HIV-Patient*innen zu gewährleisten.

Im Kiezbezirk Schöneberg liegt das Auguste-Viktoria-Krankenhaus (AVK), wo – neben dem Rudolf-Virchow-Klinikum und dem Benjamin-Franklin-Krankenhaus – einer der ersten Schwerpunkte für die kompetente und qualifizierte klinische Behandlung von Menschen mit HIV entsteht. Anhand praktischer Defizite wird deutlich, dass für eine optimale Versorgung der sehr speziellen Klientelgruppen eine fachübergreifende Kooperation und Vernetzung von stationären und ambulanten Angeboten zwingend erforderlich wäre – ein absolutes Novum im etablierten Versorgungssystem. Dazu wird zwischen dem AVK, dem Arbeitskreis AIDS niedergelassener Ärzte Berlin e. V. und Aidshilfe-Angeboten der Beratung und Selbsthilfe, Versorgung und Pflege das sogenannte »Schöneberger Modell« entwickelt, dessen Vorbild im General Hospital von San Francisco entstand und das wiederum selbst zum Vorbild für ein generell patientenorientiertes Gesundheitswesen wird. Westberlin wandelt sich in diesen Jahren zum Dorado für Menschen mit HIV im In- und Ausland – mit einer Anziehungskraft, die in den folgenden Jahrzehnten ihre Wirkung nie verlieren wird.

Weniger gut funktioniert die Kooperation zwischen den Aids-Selbsthilfeprojekten in Bezug auf deren jeweilige staatliche Förderung und ein gemeinsames Auftreten gegenüber den Förderstellen. Konkurrenz um die zu vergebenden Mittel und gegenseitiges Misstrauen überwiegen. Oft wird zwar um eine gemeinsame Linie gerungen, zugleich muss aber die Senatsverwaltung für Gesundheit Einzelverhandlungen mit jeder Projektträger*in führen. Sie drängt zunehmend auf engere Abstimmung und einen Zusammenschluss zwischen den Vereinen. In diesem Prozess unterstützt der Paritätische Wohlfahrtsverband, unter dessen Dach fast alle Aidshilfe-Angebote vertreten sind, mit seiner engagierten, den Projekten und ihrer Klientel empathisch zugewandten, Sozialarbeiterin Christine Christmann seine Mitgliedsorganisationen.

Parallel dazu bringt die zweite Hälfte der 80er Jahre eine Ausdifferenzierung institutioneller Angebotsstrukturen, die in vielem vergleichbar ist

mit dem sehr ähnlichen Entwicklungsprozess in den schwulen Emanzipationsbewegungen Westberlins ab der zweiten Hälfte der 70er Jahre, die insbesondere den schwulen Aktivist*innen aus dieser Zeit noch sehr klar erinnerlich ist.

Ein wesentlicher Unterschied liegt allerdings darin, dass die Dynamik der HIV-Epidemie und die Angst vor deren Ausbreitung in der Allgemeinbevölkerung sowie – daraus resultierend – die Dimension medialer Aufmerksamkeit und der schnelle Anstieg finanzieller Fördermittel zu einer rapiden Beschleunigung des aktuellen Prozesses führen.

Das fortwährende Erleben eklatanter Defizite bei der Pflege und Versorgung gerade schwuler Patient*innen motiviert zum Beispiel 1987 eine Gruppe von Tuntinnen aus dem Umfeld des im *SchwuZ* beheimateten legendären Tuntinnen-Ensembles *Ladies Neid* zur Gründung der ersten spezialisierten Pflegestation. Unter dem Namen HIV e. V. (Hilfe, Information, Vermittlung) entsteht ein ambulanter Pflegedienst, der zunächst mit ausschließlich schwulem Personal für schwule bzw. bisexuelle Patienten tätig ist. Aus einem Bundesmodellprogramm erfolgt die Anschubförderung des chronisch defizitären Projektes, das wesentlich vom Enthusiasmus und der unkonventionellen Kreativität der engagierten Tuntinnen um Polette und Chou-Chou de Briquette getragen wird und ständig auf zusätzliche Einnahmen aus Spenden und Benefizen angewiesen ist. Nicht besser ergeht es den folgenden Westberliner Projekten in der HIV-Spezialpflege – ad hoc e. V. und dem FELIX Pflegeteam der BAH.

1987 kommt in den USA mit AZT ein erstes Medikament zur Behandlung von HIV auf den Markt, das auch durch das westdeutsche Bundesgesundheitsamt schnell zugelassen wird. In den Communities ist die Hoffnung groß, dass das inzwischen auch hierzulande zunehmende Sterben bald ein Ende findet. Doch bis zum Einsatz tatsächlich wirksamer Präparatkombinationen wird noch ein Jahrzehnt vergehen. In der Zwischenzeit werden zahlreiche HIV-Positive nicht an den Folgen von Aids, sondern an den anfangs viel zu hohen Dosen von AZT sterben, denn der frühe Einsatz des neuen Mittels stellt faktisch eine Erprobung an den akut Erkrankten dar, zu der es außer dem Verzicht auf den Einsatz keine wirkliche Alternative gibt.

In diesen Jahren sind in Westberlin Trauerfeiern für durchschnittlich junge, oft unkonventionelle Menschen zunehmend an der Tagesordnung, die teils am Rande oder außerhalb der Normen der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft gelebt haben. Ihre Bestattungen erfolgen nicht selten im

Kiez nahe des traditionsreichen Bülowbogens, auf dem Alten Sankt-Matthäus-Kirchhof, der sich mit der Zeit zum Gemeindefriedhof des virtuellen Westberliner LSBTTIQ*-Dorfes entwickelt.

Oft findet die Bestattung jedoch in einer fernen westdeutschen Herkunftsprovinz statt, der die verstorbene Person, manchmal schweren Herzens, aber meist aus triftigen Gründen, den Rücken zugekehrt hatte. Häufig erwartet überlebende Partner*innen oder andere Hinterbliebene ein unappetitlicher Konflikt mit Eltern oder sonstigen Angehörigen der Herkunftsfamilie, die die sterblichen Überreste oder/und den Nachlass rechtmäßig beanspruchen können – und dies oft ohne Rücksicht auf die Gefühle der jeweiligen Westberliner »Wahlfamilie« auch umsetzen.

Nur wenige hundert Meter vom beschriebenen Friedhof entfernt entsteht 1989 unter dem Vereinsdach der BAH das *Café PositHiv* als nicht kommerzielles Selbsthilfeprojekt von Menschen mit HIV bzw. Aids. Viele Positive sind gesundheitlich nicht in der Lage, mehr als einige Stunden ehrenamtlichen Dienst wöchentlich hinter der Theke in diesem selbstbestimmten Projekt zu leisten. Hier bieten sie einander, und insbesondere allen neu positiv Getesteten, an sechs Tagen der Woche nachmittags und abends einen Schutzraum in einer niedrigschwelligen Anlaufstelle, in der Beratung und »Selbst-Hilfe« auf Augenhöhe in eigener persönlicher Erfahrung wurzeln. In dieser Form ist das Projekt weltweit einzigartig und verdeutlicht, welch ein besonderes Biotop die Westberliner Infrastruktur kurz vor dem Ende der deutsch-deutschen Staatsteilung darstellt.

In dieser Nische entsteht im selben Jahr zum Beispiel auch *Der Regenbogen e. V.* als Trägerverein einer Aids-Initiative auf anthroposophischer Grundlage – einer klassischen Selbsthilfegruppe von Menschen mit HIV und Aids. Die Mitglieder wollen sich und anderen mit speziellen Methoden im Rahmen der von Rudolf Steiner entwickelten esoterischen und spirituellen Weltanschauung helfen, der Infektion und Krankheit zu begegnen.

Die Wahlen zum Westberliner Abgeordnetenhaus bringen 1989 ein unerwartetes Ergebnis: Mit dem Ausscheiden der FDP hat die regierende CDU ihre Koalitionspartnerin verloren. SPD und Alternative Liste (AL) erreichen eine knappe absolute Mehrheit der Stimmen und können den bisherigen Senat ablösen. Allerdings gelangt mit den nationalistischen Republikanern auch eine überraschend starke, politisch rechte Fraktion in die parlamentarische Opposition, von der die Zielgruppen der HIV-Prävention nichts Gutes zu erwarten haben.

Mit den auf Vorschlag des TBS nominierten parteilosen Kandidat*innen auf der für außerparteiliche Basisinitiativen offenen Liste der AL gelangten gleich zwei offen lebende Schwule in die künftige Fraktion. Albert Eckert und – auf dem allerletzten erfolgreichen Listenplatz – Dieter Telge (Autor*in dieser Zeilen) haben damit unerwartet die Chance, unter anderem die Interessen der von HIV und Aids besonders bedrohten Communities direkt im künftigen Regierungsbündnis zu vertreten.

Eine solche Perspektive hatte kaum jemand erwartet, und so geben sowohl die Wahlprogramme der neuen Regierungsparteien als auch die »Wahlprüfsteine« des TBS für die bevorstehenden Koalitionsverhandlungen nur wenige praktisch umsetzbare Forderungen her. Auf Vorschlag von Eckert wird kurzfristig ein neues Forum, ein sogenannter Schwulenpolitischer Ratschlag (sowie ein lesbenpolitisches Pendant) ins Leben gerufen. Im diskursiven Prozess werden mit den Basisinitiativen konkrete Forderungen entwickelt, die die beiden Abgeordneten zunächst in ihre Fraktion einbringen und dann der künftigen Koalitionspartnerin SPD antragen können.

Am erfolgreichen Ende steht ein erster rot-grüner Koalitionsvertrag für Westberlin, der neben der Einrichtung eines Referats für gleichgeschlechtliche Lebensweisen und einigen wenigen weiteren konkreten Initiativen auch eine Aufstockung der finanziellen Förderung der Prävention und Versorgung im HIV/Aids-Bereich vorsieht. Das Gesundheitsressort geht an die SPD-Senatorin Ingrid Stahmer, der zum Thema Aids selbst wenig einfällt, und Einflüsse auf die künftige Aids-Politik sind deshalb eher auf Umwegen möglich.

Dies wird speziell durch eine Gruppe von Aktivist*innen um den jungen Sozialwissenschaftler, Journalisten und Autor Andreas Salmen unter dem Namen ACT UP nach dem gleichnamigen Vorbild in den USA besorgt. Sie sind zu Recht ungeduldig mit der langsamen Umsetzung der geplanten Änderungen im Aids-Bereich und mahnen an, dass das Leben mit HIV und Aids eine kurze Perspektive habe und ihnen daher keine Zeit zum Warten bleibe. Zum Unterstreichen ihrer Forderungen kopieren sie die in den USA entwickelte Aktionsform des »Die in«. Dabei lassen sich die Mitwirkenden vor den Kameras der Medien auf einer verkehrsreichen Kreuzung, zum Beispiel vor dem Amtssitz der Senatorin, zeitgleich wie tot auf den Boden fallen. Analog werden auch Menschen mit HIV diskriminierende Praktiken von Unternehmen, zum Beispiel der Lufthansa, durch solche Aktionen angeprangert und auf Veränderung gedrängt.

Weniger als ein Jahr nach den Wahlen wird die Mauer zur Hauptstadt der DDR durchlässig und verliert damit ihre – ohnehin nur relative – Wirkung als vermeintlicher »antiviraler Schutzwall«. Die eben erst begonnene Regierungsarbeit wird durch viele völlig neue Herausforderungen in der Doppelstadt teilweise überlagert. Bis zur staatlichen Einheit und der folgenden Neuwahl eines Gesamtberliner Abgeordnetenhauses bleibt nur ungefähr ein Jahr Zeit.

Immerhin bringt der Senat ein gefordertes Stop-Aids-Projekt in gemeinsamer Trägerschaft von BAH, MOM und Schwulenberatung auf den Weg, das sich leider in der Praxis als wenig effektiv erweisen wird.

Mit finanzieller Förderung werden zwei von der BAH entwickelte Projekte erfolgreich ausgegründet und in rechtlicher Eigenständigkeit eröffnet: Fixpunkt e. V. entsteht als Dach für ein niedrigschwelliges Projekt zum Spritzentausch im Bereich intravenös injizierter Drogen und baut damit einen bereits 1987 begonnenen Arbeitsbereich intensiv aus. Der von der AL geforderte Spritzentausch in den Westberliner Knästen dagegen wird von der SPD vehement infrage gestellt. Er kann erst später und lediglich als zeitlich befristetes Modellprojekt mit Begleitforschung in einem einzigen Knast, der relativ kleinen Justizvollzugsanstalt für Frauen, erfolgreich durchgeführt werden.

Die alte Idee einer Wohngemeinschaft für Menschen mit Aids wird unter dem Namen Zuhause im Kiez (ZiK gGmbH) als Gemeinschaftsprojekt mehrerer Gesellschafter*innen unter Führung der BAH und des Anti-Drogen-Vereins (ADV) in neuer Form wieder aufgegriffen. Tausende Menschen mit HIV werden in den folgenden Jahrzehnten mit eigenem Wohnraum bzw. Plätzen im Betreuten Wohnen versorgt. Die Ehefrau des Regierenden Bürgermeisters, Anne Momper, ist dabei als Mitglied des Kuratoriums der BAH und Vorsitzende des Kuratoriums der ZiK eine willkommene Vermittlerin und Öffnerin von Türen.

Am Ende des Jahrzehnts wie auch der teilweisen Eigenständigkeit Westberlins unter der Hoheit des Alliierten Kontrollrates ist die Halbstadt überwiegend gut aufgestellt für die bevorstehenden Herausforderungen in der Prävention und Versorgung sowie Antidiskriminierungsarbeit und hat bereits erste Schritte zur Förderung und Entwicklung ergänzender Strukturen im anderen Teil des künftig vereinten Berlin unternommen.

Literatur

- Coester, C.H., Feldmann, J. & Scholtyssek, E. (1982). *Sumpf Fieber. Medizin für schwule Männer*. Westberlin: Verlag rosa Winkel.
- Dunde, S.R. (1986). *Aids – Was eine Krankheit verändert. Sexualität und Moral, der Einzelne und die Gesellschaft*. Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Frings, M. (Hrsg.). (1986). *Dimensionen einer Krankheit. AIDS*. Reinbek: Rowohlt.
- Frings, M. & Kraushaar, E. (1982). *Männer. Liebe. Ein Handbuch für Schwule und alle, die es werden wollen*. Reinbek: Rowohlt.
- Hetzel, D. (2012). Der Antipode wird 70. *magazin.hiv*, 25.11.2012. <https://magazin.hiv/2012/11/25/der-antipode-wird-70/> (18.01.2021).
- Hinz, S. (1984). *AIDS – Die Lust an der Seuche*. Reinbek: Rowohlt.
- Moers, M. & Schaeffer, D. (1992). Das Schöneberger Modell. In D. Schaeffer, M. Moers, & R. Rosenbrock (Hrsg.), *Aids-Krankenversorgung, Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Aids-Forschung, Bd. 8*. Berlin: ed. Sigma. https://pub.uni-bielefeld.de/download/1780876/2313065/Schaeffer_B08.pdf (18.01.2021).
- Mustroph, T. (2004). »Die Ins« lehrten das Fürchten. *Neues Deutschland*, 12.07.2004. <https://www.neues-deutschland.de/artikel/56240.die-ins-lehrten-das-fuerchten.html> (18.01.2021).
- Niggemeier, S. (2013). Die Schwulen bringen uns allen den Tod: Die Lust des »Spiegel« an der Apokalypse durch Aids. www.stefan-niggemeier.de/blog/15815/die-schwulen-bringen-uns-allem-den-tod-die-lust-des-spiegel-an-der-tu-apokalypse-durch-aids/ (18.01.2021).
- Reiß, S. (o.J.). Willkommen bei Stefan Reiß. <https://www.stefan-reiss-berlin.de> (18.01.2021).
- Rühmann, F. (1985). *AIDS – Eine Krankheit und ihre Folgen*. Frankfurt/M.: Ed. Qumran im Campus Verlag.
- Salmen, A. & Eckert, A. (1989). 20 Jahre bundesdeutsche Schwulenbewegung 1969–1989, *BVH-Materialien, Bd. 1*. Köln: Bundesverband Homosexualität e.V.
- Schock, A. (2012). Schöner Pflegen mit Tuntenpower. *magazin.hiv*, 12.07.2012. <https://www.magazin.hiv.de/2012/07/12/schoner-pflegen-mit-tuntenpower/> (18.01.2021).
- Telge, D. (1990). Ein Virus und seine Folgen. In M. Frings (Hrsg.), *Dimensionen einer Krankheit. AIDS*. Reinbek: Rowohlt.
- Telge, D. (2013). Krise als Chance – AIDS-Selbsthilfebewegungen in Wechselwirkung mit schwulen Emanzipationsbestrebungen der 80-er Jahre. In A. Pretzel & V. Weiß (Hrsg.), *Zwischen Autonomie und Integration. Schwule Politik und Schwulenbewegung in den 1980er und 1990er Jahren*. Reinhausen bei Göttingen: Waldschlösschen-Verlag.
- Wicht, H. (1999). 100 Jahre Integration. *Siegessäule*, Sept. 1999. www.sterne.net/gender/wicht-integration/index.php (18.01.2021).
- Wübker, A. (1988). *Struktur und Bedeutung der AIDS-Selbsthilfsorganisationen in der Bundesrepublik Deutschland*. Westberlin: Deutsche AIDS-Hilfe e.V.

Ein Westberlin-Märchen

Koray Yılmaz-Günay

Koray Yılmaz-Günay ist seit den 1990er Jahren als politischer Bildner, Publizist und Aktivist tätig, vor allem in den Themenfeldern Migration, (Anti-)Rassismus, Patriarchatskritik und queere Lebensweisen. Als Vertreter von GLADT, einer Organisation von migrantischen und nicht-migrantischen queeren People of Color, hat er 2003 bis 2004 an der Gründungsphase des Migrationsrates Berlin mitgewirkt, einem Dachverband von heute ca. achtzig Migrant_innen-Selbstorganisationen, Organisationen von Schwarzen und People of Color. Nach zahlreichen eigenen Publikationen hat er den Verlag Yılmaz-Günay gegründet, in dem vor allem Publikationen von Menschen of Color zu Fragen der Intersektionalität veröffentlicht werden. Hauptberuflich leitet er seit Januar 2020 die Geschäftsstelle des Migrationsrates Berlin.

Meine Existenz war nicht vorgesehen. Die Eltern waren mit der Vorstellung zur Oma gezogen, dass sie in wenigen Jahren gemeinsam »zurück« gehen würden. Arbeit war das Ziel, nicht ein Kind. Wer verstand die Sprache des Kinderarztes? Wer wusste, wie lang der Mutterschutz dauern, ob es einen Kindergartenplatz geben würde? Wie sollte die Anmeldung an einer Grundschule erfolgen – welche Grundschule kam überhaupt infrage? Wo gab es Impfungen, was war zu tun bei Knochenbrüchen, in der Pubertät?

Schon die Oma hatte sich nur im Einstweilen eingerichtet, in einer Situation auf Abruf. Der Opa war in der Türkei geblieben. Immer im nächsten Jahr, spätestens in drei Jahren sollte es zurückgehen. Die Eltern waren selbst kaum erwachsen, die Mutter neunzehn, der Vater achtzehn. Wenn das Kind die Grundschule beendet hat, wenn die jüngere Schwester die Grundschule beendet hat, die Oberschule, das Studium. Zurück. Irgendwann zurück.

Ein Kindergarten war nicht vorgesehen, denn Frauen arbeiteten nicht – zumindest nicht die deutschen –, und die Gastarbeiter sollten keine Kinder kriegen. Offenbar war nicht vorgesehen, dass manche Gastarbeiter zugleich Frauen waren. Tausende Menschen sind mit mir aufgewachsen in der Sehnsucht, zumindest in der der Eltern, dass sie ihr Berlin verlassen würden. Welche Überraschung, dass am Ende ihr Berlin sie verließ ...

Der Großvater war die Tagesmutter, als es keine Tagesmütter gab. Er

kam, um die Betreuung des Nachwuchses zu erleichtern, der nicht vorgesehen war. Er unterrichtete die Enkelkinder, die Kinder von der Etage drüber, das Mädchen aus dem Nebenhaus. Er brachte Schuhebinden bei, die Uhrzeit, Lesen und Schreiben. Wen kümmerte es, dass die Kinder anderer Leute Jugoslawisch sprachen – die von nebenan – bzw., wenigstens in Berlin, lieber auf Armenisch erzogen worden wären, wie die von obendrüber? Alle lernten Lesen und Schreiben mit der türkischsprachigen Zeitung, alle lernten Sprechen, Spielen, Zanken: bir, iki, üç ... Nächstes Jahr wäre sowieso alles anders, wenn es nur irgendwann nächstes Jahr werden würde ...

Arbeiten, Kinder zur Schule schicken, auf ein Auto sparen, Geschenke für den Sommerurlaub besorgen ... träumen von dem, wie es *vielleicht auch* hätte gehen können ... Aber es gab auch andere Hemmnisse fürs Zurückgehen. Der Militärputsch in der Türkei im Jahr 1980 drang in unser kindliches Leben ein. Wir waren dem Großvater böse, weil wir mit manchen Kindern nicht mehr spielen durften. Wir wollten auch in die Koranschule, nicht weil wir wussten, was ein Koran ist, nicht weil es uns interessierte. Wir wollten in die Koranschule, weil es nach dem Putsch dazugehörte, weil die anderen Kinder dorthin gingen. Es war nicht vorgesehen, dass wir von dem Massaker erfuhren, dem zwei Jahre zuvor Angehörige unserer Glaubensgemeinschaft zum Opfer gefallen waren. Der Großvater schütze uns vor einer der Assimilationen, die uns nicht gutgetan hätten, wir aber waren ihm böse.

Die Wohnung befand sich wenige hundert Meter von der Mauer, die Grundschule wenige Meter von ihr entfernt. Der Fußball, wenn wir nicht auf dem asphaltierten Hinterhof spielten, prallte gegen sie. Wir wussten nicht, dass sich hinter ihr eine andere Welt befand – selbst wenn wir auf einen der Aussichtstürme stiegen, die einen Blick auf die andere Seite gestatteten. Vielleicht wussten wir es doch, aber es interessierte uns nicht. Unser Berlin war kein West-Berlin. Zu ihm gehörten die Punks am Kottbusser Tor, die Geisterbahnhöfe, an denen die Züge von zwei U-Bahnlinien nicht hielten, die S-Bahnen, mit denen wir nicht fuhren, an den Wochenenden die Familienpicknicks vor dem Reichstagsgebäude, hinter dem dieselbe Mauer verlief. Unser Berlin war, ein bisschen weniger, die Stunde auf dem Weg nach Spandau, wo die Tante wohnte, die als letztes aus der Türkei geholt worden war, weil ihr Vater in Berlin Kinder hütete. Unsere Trennung war keine zwischen West und Ost, der Schmerz verlief woanders, wenn er denn verlief. Unsere Sehnsucht richtete sich nicht auf das Außerhalb einer Insel im Roten Meer. Niemand konnte gut genug Deutsch, um zu verstehen, wo wir lebten, aber wir lebten gut, ohne es zu wissen.

Musik war wichtig – einmal im Jahr der Musikwettbewerb der Eurovision, wo auch jemand aus der Türkei auftrat, die türkischsprachigen Radioprogramme am Abend, ansonsten ein paar Schallplatten und vor allem Kassetten. Es fällt mir schwer, mir einen Gegenstand vorzustellen, der wichtiger war in meiner Kindheit als Musikkassetten. Später kamen Videokassetten dazu. Erst die Herzschmerz- und die Arm-aber-glücklich-Filme aus den 1970ern, dann, nach dem Militärputsch, zwei neuen Fragen: »Wie umgehen mit der Depression?« und »Wie werde ich möglichst schnell reich?« Gewalt – inklusive vor allem auch sexualisierter Gewalt – wurde in beiden Spielarten zum Leitmotiv der filmischen 1980er.

Bülent Ersoy war in jenen Zeiten bereits ein Star. Wie alle »Männer, die in Frauenkleidung auftreten« hatte sie nach dem Militärputsch ein Bühnen- und Auftrittsverbot bekommen. Auch wenn sie bis Ende der 1980er Jahre ihren Geschlechtseintrag nicht korrigieren lassen durfte, stellten ihre Existenz und ihre ungebrochene Popularität einen wichtigen Orientierungspunkt nicht nur für queere Menschen dar. In den 1990er Jahren hörte ich oft von Lesben: Ihr hattet wenigstens Bülent Ersoy und Zeki Müren, eine andere Ikone, die seit einer Begegnung mit Liberace in den 1960er Jahren (noch) auffällige(re) Kleidung, Schuhe, Frisuren und Make-up trug, ohne je die hegemoniale Männlichkeit infrage zu stellen. Ich erinnere mich an den Ehemann einer Arbeitskollegin meiner Mutter, der einen Film von Bülent Ersoy anhielt, als sie in der Totalen zu sehen war, im Kreis der zusehenden drei, vier Familien zum Fernseher lief – und die eingefrorene Bülent Ersoy auf den Mund küsste.

Die Frisuren unserer Eltern waren – offenbar gar nicht so weit weg von dem, »was ging«, anders als die der Deutschen, von denen es kaum welche im Alter meiner Mutter oder meines Vaters zu geben schien. Die Gastarbeiterinnen waren greller geschminkt, kürzer be-rockt und auffälliger frisiert als die Deutschen: Nicht nur arbeiteten sie, was sich nicht gehörte für gute Frauen, sie waren auch noch auffällig im Erscheinen. Mehr als einmal hätte ich, im Rückblick, gern verstanden, was das eine oder andere Schimpfwort bedeutete. Heute denke ich aber auch, es war ein Segen, die längste Zeit in den 1980er Jahren nicht gut genug Deutsch zu sprechen – und auch: nicht genug Interesse aufzubringen –, um zu verstehen, wie die Nachbarschaft, der Imbissbudenverkäufer und die Mehrzahl der Lehrkräfte über uns sprach.

Wir waren keine guten Gäste, wir gingen nicht zurück. Nur die Oma nahm die Rückkehrprämie von Helmut Kohl an, vor allem, weil sie ohne

hin wieder in die Türkei wollte und es sich zufällig ergab, dass plötzlich mehr als genug von uns da waren. Ich aber wechselte nicht das Land, sondern die Schule. Der Klassenlehrer hatte meiner Mutter gesagt, ich müsse hier weg, wenn aus mir »etwas werden« solle. Das Gespräch vor den Osterferien führte dazu, dass ich direkt nach den Osterferien auf einer neuen Schule war. Entscheidungen brauchten damals nicht so lange – und bis heute verstehe ich auch nicht, wie meine Eltern in einem Land, in dem sie gerade einmal zehn Jahre lebten und dessen Sprache sie kaum sprachen, solche Entscheidungen treffen und dann auch noch umsetzen konnten. Ich bin heute wesentlich älter als sie damals und ich fühle mich kaum in der Lage, Entscheidungen mit solcher Tragweite zu treffen. Deswegen war es vielleicht auch immer schon so, dass manche familieninternen Dynamiken und Abnabelungsprozesse sich anders gestalten als bei Deutschen im selben Alter. Es erscheint mir bis heute wie ein immenser Luxus, die Eltern zu beschuldigen, für das, was sie nicht oder was sie »falsch« gemacht haben. Ich verfüge nicht über diesen Luxus.

Wir lebten in Kreuzberg, meine gesamte Kindheit und Jugend hindurch. Es gab wenig Gründe und Anlässe, die Nachbarschaft zu verlassen, weil sowohl die Arbeitsplätze der Eltern als auch die Schulen von uns Kindern sich in der Gegend befanden. Das Westberlin, in dem Menschen wie uns Wohnungen zugewiesen wurden, damit sie sich nicht an manchen Orten konzentrierten, das Westberlin, in dem meine Mutter bei der Arbeit Jugoslawisch eher lernte als Deutsch – weil die Kolleginnen eben aus Jugoslawien kamen und die Befehle der deutschen Vorarbeiterin nicht allzu komplex waren –, ist sicher ein anderes Westberlin als das der Deutschen, mit denen wir uns den Bezirk teilten, aber in vielerlei Hinsicht verliefen unsere Leben doch parallel. Es gab keinen Anlass, mal nach Charlottenburg zu fahren, nach Steglitz oder nach Reinickendorf. Das waren Orte, an die man fuhr, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Mein Westberlin war also vor allem mein *Kreuzberg* – das Kreuzberg auch der Hippies, der Junkies und der aufkommenden queeren Bewegungen. Wir lebten in unmittelbarer Nachbarschaft der *Cazzo-Bar* – von der ich seltsamerweise als Kind schon wusste, was der Name bedeutet –, vom *SO36*, von der *Schokofabrik* und vielen anderen Orten, die im Lauf der Zeit kamen, blieben – oder wieder gingen. Ich vermute deswegen, dass Schimpfwörter nicht nur den kurz-betrockten Ausländerinnen vorbehalten waren, aber ich könnte es nicht bezeugen. Denn im Wesentlichen lebten wir aneinander vorbei.

Hat das jemanden gestört? Nein. Vermutlich, weil es keine gemeinsame

Sprache gab. Bei den Angehörigen derselben Klasse lag die »Ausländerfeindlichkeit«, wie es damals hieß, bei den anderen Randständigen lag die unterschiedliche Klassenzugehörigkeit im Weg. Und doch war Westberlin ein Labor, in dem eine Menge mehr möglich war, als ich es mir woanders vorstellen konnte; in dem eine Menge mehr nicht nur möglich war, hinter zugezogenen Vorhängen, sondern zum gelebten Alltag gehörte, bei allen Reibereien auch in der Öffentlichkeit.

Einmal im Jahr ging es im Auto in die Türkei. Die Hinfahrt dauerte wesentlich kürzer als die Rückfahrt. Wir fuhren durch die DDR, die BRD, Österreich, Jugoslawien und Bulgarien. Obwohl wir das ganze Jahr innerhalb einer enganliegenden Grenze verbrachten, waren diese Fahrten, zumindest für uns Kinder, die Begegnungen mit Grenzen, die uns sonst nicht prägten. Obwohl wir vielleicht zweihundert Meter von einer der wichtigsten Systemgrenzen nach dem Zweiten Weltkrieg entfernt wohnten, war die Konfrontation zwischen Westblock und Ostblock für uns vor allem die Stille, die im Auto herrschen musste, während wir stundenlang an der Westberliner Grenze zur DDR warteten, an der Grenze von der DDR zur BRD, zwischen Bulgarien und der Türkei. Der »Eiserne Vorhang« war für uns durchlässiger als für andere, ja. Wir flogen manchmal sogar von Ostberlin in die Türkei. Aber weil uns die Grenze sonst kaum begegnete, war sie vielleicht auch erschreckender.

Die Schwierigkeiten hörten mit der Einreise in die Türkei nicht auf, sie wurden nur anders. Das Generationenverhältnis musste neu erlernt werden, weil Tanten, Onkel, Großeltern und eigentlich alle anderen Erwartungen an uns Kinder (und später: Jugendliche) hatten, die uns nicht vertraut waren. Die Hosen von Schwester und Mutter durften nicht zu kurz, der Vater nicht zu weich sein. Das »Kleinistanbul«, aus dem wir kamen, korrespondierte nur sprachlich mit dem Großistanbul, in dem andere Sitten herrschten. Die Arbeiterin, die ihr eigenes Geld verdiente, wirkte hier manchen so anstößig wie in Berlin den Deutschen. Dass wir Kinder vorlaut waren, wurde vielleicht nur deswegen toleriert, weil wir bald wieder weg sein würden. Dass unsere Eltern selbst gerade erst erwachsen geworden waren, und zwar ganz anders als sie selbst oder ihre Familien es vorausgesehen hätten, führte unweigerlich zu einer Entfremdung, die fast greifbar war. Die Sehnsucht, mit der die »Heim«-Reise angetreten worden war, wurde oft zum ernüchternden Klotz, der sich erst auflöste, als aus dem Familienbesuch ein Strandurlaub wurde, weit weg von der Familie.

Die 1990er Jahre waren noch nicht losgegangen, als solche Bindun-

gen für meine Generation zum Dilemma geworden waren. Schon Ende der 1980er Jahre war manches nur noch als (notwendige) Lüge lebbar, als Selbst- und Fremdbetrug. Die Orientierungen auf »Heimat«, Herkunftsfamilie, »Wurzeln«, »Kultur«, zum Teil auch Religion, wie sie hochgehalten wurden, waren brüchig geworden und auf dem besten Weg, überflüssig zu werden, als die Umstände uns – mich und Menschen wie mich – zwangen, an ihnen festzuhalten, ein neues Provisorium zu erschaffen, unser eigenes.

Sicherlich haben die Massenarbeitslosigkeit, die rassistischen Anschläge zu Beginn der 1990er Jahre und das Älterwerden der ersten und zweiten Gastarbeitsgeneration in diesen Zeiten Familie und »Community« notwendiger werden lassen. Der Wegfall der Berlin-Zulage, die Abwanderung der Industrie, die Westberlin so sehr traf wie Ostberlin, aber auch »Mölln«, »Solingen«, »Hoyerswerda«, »Rostock-Lichtenhagen« – die Umstände, unter denen »wir« lebten, machten eine soziale, emotionale, psychische und manchmal sogar körperliche Sicherheit notwendig, wie sie außerhalb zumindest fraglich geworden war. Wo der Erdkundelehrer Anfang 1989 noch gesagt hatte: »Geh doch rüber, wenn es dir hier nicht passt« – gemeint war die DDR –, stand bereits Ende desselben Jahres zur Debatte, ob es für uns überhaupt ein Teil von Deutschland sein durfte ...

Und trotzdem waren Familie und »Community« immer nur behelfsmäßige Stützen, die kaum über den Zwang hinwegtäuschen konnten, der sie bis heute notwendig macht. Ich war zu jung, um »sexuell« zu sein, als Westberlin mich verließ. Und seine Eingemeindung in »Deutschland« war sicher ein Verlust, ein Verlassenwerden. Und doch hat mein Westberlin in dem, was kurze Zeit später »sexuell« werden sollte, eine Menge bewirkt. Das Dilemma, nicht vorgesehen und doch »da« zu sein, das Balancieren von eigenen und nicht-eigenen Anteilen, die ausgeglichen werden wollten, Grenzziehungen und das Ignorieren von Grenzen – das Leben im Einstweilen.

Geniale Geneal(l)ogie: meine Spoken-Word-Vorfahr*innen¹

Jayrôme C. Robinet

Jayrôme C. Robinet veröffentlichte in Frankreich zwei Bände mit Erzählungen. 2015 erschien mit Das Licht ist weder gerecht noch ungerecht (w_orten & meer) sein deutschsprachiges Debüt. Das gleichnamige Einpersonenstück feierte Premiere am Maxim Gorki Theater (Regie: Pinar Karabulut). M. A. in Biografisches und Kreatives Schreiben an der Alice Salomon Hochschule Berlin und Diplom-Übersetzer für die Sprachen Deutsch und Spanisch an der E. I. I. in Mons. 2019 erschien sein autobiografischer Roman Mein Weg von einer weißen Frau zu einem jungen Mann mit Migrationshintergrund (Hanser Berlin). In seinem Promotionsprojekt an der UdK Berlin untersucht er Ästhetiken und Politiken von queerem Spoken Word.

»Keine Tunte geht mehr tanzen, alles bleibt jetzt daheim und zieht sich über Kabel schwules Radio rein. Hitzig, spritzig, witzig, witzig und alles muss es sein. Manche hören es zusammen, mancher hört es allein. Und alle zusammen singt der Tuntenchor: Das ist Eldorado, der Dildo fürs Ohr.«

Jingle Eldorado

Im Jahr 1989 wäre ich fast nach Westberlin gefahren. Meine Deutschlehrerin aus der achten Klasse hatte eine Fahrt organisiert, alles war geplant, ich freute mich so sehr darauf, ich hüpfte wie auf einem Trampolin in die Schule. Doch plötzlich wurden wir informiert, dass alles abgesagt werden musste. Das Militär habe interveniert. Zumindest so verstand ich das. Eine Mauer war gestürzt. In meiner unpolitischen Familie verstand ich nicht,

¹ Ein ganz besonderer Dank geht an Stefanie-Lahya Aukongo, Bettina Böttinger, Maria Binder, Traude Bührmann, Bernd Gaiser, Manuela Kay, Mahide Lein, Chantal-Fleur Sandjon, Tobias Sauer und Dagmar Schultz für den Austausch in E-Mails, Telefonaten oder Gesprächen, an Jenny Schrödl und Eike Wittrock für die Anregung, queeren Spoken Word der 1970er und 1980er Jahre zu erforschen sowie an Heinz-Jürgen Voß für das gründliche Lektorat.

was das historisch bedeutete. Während im Fernsehen eine Menge jubelte und mit Spitzhacken auf eine Wand ganz bedeckt mit Graffitis schlug, löste mein Vater Kreuzworträtsel. Berlin kannte ich nur vage in der Gestalt einer Austauschschülerin aus unserer Nachbarschaft, die rot gefärbte Haare, einen Bundeswehrparka und Audiokassetten von den Ärzten hatte. Westberlin war für mich ... Punk! Da wollte ich hin! Der französische Sektor war aber sicher unspektakulär. Sieben Jahre später bin ich genau dort als Au-pair in Berlin-Frohnau gelandet und fand die schicken Wohnsiedlungen nicht richtig Punk. Also, let me rephrase: Zum amerikanischen Sektor Westberlin, da wollte ich hin! Die zahlreichen Lokale der schwulen und der lesbischen/feministischen Subkulturen waren alle dort angesiedelt. Da fanden Spoken-Word-Performances statt, die einen genuinen Beitrag zur Konstitution dieser Subkulturen darstellten. Durch die Verknüpfung von bewegungspolitischen Räumen mit Performances mündlicher Literatur trug Spoken Word de facto zur Entstehung der Westberliner schwulen und lesbischen/feministischen Subkulturen konstitutiv bei (vgl. Robinet, 2021). In den 1970er und 1980er Jahren war die linksradikale Szene in Westberlin wie nirgendwo sonst zu finden (vgl. Kraushaar, 2007, S. 261), die schwulen und lesbischen/feministischen Subkulturen waren in Aufbruchsstimmung, eine rebellische Selbstbewusstwerdung konnte entstehen, deren Diskurs sich aus anarchisch-avantgardistischen Subkulturen speiste (vgl. Luckscheiter, 2007, S. 151). Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich dieser Aufsatz mit zwei Spoken-Word-Stücken, die eine geniale Genea(l)logie² darstellt für Menschen wie mich, die Spoken Word im Berlin des frühen 21. Jahrhunderts kennenlernten. Im Fokus meiner Untersuchung stehen zum einen ein Audiostück, das in der Radiosendung *Eldorado* ausgestrahlt wurde und eine pornografische, lesbische BDSM-Spielszene inszeniert. Im Anschluss analysiere ich einen Poetry Clip³ der Poetin May Ayim, in dem rassistische Gewalt in und durch Sprache the-

-
- 2 Die Verdoppelung des L spielt auf den Rechtschreibfehler im Wort »Dilettant« an, der sich auf den Flyer vom Festival der *Genialen Dilletanten* eingeschlichen hatte. Das Festival brachte die »disparaten Szenen der Westberliner Achtzigerjahre-Bohème aus Musik, Kunst, Theater und Performance« (Müller, 2013, S. 219) zusammen. Der Rechtschreibfehler wurde damals vom Organisationsteam begrüßt: »Der Fehler als solches, das Phänomen des Verspielens, Verschreibens, Versingens und Versprechens, bekommt durch die Genialen Dilletanten eine völlig neue, eine positive Bedeutung« (ebd., S. 220).
 - 3 Poetry Clips sind literarische Texte, die in Kürzest- und Kurzfilme (ab zehn Sekunden bis höchstens sieben Minuten) umgesetzt werden (Porombka, 2010, S. 296ff.).

matisiert und humorvoll destabilisiert wird. Dabei werden die Parameter zur Analyse von Hörlyrik⁴ von Wiebke Vorrath (2020, S. 187–201) verwendet. Queerer Spoken Word wurde bisher wenig erforscht⁵, also waren hierfür Recherchen in Archiven notwendig, insbesondere dem Spinnboden Lesbenarchiv & Bibliothek e. V. und dem Schwulen Museum Berlin. Auch wurden Methoden der Oral History angewandt, was zur Oralität des Genre Spoken Word ganz gut passt.

Klappe, die Erste!

Spoken Word als raumbildende literarische Praxis

Der Begriff Spoken Word entstand in den 1920er Jahren in den USA im Bereich des Rundfunks als Bezeichnung für den aufgezeichneten, vorgetragenen Text im Gegensatz zu geschriebenem Journalismus und Hörspielen (vgl. Somers-Willett, 2009, S. 100). In den 1950er Jahren wurde das Genre bei Live-Aufführungen im Rahmen verschiedener emanzipatorischer Protestbewegungen praktiziert. Eine Straße, ein Café, ein Wohnzimmer, ein Keller, mit oder ohne Mikrofon, vorgelesen oder deklamiert: Spoken Word braucht wenig Raum, wenig Zeit und fast kein Material – Körper und Stimme genügen. Das war ein Vorteil im Vergleich beispielsweise zum traditionellen Theater. In Deutschland erlebte literarische Vortragskunst in den 1950er und 1960er Jahren eine Blütezeit (vgl. Meyer-Kalkus, 2020, S. 861). In Berlin-Kreuzberg hielten Dichter Lesungen, so der »furchtbare Günther Grass und der poetische versoffene Günther Bruno Fuchs und Robert Wolfgang Schnell« (Praunheim, 1977, S. 154). Vorbehalte gegenüber »der Dichterlesung in ihrer überkommenen Gestalt« verbreiteten sich zwischen 1968 und 1989 (vgl. ebd., S. 920). In einem Interview beim Mega Music Festival in Johannesburg erzählt May Ayim:

»In Germany it's always very elite, see, only a small circle of people is into poetry and then they read from their paper, they're very serious and often

4 Hörlyrik wird eigens für die auditive Rezeption produziert und auf Audio-CDs sowie im Internet gespeichert (vgl. Vorrath, 2020).

5 Im deutschsprachigen Raum haben sich Katinka Kraft (2015), ich (Robinet, 2016) und Stefanie-Lahya Aukongo (2021) im Rahmen einer Masterarbeit im Bereich »Biographisches und Kreatives Schreiben« an der Alice Salomon Hochschule damit befasst.

you don't get the message, I mean, what is this poem all about. So my way of writing has always been: I want to get a message across. And I wanted to be understood.«⁶

Queerer Spoken Word ereignete sich in subkulturellen Kontexten, also außerhalb von institutionalisierten Zusammenhängen, was den elitären Charakter per se abschwächte. Mündliche Literatur stellte eine wichtige, zugängliche Form der Transmission queerer Geschichte/n und queeren Wissens dar. Darüber hinaus bot das Genre eine Möglichkeit der Subversion insofern, als »normerweiternde Sexualitäten und Identitäten bedient wurden und hegemoniale, normierende und diskriminierende Kategorien widerständig destabilisiert und reklamiert wurden« (Robinet, 2021). In Westberlin boten viele Orte eine Bühne für das gesprochene Wort. Durch das Erstarken der Frauen- und Lesbenbewegung und den einhergehenden Aufbau eines feministischen Produktions- und Vertriebsnetzes für Bücher und andere Medien entstand in den 1970er Jahren ein literarischer Raum für die gesellschaftlichen Realitäten von Frauen (vgl. Hölscher & Wyrwich, 1988). Egal, ob publiziert oder nicht, konnten sie selbstgeschriebene Texte im Rahmen großer Veranstaltungen wie der Berliner Lesbenwochen mitbringen und vorlesen, aber auch in Erzählcafés.⁷ Nachdem das Café Winterfeldt in der Winterfeldtstraße im Jahr 1984 von der Polizei geräumt wurde, zu dessen zwölköpfigem Kollektiv die Autorin Traude Bührmann gehörte, wurde die *Lesben.Kultur.Etage ARAQUIN* in einem ehemaligen besetzten Haus gegründet. Toiletten und Fenster waren zerschlagen worden, damit es nicht weiter besetzt wurde. Die Frauen krepelten die Ärmel hoch. Installationen und Sanitäranlagen wurden wieder hergerichtet. »Das wurde entweder von Freundinnen gemacht oder wenig gezahlt. Wir hatten ja nie Geld, Geld hat damals nicht die wesentliche Rolle gespielt. Im Nachhinein erhielten wir einen Zuschuss für die Renovierungsarbeiten von Golddrausch«, erinnert sich Traude Bührmann. Die gut besuchten Literatur-Events im *ARAQUIN* kosteten drei D-Mark Eintritt. Auch eine international bekannte Poetin wie die Theoretikerin, Lyrikerin und Aktivistin Audre Lorde, die von 1984 bis 1992 in Berlin lebte⁸, und durch ihre Vorträge

6 *Hoffnung im Herz* (R: Maria Binder, 1997).

7 Traude Bührmann im Telefonat mit dem Autor am 27.07.2020.

8 Vgl. Audre Lorde – *The Berlin Years 1984 to 1992*. (D 2011, R: Dagmar Schultz).

und Lesungen ein wegweisendes Vorbild für die Poetry Performance war (vgl. Piesche, 2012; Kelly, 2016), trat im *ARAQUIN* auf. Das autonome Lesbenprojekt LESTRA – Lesben-Trubel, -Rast und -Ausbruch –, eine Initiative für Kultur, Beratung, Sport und Öffentlichkeit, ließ sich ab Juni 1982 in zwei Räumen des Frauenzentrums in der Stresemannstraße 40 nieder. LESTRA bot unterschiedliche Aktivitäten, unter anderem eine Lesben-Theatergruppe, eine Gruppe lesbischer Frauen gegen Militarismus und Krieg sowie ein- bis zweimal im Monat Vorträge, Diskussionen und Lesungen. Im Saphir e. V. in der Dresdner Straße 108, der zum Zweck hatte, weibliche Gegenwartskunst und Musik zu fördern, wurden ebenfalls Leseabende organisiert. Im *PELZE-multimedia* gab eine kleine Bühne mit technischem Equipment. Performance-Poet*innen wie Guy Nzingha St. Louis⁹ trat mit rassistuskritischen und erotischen Texten auf, die als »Quelle erfüllender und kämpferischer Kraft« (Lorde, 2021, S. 52) fungierten.

»Mit den lyrischen Arbeiten und später den Gedichtbänden von Schwarzen Akteurinnen wie Guy Nzingha St. Louis, May Ayim, Ana Herrero Villamor und Raja Lubinetzki [wurden] neue literarische politische Räume eröffnet. Lebensrealitäten und Handlungszusammenhänge von Schwarzen Frauen [wurden] auf verschiedenen Ebenen einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Es [zeigte] sich eine Stimmen- und Perspektivenvielfalt, die prägend [wurde] für die Wissensproduktion der Schwarzen Community in Deutschland. Vor allem die frühen anti-heteronormativen Positionierungen in den lyrischen und performativen Arbeiten von Guy Nzingha St. Louis sind kennzeichnend für die feministische Strukturierung der Schwarzen rassistuskritischen Bewegung in Deutschland« (Eggers [Auma] & Mohamed, 2014, S. 61).

Klappe, die Zweite! Klappen-Gedichte

Eine »gegenöffentliche Raumproduktion« (Schuster, 2008) wurde auch sichtbar in Form von Aneignung und literarischer Resignifizierung des öffentlichen Raumes. Der Schwule Literarische Salon war eine

9 Für eine Analyse von Guy St. Louis' Lyrikband *Gedichte einer schönen Frau* vgl. Robinet (2021).

Gruppe schreibender Schwuler, die sich ab dem Jahr 1977 im neu gegründeten *SchwuZ* zuerst vierzehntägig, dann wöchentlich austauschte. Einige Teilnehmer gingen mit Fotoapparaten auf öffentliche Toiletten und machten Fotos von den Sprüchen und Graffitis an der Wand, um sie bei öffentlichen Veranstaltungen als literarische Readymades oder *objet trouvé* (vgl. Zeller, 1979, S. 8f.) im Wortlaut vorzutragen. Bernd Gaiser erzählt:

»Da war ein junger Mann darunter, der war sehr mutig und hat eigene Gedichte geschrieben und Schablonen davon hergestellt. Und mit diesen Schablonen und einer Farb-Spraydose ist er auf öffentliche Bedürfnisanstalten gegangen und hat seine Gedichte an die Wände gesprüht. Auf sogenannten Klappen. Und das hat er so mindestens ein halbes Dutzend Mal gemacht, bis er erwischt wurde. Und dann wurde er angeklagt wegen Beschädigung öffentlichen Eigentums. Und da wurde ein Verfahren daraus und der wurde dann mit einer Strafe belegt. Er musste wegen eines Gedichts, das er da an die Wand gesprüht hatte, tausend Mark Strafe bezahlen.«¹⁰

Nachdem mehrere Mitglieder den Schwulen Literarischen Salon verlassen hatten, bildeten sie eine neue Gruppe – die SchwuLit –, zu der Bernd Gaiser¹¹ fortan gehörte. Die SchwuLit trat mit Lyrik und Prosa in schwulen Cafés und Bars wie dem *Anderen Ufer*, der *Kleist-Quelle* und dem *Club Trommel* auf, gelegentlich in der Pause von Travestieshows.

»Es genügte dem Inhaber zu sagen, wir würden gerne eine Lesung machen, dieser sagte, »Ja ja, macht, macht«, ohne sich viel zu versprechen. Aber dann haben wir einen Flyer gedruckt, abgezogen, fotokopiert und überall aufgehängt und verteilt. Das erste Mal im Café Anderes Ufer kamen zwischen 20 und 30 Leute. Das war sehr viel. [...] Wenn Eintritt verlangt wurde, dann meistens nur für die Travestiekünstler. Wir arme Schreiber haben alles umsonst gemacht.«¹²

10 Bernd Gaiser im Gespräch mit dem Autor am 02.07.2020.

11 Für eine Analyse von Bernd Gaisers Spoken Word-Performance *Anmut, Würde und was weiter* vgl. Robinet (2021).

12 Bernd Gaiser im Gespräch mit dem Autor am 02.07.2020.

Klappe, die Dritte! Spoken Word im Eldorado

*Eldorado*¹³ war das erste schwul-lesbische Radiomagazin in Deutschland. Die Sendung lief von 1985 bis 1991 auf *Radio100* beim *Hör1*-Kabelsender. Die Gründer kamen aus der Lederszene. Zum einen war die Leder-Community sehr gut vernetzt, und zum anderen hatte sie viele Kontakte in den USA, wo solche Community-Sendungen bereits existierten. Aus diesem Grund war neben der Politik auch das Thema Leder und BDSM (Akronym für Bondage & Discipline, Dominance & Submission, Sadism & Masochism) in den Radiobeiträgen prominent. Für die Macher*innen sei es ein Bedürfnis gewesen, offen über Sex zu reden, weil es damals noch ein Tabubruch war. Es entsprang aus der bewussten Haltung heraus, »mal unseren Sex, unsere gesellschaftliche Situation, unsere Forderungen, unser Selbstverständnis deutlich [zu machen]« (Kay, 2021). »Und [das] machte uns auch verdammt viel Spaß« (ebd.). Die Redaktionssitzungen fanden im schwulen Checkpoint *Mann-O-Meter* statt, damals noch in der Motzstraße. Nur einen Katzensprung entfernt war *Radio100* in der Potsdamer Straße, ein paar Häuser weiter standen die Läden *PELZE-multimedia*, ein Ort mit Darkroom mit SM-Gelagen, und am nächsten Ladeneingang befand sich die *Begine*, das Frauencafé, das heute noch existiert. »In der *Begine* saßen sozusagen die Good Girls und im *PELZE* die Bad Girls« (ebd.). In der Subkultur wurde *Eldorado* viel gehört. Da die Sendung über frei empfangbares Radio gesendet wurde, war sie leicht zugänglich. Auch machen Radiowellen an Mauern nicht Halt: Die Sendung wurde ebenfalls in Ostberlin gehört.¹⁴ Die »ubiquitäre Distanzlosigkeit der Radiostimme« (Macho, 2006, S. 141), das sinnliche Ereignischarakter der Stimme (vgl. Waldenfels, 2006, S. 195f.) und ihre raumbildende Wirkung (vgl. Schrödl, 2004) machten es ebenfalls möglich, dass *Eldorado* eine große Resonanz hatte.

Wie eingangs erläutert, meinte Spoken Word ursprünglich den vorgetragenen Text im Rundfunk. Somit stellt das folgende Audiostück das

13 Das Berliner queere Stadtmagazin *Siegessäule* hat eine Podcast-Reihe zu *Eldorado* gemacht. Die nachfolgenden Darstellungen beziehen sich auf die Episode 4: Sex, Pornographie und Tabubrüche im Radio. <https://www.siegessaule.de/magazin/eldorado-podcast-berlin/> (13.03.2021).

14 Vgl. *Eldorado* Podcast #3 – Das Berlin der '80er, der Mauerfall und *Eldorado*.

Genre Spoken Word par excellence dar. Nachstehend werde ich das Stück genauer untersuchen.

Die Spoken-Word-Performance wurde am 11. Juni 1989 auf *Eldoradio* gesendet. Die »iterative Aufführung«¹⁵ des Textes dauert exakt zwei Minuten. Die Sprecherin ist * . Es lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, ob die Sprecherin den Text selbst geschrieben hatte oder aus einem bestehenden Buch bzw. Text vorlas.¹⁶ Daraus ergibt sich weiterer Recherchebedarf. Thematisch werden die Topoi lesbisches Begehren und BDSM-Rollenspiele aufgearbeitet. Hier ist die erotische Spielszene ein zweifacher Tabubruch. Zum einen polarisierte damals die Leder- und Fetischszene innerhalb der lesbischen und schwulen Subkulturen (vgl. St. Louis, 1983; Gammon, 2007; Kay, 2007).¹⁷ Zum anderen war bis zum Jahr 2018 die einvernehmliche Ausübung sadomasochistischer Praktiken in der internationalen Klassifikation der Krankheiten (ICD, englisch: International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems) von der Weltgesundheitsorganisation als krankhaft eingestuft. Es überrascht umso mehr, dass das Audiostück an einem Sonntagnachmittag gesendet werden konnte. Die gemäßigt schnelle Artikulation (*moderato*), die leise Lautstärke (*piano*) und die fallende Intonation, durch die jeder Satz wie ein Fakt klingt, kurzum: die Stimmführung der Sprecherin erzeugt einen formal entspannten Eindruck, der ihre Dominanz untermalt. »Heute Nacht spielen wir das Spiel so, wie ich es will.« So beginnt die Verlautbarung. Die Klangfarbe der Stimme wird mit einer leichten Behauchtheit erzeugt, die Sinnlichkeit und Intimität evoziert. Der sinnliche Charakter des Textinhaltes wird somit potenziert. Der Laut erreicht das Ohr und dringt auf eine*n ein (vgl. Krämer, 2006). Es ist einfacher die Augen zu schließen als das Ohr. So schreibt Walter Benjamin (1972, S. 243) über ein Telefonat, dass er sich »gnadenlos der Stimme ausgeliefert« fühle. »Ich will dich, du Hure«, spricht weiter. Hier wird der Begriff »Hure«

15 Vorrath (2020, S. 192f.) schlägt den Begriff »iterative Aufführung« für mediatisierte Gedichtsprichungen in Abgrenzung zu Live-Performances vor, um das performative Moment der sprachlichen Äußerung, aber auch deren Wiederholbarkeit zu betonen.

16 Manuela Kay in einer E-Mail an den Autor vom 18.03.2021.

17 Joachim Schulte (2021), langjähriger *Eldoradio*-Redakteur und -Moderator, erzählt, dass ihn damals sogenannte Bewegungsschwule fragten: »Du machst bei Amnesty mit und quälst Menschen. Wie hältst du das aus?« – Eldoradio Podcast #4.

* Der Name ist in der Ebook-Version nachträglich entfernt worden.

resignifiziert: Die Beschimpfung bzw. anstößige Äußerung wird subversiv angeeignet und reinszeniert (Butler, 2006, S. 28). Hervorzuheben ist, dass die geforderte Gehorsamkeit durch das gesprochene Wort sinnbildlich geformt wird, da »hören« und »gehören« in einem etymologischen Zusammenhang stehen (vgl. Krämer, 2006, S. 280). Stilistisch sind die Sätze kurz, in parataktischen Strukturen verfasst, was einen Stakkatorhythmus bildet.

»Ich tue mit dir, was ich will. Ich strecke dir meinen Dildo entgegen. Du leckst ihn mit deiner gierigen Zunge und flüstert etwas. Du möchtest die Naht meiner Jeans berühren, möchtest wissen, ob meine Möse feucht ist. Ich lasse dich noch nicht.«

Die häufige Verwendung der Pronomen »ich« und »du« ist markant. Sie markiert die Agency der beiden Akteurinnen – Top wie Bottom. Hier zerfließt die Opposition zwischen aktiv und passiv, dominant und submissiv: die Sub *soll zeigen*, dass sie nichts anderes *will*, als die Dom zu *bedienen*.

»*Deine Körperhaltung bittet mich*, dich zu erniedrigen. [...] *ich bediene deinen Wunsch*, dich mir zu unterwerfen« (Hervorh. durch den Autor).

Die nonverbalen Geräusche wie die Atmung, das feuchte Geräusch beim Öffnen des Mundes, vollziehen auch eine gewisse Erotik. Rhythmisch wird der Text durch den Einsatz der Anaphora:

»Du *möchtest* die Naht meiner Jeans berühren, *möchtest* wissen, ob meine Möse feucht ist. Ich lasse dich *noch nicht*. *Noch* ist der Moment *nicht* gekommen. *Du sollst* bitten. *Du sollst* mir dein Verlangen *zeigen*. *Zeig* mir, dass du nichts anderes willst als mich bedienen. So intensiv, *als hinge deine Existenz davon ab*. *Zeig* deine Begierde. *Nimm meinen Dildo* in deinen Mund. *Nimm ihn, als hinge dein Leben davon ab*« (Hervorh. durch den Autor).

In diesem Abschnitt weist die Sprechgeschwindigkeit ein schnelleres Tempo (*accelerando*) und einen leichten Tonhöhenwechsel auf. Die Stimme wird schneller und höher, was lustvoll wirkt und das Begehren intensiviert. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass in dieser queeren Spoken-Word-Performance der Spaß und die eigene, lesbische sexuelle Agency in den Vordergrund gerückt bzw. als selbstverständlich darge-

stellt werden. Somit steht dieses Audiostück im Kontrapunkt zu den Nöten, die Holger Funk (1983, S. 450) als tragendes Merkmal der Texte homosexueller und lesbischer/feministischer Autor*innen und »als gesellschaftliche Misere gekennzeichnet« interpretiert.¹⁸

Klappe, die Vierte! Mit Humor die herrschende Sprache transformativen Impulsen aussetzen

May Ayim war Dichterin, Logopädin und Aktivistin (vgl. Kelly, 2015, 2016). Sie hat zwei Gedichtbände (Ayim, 1995, 1997a) und mehrere Essays (Oguntoye et al., 1986; Ayim, 1997b; Ayim et al., 1999) veröffentlicht – einige davon erschienen posthum. Die Anthologie *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*, die Ayim mitherausgegeben hat, hat damals einen »öffentliche[n] Diskurs über Schwarzsein in Deutschland ausgelöst« und gilt »weiterhin als das meist rezipierte Zeugnis Schwarzer Lebens- und Handlungszusammenhänge in Deutschland« (Eggers [Auma] & Mohamed, 2014, S. 70). Nicht zuletzt die zahlreichen Publikationen über sie, der May-Ayim-Literaturpreis als »erster Schwarzer Deutscher Internationaler Panafrikanischer Literaturpreis«¹⁹ sowie das 2010 nach ihr benannte Berliner May-Ayim-Ufer (vgl. Ritz, 2015) zeigen, wie Ayim ein »Identitätsangebot« schuf, das »Nachfolgenerationen als Quelle der Kraft und Kreativität« (Kelly, 2015, S. 9) dient. May Ayim verstand Poesie als sensibilisierend und empowernd (vgl. Aukongo, 2021, S. 30). Ihre Vortragskunst, gemäß Katharina Oguntoye (2015, S. 30), erinnere an die Tradition der Griots, der afrikanischen Sänger*innen und Geschichtererzähler*innen. Das im Zentrum meiner Analyse stehende Gedicht erschien im Jahr 1986 in der Anthologie *Farbe bekennen* und neun Jahre später im Lyrikband *blues in schwarz weiss. Gedichte*. Exemplarisch analysiere ich nachfolgend einen Poetry Clip, der ursprünglich in der TV-Sendung von Bettina Böttinger *B. trifft* (WDR, 19.01.1996) ausge-

18 Dieses Stück ordnet sich in meine persönliche Spoken-Word-Genealogie ein: Im Jahr 2009 habe ich in Berlin-Kreuzberg in der queeren Bar *WirrWarr* bei der Eröffnung der Ausstellung »Surrender Dorothy« des Künstlers Philippe Comtesse einen Text vorgetragen, in dem eine Sub über ihre Unterwerfung in einer queeren BDSM-Szene erzählt. <https://www.youtube.com/watch?v=MNQbjHOj31o&t=117s> (18.03.2021).

19 Vgl. *May Ayim Award*. <https://mayayimaward.wordpress.com> (13.08.2020).

strahlt und später in der Film-Dokumentation *Hoffnung im Herz* (D 1997, R: Maria Binder) eingebunden wurde.

May Ayims Gedicht trägt den Titel *Exotik*. Das Gedicht hat fünf Zeilen, in freien Versen und mit Kleinschreibung verfasst, bis auf den Titel. Im grafischen Arrangement springt auch gleich ins Auge, dass die vier ersten Verse linksbündig sind, während der fünfte, letzte Vers rechtsbündig ist, was dieser Zeile (»schwarz zu sehen«) wie einem Monostichon mehr Gewicht verleiht. Die iterative Aufführung dauert insgesamt 20 Sekunden. Zu Beginn steht May Ayim im Medium Close-up im Bild und trägt ihr Buch *Blues in schwarz weiss* in der Hand. Es sieht so aus, als stünde sie nachts draußen – und von ihrer Kleidung zu schließen, ist es kalt: ein senffarbener Mantel, blauer Rollkragenpullover, Mütze und Ohrhänger. Im Hintergrund ist ein Werbeplakat der Stadt Berlin zu sehen: eine stilisierte Schwarzweiß-Zeichnung des Brandenburger Tors mit dem Wort »Berlin« in Großdruckschrift darunter und »Guten Morgen« in kleinerer Druckschrift darüber. Darum herum, wie die Zahlen auf einem Zifferblatt, ist die Übersetzung in verschiedenen Sprachen zu lesen: »Good Morning! Bonjour! Buenos dias! Bom dia! Доброе утро!« usw.²⁰ Ayim schaut direkt in die Kamera und sagt mit abgehender Stimme: »Exotik«. Es klingt fast so, als würde sie nun eine – neue – Definition des Begriffs geben. Dann richtet sie ihren Blick auf die Buchseite. Der Witz – die mehrsprachige Begrüßung verknüpft mit Ayims Titel »Exotik« – installiert sofort einen humorvollen kritischen Unterton, der sich durch den ganzen Clip zieht. Nun setzt die Poetin mit der Lektüre des ersten Verses an: »nachdem sie mich erst anschwärzten«. Pause. Die ansteigende Sprachmelodie und die darauffolgende Sprechpause laden ein, über den Begriff »anschwärzen« nachzudenken. Hervorzuheben ist, dass die Verlautbarung bezüglich der Adressierung eine andere Spur als der Schrifttext erschließt. Denn die Kleinschreibung des Pronomens »sie« kann als Pluralformal tradiert werden, während ein anderes Textsubjekt auftritt, wenn die Autorin direkt in die Kamera

20 Die zahlreichen Sprachen im Hintergrund, auch Russisch und osteuropäische Sprachen, zeigen den offiziellen Willen zur politischen Öffnung. Allerdings hat »die Vereinigung von DDR und BRD für ImmigrantInnen, Exilierte, Jüdinnen/Juden und Schwarze Deutsche bisher nicht viel sichtbar Positives gebracht, sondern eher viel offensichtlicher werdenden und wachsenden Rassismus und Antisemitismus« (Ayim, 1997b, S. 137f.). Die Bildanalyse muss in diesen Kontext gesetzt werden.

schaut (und damit den Zuschauenden in die Augen) (vgl. Porombka, 2005). Mit anderen Worten: An der Stelle, wo im Schrifttext Schwarze Leser*innen solidarisch adressiert und als Verbündete von Ayims Berichterstattung über das rassistische Handeln der (anderen) Weißen (sie) sein können, werden im Poetry Clip *weiße* Menschen (Sie) verstärkt adressiert. Die Verlautbarung fügt somit dem Schrifttext eine zusätzliche Ebene hinzu, die die leise Lektüre nur partial vermitteln kann. Dabei scheint May Ayims entspannter Stimmklang, ihr Legato-Sprechrhythmus und ihr sanftes Lächeln im Kontrapunkt zu dem schmerz- und gewaltvollen Inhalt. Allerdings sei, so Vorrath (2020, S. 197), eine gemäßigt schnelle Artikulation (*moderato*) aber auch imstande, auf besondere Weise Wut auszudrücken. Im Hintergrund wird May Ayims Stimme durch Musik unterlegt. Das repetitive musikalische Muster bestehend aus sechs Noten bringt eine strukturiert-rhythmische und zugleich eintönige Sonosphäre hervor. Die kontinuierliche rassistische Gewalt in und durch Sprache wird hier einerseits durch die wiederkehrende, loopartige Soundstruktur, andererseits durch die Tempusform des Präsens materialisiert, welches eine zeitliche Permanenz herstellt. Nach dem zweiten Vers (»zogen sie mich dann durch den kakao«) erscheint im Bild ein Slide mit dem Wort »anschwärzen« in weißer Schrift auf schwarzem Hintergrund. Akustisch werden dabei digitale Snare- und Bass-Trommeln sowie Baby-Scratch-Samples unterlegt, während eine tiefe Stimme im Sprechgesangsmodus zweimal das Wort »komm« wiederholt. Die Musik wurde im Rahmen der Aufnahmen für *B. trifft* hinzugemixt.²¹ In der nächsten Szene steht Ayim in einem Waschsalon. Dieselbe Kleidung, dasselbe Buch. Mehrere Waschmaschinen dienen als Kulisse – mit zwei Waschpulverbechern²² obendrauf. Beim dritten Vers (»um mir schließlich weiß machen zu wollen«) erzeugt der geschlossene Raum eine andere Klangfülle, die voller ertönt. Das Wortspiel »weismachen/weiß machen« weist auf das Verschwindeln des Weißseins und spinnt die Farbmetapher weiter. In der letzten Szene sitzt Ayim in einem Solarium. Die ul-

21 Maria Binder in einer E-Mail an den Autor vom 06.08.2020.

22 Es handelt sich um das Waschpulver »Weißer Riese«. Der Waschsalon ist Teil der rassistischen Metaphorik der Reinheit. Als Kind wollte Ayim weiß werden, aber »der Traum vom ›Weißsein‹ ist am ungenügenden Willen meiner Eltern und der mangelhaften Waschkraft von Seife gescheitert. Selbst Seife essen hat überhaupt nichts gewirkt« (Ayim, 1997b, S. 16).

traviolette Strahlung taucht das Bild in ein bläuliches Licht. Ayim trägt nun eine blaue Solariumschutzbrille mit Gummiband. Sie sitzt auf einer Art Chefsessel aus weißem Kunstleder. Vor ihr zwei Screens auf Augenhöhe – die Gesichtsbräuner, auf deren Rand die Marke »Vitasun« steht. Ayims Gesicht ist im Halbprofil auf die Buchseite gerichtet, als könne sie hinter der Schutzbrille tatsächlich irgendetwas lesen. Das UV-Licht lässt ihre Zähne fluoreszieren, wenn sie ansetzt (»es sei vollkommen unangebracht«). Sie schaut in die Kamera und trägt mit fallender Intonation den letzten Vers vor (»schwarz zu sehen«). Durch die blaue Brille wirkt Ayim blauäugig²³. Dieser Plastikblick starrt in die Kamera, ohne mit der Wimper zu zucken. Auf die Symbolik der Sonnenbank muss abschließend noch kurz eingegangen werden. Zum einen liegt Widerständiges bezüglich der titelgebenden »Exotik« vor. Denn es sei charakteristisch, »dass bei den Imaginationen von ›Exotischem‹ immer Ästhetisierung, die oftmals eine erotisierende Form annimmt, mitschwingt« (Bendix & Danielzik, 2011). Nun aber mit Rollkragenpulli im Solarium zu sitzen, birgt eine gewisse Absurdität – und Witz, der die Funktion besitzt, den exotisierenden *weißen* Blick auf Schwarze Körper zu verwehren. Zum anderen wird hier aufgeführt, dass »Schwarze Menschen ebenfalls Vitamin D zum Leben [brauchen]«, und »die Haut umso schöner aussieht, je dunkler sie ist«, wie Noah Sow auf folgende Frage antwortet: »Warum liegst du denn in der Sonne? Du bist doch schon braun!« (Sow, 2008, S. 256f.) Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es der iterativen Auf-führung gelingt, gemäß Maisha M. Auma (Eggers [Auma] (2012, S. 89), »Schwarze weibliche Realitäten und Blickperspektiven« in den Fokus zu rücken und damit »gleichzeitig das Bewusstsein Schwarzer Menschen in Deutschland« zu transformieren. Zudem unterzieht die »Meisterin in Sinn und Deutung der deutschen Sprache« (ebd., S. 89) die herrschenden Sprachsysteme einer kritischen Überprüfung (Ayim, 1997b, S. 60–78). Damit wird »die deutsche Sprache selbst transformativen Impulsen ausgesetzt« (Eggers [Auma], 2012, S. 89).

23 Gemäß Susan Arndt (2011, S. 682) enthält der Begriff »bläufig« eine prinzipielle Unschuld, trotz der unterstellten Naivität, und eine dadurch bedingte Arglosigkeit. Vor dem Hintergrund rassistischer Konzepte, in denen »diese Eigenschaften nicht losgelöst von einer moralischen Überlegenheit und tugendhaften Reinheit zu denken [sind], die Weißen über eine solche Begriffsverwendung metaphorisch bescheinigt wird«, wirkt May Ayims visuelles Wortspiel der Blauäugigkeit widerständig.

Als Resümee

Die Tatsache, dass ein Spoken-Word-Auftritt wenig Raum, Zeit und Material voraussetzt, ermöglicht eine gewisse Flexibilität im Raum-Zeit-Arrangement. Spoken-Word-Performances ereigneten sich in lesbischen/feministischen und schwulen Subkulturen Westberlins in einer Epoche, in der sich Vorbehalte gegenüber Dichter*innenlesungen verbreiteten. Jedoch lässt sich konstatieren, dass es für schwule und lesbische Menschen in der Aufbruchsstimmung der 1970er Jahre und auch in den 1980er Jahren ein großes Bedürfnis gab, sich auszudrücken – auch literarisch-performativ. Darüber hinaus erhöhen verschiedene Subgenres des Spoken Word – wie die Audiostücke oder der Poetry Clip, die keine leibliche Kopräsenz voraussetzen und die ubiquitäre Distanzlosigkeit des gesprochenen Wortes vollziehen – die raumbildende Wirkung der Stimme. Die sinnlichen Effekte der Stimme erklingen verstärkt in der mündlichen Literatur. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass lesbische/feministische und schwule Spoken-Word-Performances sich subversiv und transformativ auswirken. Sie hinterfragen hegemoniale Normen – auch Community-intern –, und destabilisieren und reklamieren diskriminierende Kategorien widerständig. In den untersuchten Performances auf *Eldorado* und von May Ayim werden verschiedene Themenbereiche von Begehren, Sexualität, Gewalt und Rassismus verhandelt, die transformative Impulse generieren. Spoken-Word-Performer*innen in den lesbischen/feministischen und schwulen Subkulturen Westberlins haben den Weg geebnet für queere Performance-Poet*innen und -Bühnen, die sich seit dem frühen 21. Jahrhundert hier gegründet haben – und somit auch für mich. Und daher sage ich: Merci.

Appendix

Sendung aus *Eldorado*

Heute Nacht ist anders. Heute Nacht spielen wir das Spiel so, wie ich es will. Ich will dich, du Hure. Du sollst auf deinen Knien rutschen. Es macht mir Spaß, dich so zu sehen, wie du schwitzt. Du hast noch nie so unterwürfig ausgesehen. Von mir kannst du nur ein winziges Stück Haut sehen. Ich weiß, dass du mehr sehen willst. Aber du musst warten. Meine Stiefel sind spitz und glänzend. Du machst das gut. Du leckst sie gut ab, mit Gefühl und

Hingabe. Jetzt, wo ich dich da habe, wo du hingehörst. Deine Körperhaltung bittet mich, dich zu erniedrigen. Ich muss mich zwingen, meine Kraft zurückzuhalten. Du hast dich meiner totalen Kontrolle unterworfen und ich bediene deinen Wunsch, dich mir zu unterwerfen. Ich tue mit dir, was ich will. Ich strecke dir meinen Dildo entgegen. Du leckst ihn mit deiner gierigen Zunge und flüstert etwas. Du möchtest die Naht meiner Jeans berühren, möchtest wissen, ob meine Möse feucht ist. Ich lasse dich noch nicht. Noch ist der Moment nicht gekommen. Du sollst bitten. Du sollst mir dein Verlangen zeigen. Zeig mir, dass du nichts anderes willst als mich bedienen. So intensiv, als hinge deine Existenz davon ab. Zeig deine Begierde. Nimm meinen Dildo in deinen Mund. Nimm ihn, als hinge dein Leben davon ab. Ich schaue dich an. Von oben. Deine Augen sind geschlossen. Du denkst an nichts anderes, du bist gespannt. Deine Möse ist nass. Du bist nur noch Fotze. Eine riesige Fotze. Es ist fast an der Zeit jetzt. Du hast mein Leder warm gemacht. Ich möchte dich beißen. Aber ich warte noch. Du möchtest, dass ich dich bewusstlos ficke, aber ich will deine Unterwürfigkeit, sodass du sie weißt, dass du weißt, was mit dir passiert. Und ich werde die Pausen setzen, dass du nicht vergessen kannst vor dem Spiegel.

Exotik

nachdem sie mich erst anschwärzten
zogen sie mich dann durch den kakao
um mir schließlich weiß machen zu wollen
es sei vollkommen unangebracht

schwarz zu sehen.

(Ayim in Oguntoye et al., 1986, S. 150)

Literatur

- Arndt, S. (2011). Blauäugig. In dies. & N. Ofuatey-Alazard (Hrsg.), *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk* (S. 682). Münster: Unrast.
- Aukongo, S.-L. (2021 [im Erscheinen]). Writing out Loud. Black poetry matters. Eine Auseinandersetzung mit Spoken Word Poetry aus bewegungspolitischen Schwarzen Perspektiven. Masterarbeit zur Erlangung des Grades Master of Arts an der Alice Salomon Hochschule Berlin.
- Ayim, M. (1995). *Blues in schwarz weiss. Gedichte*. Berlin: Orlanda Verlag.
- Ayim, M. (1997a). *nachtgesang*. Berlin: Orlanda Verlag.
- Ayim, M. (1997b). *Grenzenlos und unverschämt*. Berlin: Orlanda Verlag.
- Ayim, M. et al. (1999). (Hrsg.). *Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung*. Berlin: Orlanda Verlag.
- Bendix, D. & Danielzik, C.-M. (2011). Exotik. In S. Arndt & N. Ofuatey-Alazard (Hrsg.), *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk* (S. 633–634). Münster: Unrast.
- Benjamin, W. (1972). *Gesammelte Schriften. Band IV*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, J. (2006). *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Aus dem Englischen von Kathrina Menke und Markus Krist. Berlin: Suhrkamp.
- Eggers [Auma], M. M. (2012). Transformationspotentiale, kreative Macht und Auseinandersetzungen mit einer kritischen Differenzperspektive. Schwarze Lesben in Deutschland. In P. Piesche (Hrsg.), *Euer Schweigen schützt Euch nicht. Audre Lorde und die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland* (S. 85–97). Berlin: Orlanda Verlag.
- Eggers [Auma], M. M. & Mohamed, S. (2014). Schwarzes feministisches Denken und Handeln in Deutschland. In Y. Franke, K. Mozygamba, K. Pöge et al. (Hrsg.), *Feminismen heute. Positionen in Theorie und Praxis* (S. 57–77). Bielefeld: transcript.
- Funk, H. (1983). Die Erfahrung der Stadt und ihre literarische Repräsentation. Wie Schriftsteller Berlin erleben und beschreiben. In ders. & R. G. Wittmann (Hrsg.), *Literatur-Hauptstadt. Schriftsteller in Berlin heute* (S. 369–585). Berlin: Berlin Verlag.
- Gammon, C. (2007). Nur nicht S/M – I don't do SM. 1988. In G. Dennert, C. Leidinger & F. Raucht (Hrsg.), *In Bewegung bleiben: 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben* (S. 198–199). Berlin: Querverlag.
- Hölscher, G. & Wyrwich, K. (1988). *Dokumentation der Frauenliteraturwoche 1988*. Spinnboden Lesbenarchiv & Bibliothek e.V. Signatur: Dok/Ara.
- Kay, M. (2007). Quälende Diskussionen um qualvollen Sex – SM. In G. Dennert, C. Leidinger & F. Raucht (Hrsg.), *In Bewegung bleiben: 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben* (S. 200–202). Berlin: Querverlag.
- Kay, M. (2021). Eldorado Podcast #4. Sex, Pornographie und Tabubrüche im Radio. <https://www.siegessauele.de/magazin/eldorado-podcast-berlin/> (13.03.2021).
- Kelly, N. A. (Hrsg.). (2015). *Sisters and Souls: Inspirationen durch May Ayim*. Berlin: Orlanda Verlag.
- Kelly, N. A. (Hrsg.). (2016). *Afrokultur. Der Raum zwischen gestern und morgen*. Münster: Unrast.
- Kraft, K. (2015). *A Poet's Beat is the Heart: The Autobiographical Qualities and Content of*

- Contemporary Spoken Word*. Masterarbeit zur Erlangung des Grades Master of Arts an der Alice Salomon Hochschule Berlin.
- Kraushaar W. (2007). Berliner Subkultur, Blues, Haschrebellen, Tupamaros und Bewegung 2. Juni. In M. Klimke & J. Scharloth (Hrsg.), *1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung* (S. 261–275). Stuttgart u. Weimar: J. B. Metzler.
- Krämer, S. (2006). Die »Rehabilitierung der Stimme«. Über die Oralität hinaus. In D. Kolesch & dies. (Hrsg.), *Stimme* (S. 269–295). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lorde, A. (2021). Vom Nutzen der Erotik. Erotik als Macht. In dies, *Sister Outsider* (S. 52). Aus dem Englischen von Eva Bonné und Marion Kraft. München: Hanser.
- Luckscheiter, R. (2007). Der postmoderne Impuls. »1968« als literaturgeschichtlicher Katalysator. In M. Klimke & J. Scharloth (Hrsg.), *1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung* (S. 151–159). Stuttgart u. Weimar: J. B. Metzler.
- Macho, T. (2006). Stimmen ohne Körper. Anmerkungen zur Technikgeschichte der Stimme. In D. Kolesch & S. Krämer (Hrsg.), *Stimme* (S. 130–146). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Meyer-Kalkus, R. (2020). *Geschichte der literarischen Vortragskunst*. Berlin: J. B. Metzler.
- Müller, M. (2013). *Subkultur West-Berlin 1979–1989. Freizeit*. Hamburg: Philo Fine Arts.
- Oguntoye, K. (2015). Vorwort. In N. A. Kelly (Hrsg.), *Sisters and Souls: Inspirationen durch May Ayim* (S. 23–33) Berlin: Orlanda Verlag.
- Oguntoye, K., Opitz, M. & Schultz, D. (Hrsg.). (1986). *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin: Orlanda Verlag.
- Orphal, S. (2014). *Poesiefilm: Lyrik im audiovisuellen Medium*. Berlin: De Gruyter.
- Piesche, P. (Hrsg.). (2012). *Euer Schweigen schützt Euch nicht. Audre Lorde und die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland*. Berlin: Orlanda Verlag.
- Porombka, S. (2005). Der Autor schaut direkt in die Kamera (und damit dem Zuschauer in die Augen). Über alte und neue Formen der Literaturvermittlung. In B. Mandel (Hrsg.), *Kulturvermittlung. Zwischen kultureller Bildung und Kulturmarketing. Eine Profession mit Zukunft* (S. 205–216). Bielefeld: transcript.
- Porombka, S. (2010). Poetry Clips. In E. Schütz & S. Bittkow (Hrsg.), *Das BuchMarktBuch. Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen* (S. 296–299). Reinbek: Rowohlt.
- Praunheim, R. (1977). In E. Kraushaar (Hrsg.), *Schwule Lyrik. Schwule Prosa. Eine Anthologie* (S. 141–155). Berlin-West: Verlag rosa Winkel.
- Ritz, M. (2015). Würdigung in Würde. In N. A. Kelly (Hrsg.), *Sisters and Souls: Inspirationen durch May Ayim* (S. 216–223). Berlin: Orlanda Verlag.
- Robinet, J. C. (2016). Queere Geschichten brauchen Flügel ... und ein Mikrofon. Planung und Durchführung von Spoken Word-Workshops in queeren Kontexten. Masterarbeit zur Erlangung des Grades Master of Arts an der Alice Salomon Hochschule Berlin.
- Robinet, J. C. (2021, im Erscheinen). Lecken, lecken. Queerer Spoken Word in West-Berlin der 1970er und 1980er Jahre. In J. Schrödl & E. Wittrock (Hrsg.), *Theater* in queerem Alltag und Aktivismus der 1970er und 1980er Jahre*. Berlin: Neofelis.
- Schrödl, J. (2004). Stimm(t)räume. Zu Audioinstallationen von Laurie Anderson und Janet Cardiff. In D. Kolesch & dies., *Kunst-Stimmen* (S. 143–161). Berlin: Theater der Zeit.

- Schulte, J. (2021). Eldorado Podcast #4. Sex, Pornographie und Tabubrüche im Radio. <https://www.siegessaeule.de/magazin/eldorado-podcast-berlin/> (13.03.2021).
- Schuster, N. (2008). Queere Räume? Strategien queerer Raumproduktion und ambivalente Politiken der Sichtbarkeit. In J. Coffey, V.D. Emde, J. Emerson et al. (Hrsg.), *queer leben? queer labeln? (Wissenschafts)kritische Kopfmassagen* (S. 128–144). Freiburg: Fördergemeinschaft wissenschaftlicher Publikationen von Frauen.
- Somers-Willett, S. B. A. (2009). *The cultural politics of Slam Poetry. Race, Identity and the Performance of Popular Verse in America*. Michigan: University of Michigan Press.
- Sow, N. (2008). *Deutschland Schwarz Weiß. Der alltägliche Rassismus*. München: Bertelsmann.
- St. Louis, G. (1983). *Gedichte einer schönen Frau*. Berlin: Gudula Lorez.
- Vorrath, W. (2020). *Hörlyrik der Gegenwart. Auditive Poesie in digitalen Medien*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Waldenfels, B. (2006). Das Lautwerden der Stimme. In D. Kolesch & S. Krämer (Hrsg.), *Stimme* (S. 191–210). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Zeller, M. (1979). *Aufbrüche. Abschiede. Studien zur deutschen Literatur seit 1968*. Stuttgart: Ernst Klett.

Geschlechterräume

Hungrig nach Wirklichkeit – meine hedonistischen 70er Jahre

Erinnerungen einer Transfrau

Nora Eckert

Nora Eckert, geboren 1954 in Nürnberg, kam Ende 1973 nach West-Berlin, wo sie bis heute lebt. Die Publizistin hat sechs Bücher zu Oper und Theater verfasst, unter anderem zum Bühnenbild im 20. Jahrhundert und zu Parsifal. Daneben hat sie für zahlreiche Zeitschriften (Theater der Zeit, Opernwelt) und Zeitungen (tageszeitung, Tagesspiegel) gearbeitet. Zuletzt erschien Wie alle, nur anders. Ein transsexuelles Leben in Berlin. Sie ist im Vorstand des Vereins TransInterQueer e. V. Berlin.

»Das Los, ein Selbst zu besitzen – menschlich zu sein –, ist eines, bei dem das Selbst stets gefunden werden muss; es ist vom Schicksal bestimmt, gesucht zu werden oder nicht; erkannt zu werden oder nicht.«

Stanley Cavell

Ich war noch nicht ganz 20, als ich Ende 1973 nach West-Berlin zog. Als schwuler Mann kam ich aus der Provinz und erlebte die noch ziemlich kriegszerzauste, trotzdem gern als »Schaufenster des Westens« apostrophierte Halbstadt als eine Art Schwulenparadies. Es gab schwule Diskotheken und Lokale in großer Zahl und für jeden Geschmack, mal plüschig, mal trashig, mal nüchtern, mal schick. Die vor allem jüngeren und politisch aktiven Schwulen der Stadt hatten sich inzwischen organisiert und die Homosexuelle Aktion Westberlin, kurz HAW, gegründet, die damals Räume auf einem Hinterhof in der Dennewitzstraße bezogen hatte. Die Initialzündung lieferte 1971 Rosa von Praunheims Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* mit dem darin enthaltenen Aufruf zur Sichtbarwerdung in der Gesellschaft. Ich fand in diesem Kreis einige Freunde, die es bis heute geblieben sind. Dabei hatte ich mich selbst schon bald aus dem Schwulsein verabschiedet.

Nennt man das Ironie des Schicksals, dass mir gerade das Schwulenparadies zur umstürzenden Erkenntnis meines Trans*-Seins verhalf? Hinter-

her war mir klar geworden, warum ich mir als schwuler Mann seltsam deplatziert vorkam, warum ich mich in meiner männlichen Rolle ständig als Fehlbesetzung wahrnahm. Bis dahin fühlte sich mein Leben eher wie ein Film an, mit asynchronem Bild und Ton. Nichts passte darin zusammen. Klar, ich begehrte Männer und dafür gab es eben lange Zeit keine andere Erklärung als die, schwul zu sein. Aber mit der Migration ins Frausein verschwand alles Asynchrone in meinem Leben. Auch wenn es damals noch nicht die Werke von Judith Butler gab, so begann ich das zu leben, was sie später in die Bemerkung packte, es sei ja nicht einzusehen, die Heterosexualität allein den Heterosexuellen zu überlassen. Genau das war es, und zu entdecken war schließlich die Lebbarkeit von trans*. Es war dieses West-Berlin, das mir zur Erkenntnis verhalf und schon mal vorlebte, was zu meinem Lebensprojekt wurde.

Die Entdeckung meiner weiblichen Identität kommt mir rückblickend wie ein Akt der Lebensrettung vor und die Stadt wie ein Rettungsring. Das klingt zugegeben recht pathetisch, beschreibt aber exakt das Gefühl, wenn ich heute auf das Jahr 1975 zurückblicke. Von meinen 66 Lebensjahren befinde ich mich mittlerweile 44 Jahre im richtigen Leben, während die 22 Jahre davor die Suche nach einer Antwort waren, zu der ich lange Zeit die Frage nicht kannte. Als ich sie endlich kannte, revolutionierte sich alles in mir und um mich herum. Ich fand mich im wahrsten Sinne des Wortes selbst und erlebte die Anwesenheit einer weiblichen Identität in einem später, dank des Östrogens, nicht mehr ausschließlich männlichen Körper als meine ganz eigene Geschlechtskongruenz. Das war die eigentlich revolutionäre Idee meines neuen Lebens, dieses Kongruenzerlebnis bei sich selbst anzukommen, sich anzunehmen, wie man ist. »I am what I am« lautete die Devise, mit der ich mich lustvoll und kompromisslos aus der binären Geschlechterordnung verabschiedete. Das war ein bewusster Akt, verbunden mit der Gewissheit, es müsse mehr als nur Frauen und Männer geben.

Im Infoblatt der Homosexuellen Aktion Westberlin erschien im Dezember 1976 ein Interview mit mir, das von Selbstbewusstsein nur so strotzte. Natürlich gab es die Frage der Benennung. Ich sei kein Transvestit, antwortete ich, und würde mich lieber »Fummeltrine« nennen. Trotzdem wolle ich mich keinem Begriff zuordnen. Aber »wenn ich gefragt werde, sage ich, ich bin Fummelante. Für mich ist das kein Problem. Es beschäftigt mich nicht. Einordnung, wozu? Ich bin weder ein Mann noch eine Frau. Ich lebe eben eine >dritte Möglichkeit<. Dafür einen Begriff zu haben, ist überflüssig.«

Meine Einstellung hat sich seither nicht geändert, auch wenn ich es heute anders formulieren würde. Als Transfrau bin ich etwas Eigenes und als Frau angesprochen zu werden, hat allein mit dem binären System zu tun, das bekanntlich nur Frauen und Männer kennt. Wir sind nun mal ein blinder Fleck in unserer Sprache.

Nichts ist zuverlässiger als der Zufall, denn ich war Ende 1973 am richtigen Ort angekommen. Dieses West-Berlin wurde für mich nicht nur zu einem verlässlichen Impulsgeber, sondern es war auch Liebe auf den ersten Blick, und als große Liebe blieb es für mich bis heute die einzig glückliche. Denn diese Stadt hat aus meinem Leben als Transfrau eine Erfolgsgeschichte werden lassen. Gut, ich musste mich dafür mächtig anstrengen, denn im Leben wird einem selten etwas geschenkt. Aber Berlin hat es gut mit mir gemeint. Mit der sprichwörtlichen Berliner Schnauze freundete ich mich sofort an, diesem offenbar genetisch vererbten Antipathos. Auch die Gefühlsfrequenz stimmte hier. Ich empfand sie als schnörkellos und trotzdem herzlich, als ruppig, aber nie nachtragend. Darin fand ich mich wieder und es hat nicht unwesentlich zur Robustheit meines Selbstbewusstseins als Transfrau beigetragen. Meine Freundinnen waren da nicht anders gestrickt. Wir konnten austeilen und lernten, eine Menge wegzustecken. Dabei bemitleideten wir nicht uns, sondern lieber jene, die für uns die anderen geworden waren, all die Ahnungslosen. Ein gewisser Stolz war immer mit im Spiel. Ernsthafte Diskriminierungen erfuhren wir durch den Staat, aber eher selten im Alltag. Unwissen im Umgang mit uns brachte uns jedenfalls nicht aus der Fassung. Im Gegenteil, wir gaben uns achselzuckend und kopfschüttelnd tolerant. Auch das ein Punkt, der genauere Betrachtung verdiente, denn die Probleme scheinen heute größer als damals zu sein. Wären die 70er in dieser Hinsicht »unschuldiger«? Wie aber wäre das zu erklären?

Wenn ich von meinen 70er Jahren spreche, dann spreche ich über eine untergegangene Zeit, die mit dem Heute wenig bis nichts zu tun hat. Zwischen dem Gestern und dem Heute liegt fast ein halbes Jahrhundert mit einem radikalen Mentalitätswandel. Wir Transmenschen waren in den 70er Jahren nahezu rechtlos, aber wir konnten unbehelligt leben. Das hatte übrigens sehr viel mit der Strafrechtsreform von 1969 zu tun und der darin enthaltenen Entschärfung des Paragraphen 175, der auch für Transfrauen galt. Unser Passing konnte noch so perfekt sein, wir blieben für den Staat verkleidete Männer und unser Sex mit Männern galt als »gleichgeschlechtliche Unzucht«. In den 60ern konnte eine Trans-

frau dafür im Gefängnis landen, was auch geschah. Auch waren wir von der freien Berufswahl ausgeschlossen, weil kein Arbeitsamt in der Republik uns für vermittelbar hielt. Wir erhielten deshalb auch keine Arbeitslosenunterstützung. Wir blieben als »verkleidete Männer« unzumutbar für die Gesellschaft – das war die Botschaft des Rechtsstaates Bundesrepublik an uns. Aber das hat uns nicht daran gehindert, unser Leben inmitten dieser Gesellschaft zu leben. Wir lebten nicht versteckt, nicht in einem Reservat. Ja, wir waren Pionierinnen, auch wenn sich keine von uns so genannt hätte, denn wir besetzten sozialen Raum, schufen durch unsere Existenz eine Sichtbarkeit und somit eine Wirklichkeit, aus der wir nicht mehr zu verbannen waren. Der Staat konnte uns am Ende nicht länger ignorieren. Auch wenn die Verrechtlichung unserer Existenz schließlich mit dem skandalösen, weil menschenrechtsverachtenden Transsexuellengesetz (TSG) gründlich misslang, bei dessen Inkrafttreten 1981 keine von uns in Jubel ausbrach (zumindest erinnere ich keinen). Zu offensichtlich waren die Hürden. Die Regelungen glichen eher Quarantänebestimmungen, für die der Artikel 1 des Grundgesetzes hätte umgeschrieben werden müssen: Die Würde des Menschen ist unantastbar, ausgenommen Transmenschen. Erst 2011 hat der Rechtsstaat Bundesrepublik die Verfassungswidrigkeit des TSG in diesem zentralen Punkt erkannt und korrigiert und eine Personenstandsänderung auch ohne eine geschlechtsangleichende Operation ermöglicht. 30 Jahre brauchte es für diese Einsicht – auch das ein Skandal.

Ansonsten nahmen wir uns einfach, was wir brauchten. Die Diagnose stellten wir selbst, entschieden autonom und lebten recht munter in einer therapiefreien Zone. Wir konnten alles Nötige bekommen – nur eben nicht auf Krankenkassenrezept. Gewiss, in unseren Ausweisen behielten wir neben unserem weiblichen Passfoto lange Zeit den Männernamen. Darüber half vorerst nur eine gehörige Portion Selbstbewusstsein hinweg. Genau dieses Selbstbewusstsein war es auch, weshalb wir die Vorsilbe »trans« eher mieden. Sie war uns schon deshalb peinlich, weil trans in unseren Ohren immer wie krank klang. Unser Eigensinn riet uns, uns lieber Fummeltante zu nennen – was jedenfalls nicht medizinisch klang, eher unseren lockeren Witz verriet.

In den 70ern wurden wir schließlich noch unsere Männernamen durch eine simple Verwaltungsregelung los. Man hatte nämlich die Anwendung des heute noch bestehenden Namensänderungsgesetzes auf den Bereich trans* erweitert. Ich stattete 1978 dem Rathaus Kreuzberg einen Besuch ab, stellte mich einem zuständigen Beamten als transsexuell vor und er-

hielt gegen Bezahlung einer moderaten Gebühr einen geschlechtsneutralen Namen. Zur Auswahl standen beispielsweise Namen wie Patty, Sandy, Leslie, Kim, Helge und noch einige mehr, die man aus einer Liste auswählte.

Ich möchte in diesem Beitrag eine »Epoche« der bundesrepublikanischen Trans*-Geschichte rekonstruieren, über die wahrscheinlich nur wenige genaue Kenntnis besitzen. Es wird ein sehr persönlicher Rückblick sein und deshalb auch ein subjektiver, aber dadurch vielleicht ein authentischer Blick auf unsere Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen. Ich möchte das Klima eines Jahrzehnts zu beschreiben versuchen, das Jens Balzer in seiner historischen Studie treffend das »entfesselte Jahrzehnt« nannte. Ja, gerade wir Transfrauen wurden zu einer Art Entfesselungskünstlerinnen. In meiner Erzählung werden nur Transfrauen auftreten. Dass es auch Transmänner gab, wussten wir im Grunde nur aus Presseberichten. Da waren wir nicht besser informiert als die Mehrheitsgesellschaft. So seltsam das klingt, aber wir lebten in unterschiedlichen und getrennten Welten. Schwer zu sagen, warum das so war. Ich habe dafür keine Antwort, sondern nur die Erinnerung, dass unsere trans* Welt geschlechtlich eine merkwürdig »separatistische« war.

Das Jahrzehnt zwischen 1970 und 1980 könnte man als eine Wendezeit bezeichnen. Sie begann damit, dass die polizeilichen Nachstellungen, die ewigen Razzien, aufhörten, dass man uns in Ruhe ließ. In einer sich wandelnden Gesellschaft gewannen wir allmählich an Sichtbarkeit. Schon damals fiel auf, wie viel mehr Politik in Gerichtsurteilen steckte als in der Arbeit des Parlaments. Politiker*innen scheinen heute noch mehr in der Position derjenigen zu verharren, die immer nur reagieren anstatt zu agieren und selbst das nicht auf die Reihe bekommen. Auf jeden Fall revolutionierte ein Gerichtsurteil 1978 unseren gesellschaftlichen Lebensraum, indem es den Rechtsgrundsatz von der Unwandelbarkeit des Geschlechts abschaffte. Auf unseren Lebensalltag hatte das vorerst so gut wie keinen Einfluss, aber es ermöglichte all jenen Transfrauen, die sich schon damals geschlechtsangleichenden Operationen unterzogen hatten, ihren Vornamen und Personenstand gerichtlich ändern zu lassen. Zu berichten wird sein von trans* Persönlichkeiten mit ihren oft schillernden, medienwirksamen Auftritten, von denen manche Vorbildcharakter erlangten. Und ebenso wird über eine wachsende mediale Präsenz zu reden sein, die freilich nicht selten von Exotisierung und Voyeurismus gekennzeichnet war. Ins Bild der Zeit passt auch ein regelrechter Travestie-Boom.

Zeitgeist, konserviert in zwei Fotobüchern

Vor mir liegen zwei aufgeklappte Fotobücher. In beiden sind Transfrauen zu sehen. Das eine ist riesig und beansprucht fast den ganzen Tisch für sich, das andere handlicher, im üblichen Katalogformat. Der großformatige Band enthält Fotos der bekannten Berliner Fotografin Anno Wilms, die sich gern fremden und fernen Lebenswelten widmete. Das Fremde wird in etwas Ästhetisches übersetzt, jede Kamera ist eine solche »Übersetzungsmaschine« und die Frage ist, welche Ästhetiken dabei entstehen, welche Semantik sie bedienen, welche metaphorischen Subtexte sie hervorbringen. Denn die Kamera wird durch den Blick der Fotografin gelenkt, die bestimmte Momente auswählt, Ausschnitte sucht, Perspektiven wählt und so die in Momentaufnahmen festgehaltene Realität zugleich interpretiert. Der andere Band enthält Arbeiten des Australiers Barry Kay, der auch als Bühnen- und Kostümbildner arbeitete. Seine Fotosammlung erschien 1976 und die von Anno Wilms zwei Jahre später, 1978. In beiden zeichnet sich eine grundverschiedene Haltung zum fotografischen Gegenstand ab. Sie stehen gleichsam für zwei konträre Blicke auf das Thema trans* (hier mit Sternchen, wohlwissend, dass man es in den 70ern noch nicht kannte).

Barry Kay erscheint mir als Dokumentarist, während Anno Wilms mehr Gefallen am Exotischen fand, was sich auch durch die Opulenz der Bildpräsentation mitteilt. Es sind nicht zuletzt die Buchtitel, die noch einmal das darin transportierte Bewusstsein unterstreichen: Der frühe Band heißt *Die anderen Frauen*, der spätere *Transvestiten*. Letzterer enthält neben einem längeren Zitat aus dem Aufsatz »Zur Phänomenologie des Transvestitismus bei Männern« von Hans Bürger-Prinz (schon das signalisiert Antiquiertheit) auch einen Text des bekannten Schweizer Theaterregisseurs Werner Düggelin, der ein ausgesprochen laienhaftes Verständnis für das Thema zu erkennen gibt. Das genaue Gegenteil findet man in Kays Einleitungstext. Kay wählte bewusst eine Alltagsperspektive. Zwar gibt es auch bei ihm Bilder aus dem Travestie-Showbusiness, aber ebenso wichtig, wenn nicht bedeutender sind die Fotos aus dem Tagleben von Transfrauen – beispielsweise bei ihrer Arbeit im Friseursalon, umgeben von Kundinnen. Das sind für mich beeindruckende Bilder der Normalität. Sie vermitteln einen trans* Alltag inmitten der Gesellschaft. Kay beschreibt, wie sich in Australien und insbesondere in Sydney »eine breite transsexuelle Schicht etablierte«. Ihn interessiert die Lebenswirklichkeit, die Berufsmöglichkeiten von Transfrauen außerhalb der Nachtarbeit. »Der Glamour-Kult, wie

notwendig er auch zum Schutz sein mag, bleibt immer unpersönlich und der Wunsch nach einer echteren Existenz ist stets ein wichtiger Faktor im Leben der Transsexuellen.« Ich finde in dieser Formulierung eine ebenso treffsichere wie empathische Beobachtung.

Werner Düggelin vermochte in Bühnenfragen außerordentlich präzise zu arbeiten, umso verwunderlicher, wie ungenau er die Fotos kommentiert. Schon dass er nicht unterscheiden kann zwischen schwulen Männern, die Travestie zu ihrem Beruf gemacht haben, und transsexuellen Menschen, die den Weg zur Showbühne nahmen, weil es für sie kaum andere Berufsmöglichkeiten gab, irritiert und bleibt ein Ärgernis, auch wenn für die 70er eine allgemeine Sprachverwirrung mit Blick auf trans* nichts Außergewöhnliches darstellte, aber man konnte es 1978 auf jeden Fall genauer und besser wissen, was der Blick in Kays Fotobuch bestätigt. Düggelin erzählt dafür lieber, wie er öfter Gast im Berliner Travestiecabaret *Chez nous* war und sich dort »wie im Zirkus bei einer Kindervorstellung« wähnte. Am Ende sind es doch nur die üblichen Klischees, poetisierend verklärt, und die Unfähigkeit, genauer hinzuschauen, um hinter Federboas und Glitzerkostümen das Menschsein zu erkennen.

Aber auch Schriftsteller mit einem sonst kritischen, unkonventionellen Blick auf die Welt konnten in unserem Fall jämmerlich versagen, so beispielsweise ein Wolf Wondratschek, der 1978 Arbeiten der Fotografin Roswitha Hecke im *ZEITmagazin* kommentierte, die Mitte der 70er entstanden waren (und erst viel später unter dem Titel *Pigalle* in Buchform erschienen sind). Sein Bericht über die Pariser Rue André Antoine bleibt zusammen mit den Fotos ein Blick in eine Freakshow. Selbstredend spricht er von den »falschen Frauen« – und die Fotos scheinen die Behauptung unterstreichen zu wollen. Die Fotografin musste sich über viele Wochen erst das Vertrauen der dort lebenden und arbeitenden Menschen erwerben, um dann doch jeglichen Respekt missen zu lassen. Hierin gleichen sich die fotografischen Haltungen in den Aufnahmen von Hecke und Wilms.

Natürlich lag der Vergleich des verrufenen Viertels rund um die Place Pigalle mit einer »Geisterbahn des Lasters« nahe. »Hier gehen ein paar seltsam schöne und grotesk unnatürliche Transvestiten auf den Strich«, schreibt Wondratschek, ohne auch nur einen Gedanken darauf zu verschwenden, warum das so ist und was für jene Menschen, die er mal eben pauschal als »Transvestiten« titulierte, die Alternative gewesen wäre. Auch der so leicht auf der Hand liegende Bühnenvergleich übersieht die Härte

des Lebens in einer mal offen, mal latent transfeindlichen Gesellschaft. Das Leben darin fiel Wondratschek dann doch noch auf:

»Das Chaos aus Lebensenergie und Verfall, Lächerlichkeit und Tränen. Und während Glanz und Glamour so vieler Transvestiten-Shows Erfolge feiern, bleibt das Leben dieser Menschen verborgen, grau wie die Patina jener Mauern, an die gelehnt sie sich ihren Kunden anbieten. Sie schminken sich, ohne je einen Auftritt zu haben. Ihre Bühne ist das Kopfsteinpflaster.«

Als Verkäuferin im Kaufhaus Lafayette, als Friseurin oder in einem anderen »normalen« Beruf hätten sie mit Sicherheit keine Anstellung gefunden – das ist die Wahrheit hinter der Fassade der Rue André Antoine.

Ein Großteil der Fotos von Anno Wilms entstand im *Chez Romy Haag*. Sie zeigen Szenen aus der Show und ebenso, was hinter der nur wenige Quadratmeter großen Bühne geschieht. Wir sehen die Künstler*innen in den Garderoben beim Schminken und noch ohne Kostüme. Die Garderoben lagen im Keller und man erreichte sie über eine schmale und steile Treppe, die hinter der Bühne lag. Alles war sehr eng, schlecht belüftet, aber was sich dort jeden Abend außer dienstags abspielte, gehörte zu einem hochprofessionellen Entertainment. Für mich sind das sehr persönliche Erinnerungen, denn all die Menschen, die vor großen Spiegeln sitzen, sich unterhalten, lachen, eine Zigarette rauchen, nachdenken, sich in Pose werfen, waren meine Kolleg*innen. Wie leicht ließen sich diese Fotos als eine trans* Geschichte im Maßstab eines Mikrobeziehungsgeflechts erzählen. Ihre Beziehungen zueinander waren vielfältig, es mischten sich Konkurrenz und Konflikte unter, einige lebten als Paare. Intrigen waren an der Tagesordnung, aber ebenso ein Gemeinschaftsgefühl, etwas wie Verbundenheit. Auch der Tod fand seinen Weg zu uns. Waren es in dem einen Fall wohl zu viel Drogen und Alkohol, so in dem anderen zu viel Schlaftabletten aus Liebeskummer. In dem einen Fall traf es Rita Katastroph, die mit Eartha Kitts *Uskadara* das Publikum mit einer türkischen Nummer verzauberte, so in dem anderen Sweet Poppy, einem Afroamerikaner, der vom Geliebten verlassen wurde. Jener untreue Gerard wiederum verschaffte der nachtschwarzen Fummeltantenhöhle ein dezentes Artdeco-Ambiente. Das *Chez Romy Haag* glich einem Biotop und die ungefähr zwanzig Menschen, die hier arbeiteten, bildeten einen Querschnitt der Berliner Community. Das war eine queere Gemeinschaft, bevor es dafür den Begriff queer gab – und international waren wir sowieso.



Abb. 1: Werbepostkarte, vermutlich 1975.

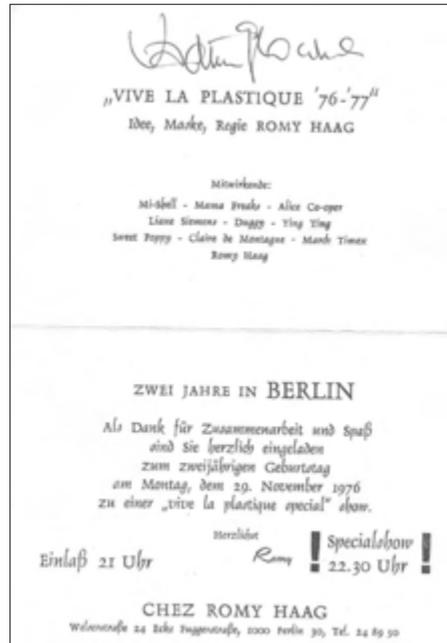


Abb. 2: Einladung zur neuen Show im *Chez Romy Haag*, 1976 (mit Autogramm des Schauspielers Vadim Glowna).



Abb. 3: Die Autorin an ihrem Arbeitsplatz im *Chez Romy Haag*, 1979.



Abb. 4: Szene aus dem Showprogramm des *Chez Romy Haag* (vermutlich 1978), hier zur Musik von The Who: *It's a boy, Mrs. Walker, It's a boy.*



Abb. 5: Im *Chez Romy Haag*, 1977.

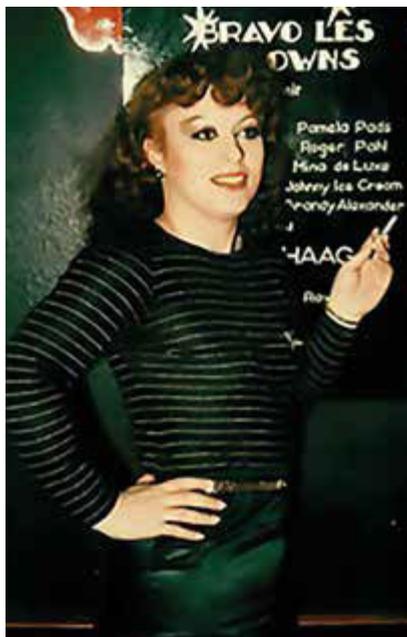


Abb. 6: Im *Chez Romy Haag*, 1978.

Wo arbeiten Transfrauen?

Wir haben vor allem nachts gearbeitet, in »this precious time when time is new«, wie es in einem alten Song von Cole Porter heißt. Die Nacht wurde zu unserer Verbündeten, hier war möglich, was der Tag uns verweigerte – ein Leben mit beachtlichen Entfaltungsmöglichkeiten, auch wenn wir nur die »Freiheit« besaßen, in Bars, auf der Bühne oder auf der Straße zu arbeiten.

Wie sah meine berufliche Situation Mitte der 70er aus? Ich arbeitete in der Werbeabteilung einer Buchhandlung, die es heute nicht mehr gibt. Als ich die Gewissheit über meine wahre Identität erlangte und auch deren Lebbarkeit erfuhr, war das zugleich mit einer anderen Gewissheit verbunden, dass ich unmöglich in der Buchhandlung bleiben konnte. Wie hätte mein Chef, wie meine Kolleg*innen auf meinen Wunsch reagiert, mich auf den Weg ins Frausein zu begeben? Denn so etwas kannte man damals nur aus der Exotikabteilung des Menschenzoos, nicht aber aus dem Alltag. Auch wäre es nicht damit getan gewesen, mal eben ein Frauenkleid anzuziehen. Im Gegenteil, damit hätten die Probleme erst richtig begonnen. Die Frage von Toleranz und Akzeptanz war nur die eine Seite meiner privaten Revolution, die wir heute so harmlos klingend »Transition« nennen. Die andere Seite war die absolute Isolation, in der ich mich befand. Es gab damals keine Selbsthilfegruppen, kein Beratungsangebot. Transmenschen waren in den 70ern überhaupt nicht organisiert. Mir fehlte schlicht das, was wir heute Vernetzung nennen. Aber ich wusste inzwischen, dass es in der Stadt Menschen gab, die bereits lebten, was mir wie ein Glücksversprechen erschien. Die Aufgabe lautete ganz banal: Wie wird aus einem Mann eine Frau? Gut, sie war ja schon in mir, war immer schon da gewesen, ob schon bis dahin unerkannt, aber wie mache ich sie sichtbar? Wie geht das, eine Frau zu leben und eine männliche Biografie umzuschreiben?

Es waren zwei Filme von Andy Warhol, die ich mit einiger Verspätung sah und die ich als eine Art Impulsgeber empfand: *Flesh* von 1968 und *Trash* von 1970. In ihnen sah ich die beiden Transfrauen Candy Darling und Holly Woodlawn, die der Musiker und Sänger Lou Reed in seinem balladenhaften Song *Walk on the Wild Side* verewigt hatte. Über die aus Miami stammende und per Anhalter die USA durchquerende Holly heißt es: »Plucked her eyebrows on the way/Shaved her legs and then he was a she/She said, hey babe, take a walk on the wild side ...« So einfach sollte es also sein, ein Gender-Troublemaker zu werden. Die Botschaft kam bei

mir an, auch wenn die Realität sich als widerständiger erwies und es nicht damit getan war, die Augenbrauen zu zupfen und die Beine zu rasieren. Trotzdem, es gibt Revolutionen, die fangen tatsächlich vor dem Badezimmerspiegel an, wie ein anderer Rockmusiker zum Besten gab.

Holly und Candy gaben mir zu verstehen: Mach dich auf die Suche nach deiner »Factory«. So hieß jener von Andy Warhol in den 60er Jahren ins Leben gerufene produktive Kunst- und Lebensort in New York. Mir war klar: Ich muss mich auf den Weg in die kleine West-Berliner Trans*-Community machen und dort meine »Factory« finden. Ich fand sie in einem Travesticabaret mit dem Namen *Chez Romy Haag*, das am 29. November 1974 in der Welser-/Ecke Fuggerstraße als erste Diskothek mit Playback-Revue eröffnete. Die Einladung kündigte unter dem Showtitel *Vive les boys* ein halbes Dutzend Künstler*innen an, präsentiert von Romy Haag. »Falls Ihre Wäsche mehr als 175° aushält, Sie von Vorurteilen frei sind, Transvestiten und Lebenskünstler lieben, dann ziehen Sie Ihre besten Klamotten an und kommen Sie zu uns.« So stand es auf der Einladungskarte, die zugleich offenbart, wie ungeübt wir selbst in Begrifflichkeiten zum Thema trans* noch waren, denn tatsächlich bestand das Artistenensemble aus Transfrauen und schwulen Männern. Wir selbst nahmen es nicht allzu genau mit Benennungen, die ja ohnehin meistens aufgezwungene Etikettierungen der anderen waren. Deshalb genügten uns einfach unsere Namen, die wir uns selbst gaben, oder wir nannten uns einfach Fummeltante.

Der Theaterkritiker des Berliner *Tagesspiegel*, Hellmut Kotschenreuther, war jedenfalls begeistert und schrieb von einer unerwarteten kleinen Sensation – »hier herrscht die Perfektion«, lautete sein Urteil. Die französische Version des Männermagazins *Playboy* mit dem Namen *Lui* sprach vom »Kunstfrauen-Zirkus«. Schon ein Jahr später war das *Chez Romy Haag* zu einer angesagten Adresse im Berliner Nachtleben geworden. Ein *Spiegel*-Artikel zitierte Romy mit den Worten: »In dem schwarz ausgeschlagenen Schuppen, in dem mehr Hetero- als Homo-, Bi- und Ambisexuelle verkehren, ist die Frage nach »Junge oder Mädchen?!« unwichtig geworden.« Ansonsten aber gab es für die Mehrheitsgesellschaft nichts Wichtigeres, als Menschen nach ihren Genitalien zu sortieren. In der Welserstraße 24 galt derweil die Botschaft: Es gibt mehr als zwei Geschlechter. »Wir sind vom dritten Sex«, hieß das im O-Ton der Zeit.

Ich erinnere nicht mehr, wann genau ich das erste Mal dort aufkreuzte. Freunde hatten mir davon erzählt. Das war 1975, dem Jahr, das zu meinem persönlichen Revolutionsjahr werden sollte. Ich hatte meinen Ort gefun-

den, um ins Frausein aufzubrechen. Im April 1976 war es endlich so weit. Schon in den Monaten zuvor fragte ich beim Geschäftsführer des *Chez Romy Haag* nach Arbeit, die er mir im Moment nicht anbieten konnte. Auf die Bühne wollte ich nicht und hoffte auf irgendeinen anderen Job im Cabaret. Mein Arbeitsplatz wurde schließlich die Eintrittskasse und Gästegarderobe, und damit befand ich mich inmitten der damals noch recht übersichtlichen Trans*-Community. Das richtige Leben konnte beginnen, ich war überglücklich. Über viele Monate hinweg gab es einen täglichen Wechsel: abends im Fummel zur Arbeit und am anderen Morgen die Rückverwandlung in ein immer weniger männlich aussehendes Wesen. Vor allem erinnere ich, wie peinlich mir mit einem Mal mein männlicher Auftritt am Tage wurde. Ich war das nicht mehr und kam mir deshalb in der männlichen Rolle verkleidet vor.

Der Erfolg des *Chez Romy Haag* setzte sich aus mehreren Faktoren zusammen. Da war zunächst die Show selbst, die künstlerisches Neuland betrat. Bestanden Travestieshows sonst eher aus Imitationen und Parodien von Stars, so präsentierte Romy Haag kleine gespielte Musiknummern mit einem Mini-Plot. Deren Ästhetik schien die späteren Videoclips vorwegzunehmen. Das musikalische Spektrum war breit gefächert und reichte von Chansons und Couplets aus den 20er Jahren bis zur aktuellen Rockmusik, von der Oper bis zu Filmdialogen. Das alles wurde temporeich und mit Spielwitz grell und burlesk zusammengemixt. Untergemischt war immer auch eine Riesenportion Glamour und mit Glimmer und Konfetti wurde zum Finale nie gespart. Das alles spielte sich, umhüllt von einer dröhnenden Musikkulisse, auf einer nur wenige Quadratmeter großen Bühne ab, auf der zeitweise bis zu elf Artisten auftraten.

In dem Erfolgssong *Berlin* der Gruppe Ideal sang Annette Humpe 1980: »Ein Taxi fährt zum Romy Haag/Flasche Sekt hundertfünfzig Mark/Fürn Westdeutschen, der sein Geld versäuft.« Aber am Ende war es eine bunte Publikumsmischung, denn neben dem spendablen Geldpublikum stand das Stehpublikum mit einer Flasche Bier oder Brause in der Hand. Hier fanden alle einen Platz. Ebenfalls 1980 beschrieb Romy in einem Interview ihr Cabaret so:

»Ich sehe den Laden als Kneipe mit Programm. Mit den anderen Nachtclubs ist er nicht zu vergleichen, hat nichts damit zu tun. Es ist ein Disco-Theater [...]. Die Atmosphäre habe ich versucht so zu behalten, weil wir immer junge Leute haben wollen als Publikum.«

Um aber bis zu elf Artisten angemessen bezahlen zu können, brauchte man auch die Champagnerkunden. Gerade in dem Nebeneinander der Extreme bestand das Einmalige, was viel später der Sänger Bryan Ferry von der Gruppe Roxy Music in einem Interview für den *Tagesspiegel* bestätigte: »Wir gingen zu Romy Haag, solche Clubs gab es woanders nicht [...], das war ein alternatives Nachtleben, das es in London nicht gab [...]. Die Stadt war heruntergekommen, verruchter als heute, überhaupt nicht bürgerlich.«

Ebenso wichtig für den Erfolg war neben dem Künstlerischen also auch die Offenheit des Cabarets. Nirgendwo dürfte das Publikum so durchmischt gewesen sein wie in der Welsersstraße 24, sowohl mit Blick auf das Alter als auch auf die soziale Herkunft und die Geschlechter. Prominenz war hier ebenso zugegen wie Durchschnittsmenschen. Das Lokal wurde zum Magneten für die bunte Truppe der Nachtschwärmer; auch die Community fühlte sich hier zu Hause. So bunt, wie es auf der Bühne und in Romys Artistentruppe zuging, so vielfältig war das Publikum. Hinzu kam der Disko-Faktor, obschon die Tanzfläche nur Wohnzimmerformat besaß, aber die Musik war von bester Disko-Qualität, wofür der aus England stammende DJ Eddy sorgte, der in den frühen Morgenstunden gerne mal feine Sachen auflegte wie *Mister Magic* von Grover Washington Jr. Auch der Standort selbst war nicht schlecht gewählt und gut erreichbar in der City West gelegen mit schwulen Diskotheken in nächster Nähe, und ebenso das *Metropol* am Nollendorfsplatz und der legendäre *Dschungel* in der Nürnberger Straße.

Schon vor dem *Chez Romy Haag* existierte in der Welsersstraße (schräg gegenüber befand sich übrigens das berühmte Kino *Arsenal*, das heute zusammen mit der Deutschen Kinemathek am Potsdamer Platz residiert), ein Nachtclub unter dem Namen *Parisianna*, der ein Striptease-Programm anbot. Das Besondere und Anziehende am *Chez Romy Haag* war die eigenwillige wie unvergleichliche Mischung aus Show, Disko, Bar und Kneipe, worin es sich klar von dem bereits seit 1958 bestehenden *Chez nous* unterschied, das mit dem altbackenen Slogan »Die Herren Damen lassen bitten« warb. Dort fuhren vorzugsweise Touristenbusse vor, während Romys Laden eindeutig ein Kind des hedonistischen Zeitgeistes war.

Wie Warhols »Factory« war auch mein neuer Arbeitsplatz ein Ort, an dem sich Leben und Kunst vermischten und der mir zugleich meine Existenz sicherte. Er funktionierte wie eine Community im Mikromaßstab. Auch wirkten hier subkulturelle Energien mit größtmöglicher gesellschaft-

licher Sichtbarkeit. Das war kein Ghetto und kein Reservat, sondern ein Teil des urbanen Lebensraums, zu dem die Tür im übertragenen wie buchstäblichen Sinn offenstand. Nicht nur für mich bedeutete es einen sozialen Raum der Selbstfindung und Selbstbestätigung. Von hier aus starteten etliche trans* Biografien. Und schließlich, wo sonst hätte ich mich damals um Arbeit bewerben können? Von meinem Frausein hätten meine Bewerbungsunterlagen nichts wiedergegeben. In den Papieren stand ein Männername, und sie beschrieben den beruflichen Werdegang eines Mannes. Es gehört nicht viel Fantasie dazu, um sich die Aussichtslosigkeit von Bewerbungsgesprächen außerhalb des nicht gerade gut beleumundeten Milieus der Nachtarbeit vorzustellen.

Die Verdienstmöglichkeiten und Arbeitsbedingungen an einem Ort wie dem *Chez Romy Haag* waren vergleichsweise gut. Gearbeitet wurde sechs Nächte in der Woche, Dienstag war Ruhetag. Dazu gab es eine mehrwöchige Sommerpause, die für die Artisten wegen der Proben etwas kürzer ausfiel. Wer auf der Bühne arbeitete, genoss Artistenstatus mit entsprechendem Vertrag. Die Netto-Abendgagen gingen in einzelnen Fällen (wenn ich es richtig erinnere) bis 120 D-Mark. Auch mein Fixum von 50 D-Mark pro Nacht ergab netto mehr, als ich in der Buchhandlung zuletzt verdiente. Hinzu kam in meinem Fall noch ein beachtliches Trinkgeld, und außerdem war ich sozialversichert. Letzteres war im Nachtgeschäft keineswegs Standard, schon gar nicht in Bars, wo ich später als Animierdame arbeitete, was mir allerdings die Erkenntnis erleichterte, dass die Nachtarbeit keine Zukunftsperspektive enthielt. Weil mir das so klar geworden war und mein Passing als Frau funktionierte, trat ich Anfang der 80er Jahre den Weg ins Tagelben an, also zurück ins sogenannte bürgerliche Leben. Das ging jetzt auch deshalb problemlos vonstatten, weil inzwischen das Transsexuellengesetz in Kraft getreten war und sich damit nicht zuletzt die arbeitsrechtliche Situation für uns Transfrauen entkrampfte. Nach einer vom Arbeitsamt finanzierten Umschulung begann ich Anfang 1984 einen Bürojob in einem großen Industriebetrieb, bei dem ich schließlich fast 36 Jahre bleiben sollte.

Trans* Migrantinnen

Die 70er erinnere ich als meine wilden Jahre. Ich war jung und lebte in einer Stadt, in der das Laissez-faire zum Lebensstil gehörte, und fand mich wieder in einer erfahrungshungrigen Zeit, die vor Aids so leichtsinnig

und unkompliziert lustvoll sein konnte. Unter diesen Umständen wurde für mich das Trans*-Sein zur permanenten Selbstfeier. Und ich teilte diese Wahrnehmung und Empfindung mit meinen Freundinnen. Vielleicht stellt man sich die damalige Zeit heute eher grau und trist vor, so rechtlos wie wir waren mit einem Leben ohne Therapiepläne und Personenstandsänderung. Aber so war es ganz und gar nicht. Mein Lebensalltag und der meiner Freundinnen kannte kaum Diskriminierungen, so unglaublich das klingen mag. Sicherlich war das nicht überall so – die Provinz hatte in dieser Hinsicht noch nie einen guten Ruf. Und vielleicht wächst die Unzufriedenheit erst mit den wachsenden Ansprüchen. Genau in diesem Sinn waren wir unabhängig und von einer oft sehr robusten Lebenseinstellung. Die Dünnhäutigkeit, die ich heute allenthalben beobachte, kannten wir nicht. Andererseits war nun mal West-Berlin ein sehr spezielles Pflaster mit besonderen »klimatischen« und im wahrsten Sinne sozialverträglichen Verhältnissen. Transfrauen schien die eingemauerte Halbstadt magisch anzuziehen. Wie sonst wäre zu erklären, dass viele von ihnen ihre Lebensorte Paris, London, New York und New Orleans aufgaben, um sich ausgerechnet an der Spree niederzulassen. Tatsächlich gab es in den 70er Jahren einen erstaunlichen Zuzug zu verzeichnen.

Beginnen wir mit *Romy Haag*, die in meinem Leben eine so wichtige Rolle spielte. Geboren wurde sie in Holland und startete schon sehr früh ihre Karriere als Transfrau und Künstlerin. Von ihrem Geburtsort Scheveningen zog es sie zunächst nach Paris, und sie war 26, als sie von New York nach Berlin zog, um festzustellen:

»Hier war nichts los, kein einziger Nachtclub, wo Transsexuelle ordentlich arbeiten konnten, nur Striptease und Animierläden. Also eröffnete ich selbst einen, mit 7000 Mark Startkapital. Wir lackierten alles schwarz hängten einen roten Samtvorhang vor einer Art Bühne in der Ecke auf, fertig. Im Eingang war jemand als Papst verkleidet und mit einem Telefonbuch als Bibel und einer Klobürste, mit der er die Zuschauer segnete. Und ich stieg mit einer Spiegelkorsage aus einer Mülltonne und sang den *Alabama Song* [...].«

Das war Ende 1974. Dem Unternehmen war Erfolg beschieden, denn der Laden passte in die Stadt und in die Zeit, und außerdem war die Chefin selbst eine Attraktion mit ihrer makellosen Schönheit. Sie gab die Diva und den Vamp, ausgestattet mit einem perfekten Körper und einem nicht minder perfekten Styling. Ihr Gesicht wurde zu einer Art Markenzeichen,

wirkte irgendwie maskenhaft und strahlte Unnahbarkeit aus. Die Leute wollen die Illusion, meinte Romy einmal in einem Interview, nur so erfahre sie Beachtung. Ihre Auftritte waren die Highlights in der Show. Ganz besonders erregte das Publikum jene berühmte Zugabe *This is my life* – ein Song von Shirley Bassey, den man als Bekenntnishymne sowohl auf ihre Bühnenexistenz als auch auf ihr Leben als Transfrau verstehen konnte. Sie erntete dafür jedes Mal frenetischen Beifall. Ihr Leben lieferte immer wieder all die Hochglanzbilder und glamourösen Sensationen, die die Boulevardpresse schon immer gern lancierte – mal an der Seite von David Bowie, mal an der von Udo Lindenberg und wenn beide nicht zur Hand waren, dann tat es auch ein Empfang beim Bundespräsidenten. In etlichen Filmen wirkte sie mit – meistens als exotische Zutat, denn von allen Nachschattengewächsen Berlins sei sie die »schönste Zierpflanze«, urteilte Waldemar Overkämping im Stadtmagazin *Zitty*. Ende der 70er begann sie schließlich eine Karriere als Sängerin.

In einem längeren Interview für das Magazin *tip* antwortete sie 1980 auf die Frage, ob sie denn eine geschlechtsangleichende Operation plane: »Nie im Leben. Dazu bin ich zu egoistisch. Für wen denn? Ich denke nicht daran. Die Ärzte, die sowas machen, sollte man ermorden. Der Song, den ich schreiben möchte: ›Kill the doctor of Casablanca! Make him a sex change!‹« Auch wenn sie jenen berühmt-berühmten Dr. Burou am liebsten gekillt hätte, so fand auch sie am Ende den Weg in den Operationsaal. Vielleicht nicht uninteressant zu wissen: Von den etwa 15 Transfrauen, die zum Kreis meiner Freundinnen und/oder Kolleginnen gehörten, hatte bis Anfang der 80er lediglich eine Person eine geschlechtsangleichende Operation. Die meisten anderen entschieden sich erst zum Ende des Jahrzehnts dafür. In den 70ern war das bei uns einfach kein Thema. Im Gegenteil. Romys Aussage illustriert treffend unsere Einstellung, die wir damals nahezu ausnahmslos vertraten. Ich erinnere mich nur zu gut an abfällige Äußerungen über operierte Transfrauen. Hinzu kommt: Alle Transfrauen, die ich kannte, hatten eine schwule Vergangenheit und waren in ihrem Begehren heterosexuell. Ein lesbisches Begehren kam uns in unserer damaligen Wahrnehmung sehr exotisch vor. Nicht wenige lebten in festen Beziehungen mit Männern. Wie mag sich der fundamentale Einstellungswandel erklären? Woher kommt der heute so weit verbreitete Operationsoptimismus? Und wie wurde aus einer strikten Ablehnung plötzlich eine Verlockung? War es der banale Umstand, jetzt eine Operation auf Rezept erhalten zu können? Denn operiert wurde in Deutschland schon in den 70er

Jahren, nur musste man dafür tief in die Tasche greifen; die Krankenkassen kamen erst nach dem TSG ins Spiel. Auch hätte keine der mir bekannten Transfrauen damals etwas mit dem Begriff Geschlechtsdysphorie anfangen können, denn wir lebten alle ziemlich ungebremst unsere Sexualität und nicht trotz, sondern gerade wegen unserer nichtbinären Körper.

Als Romy 1974 ihr »Disco-Theater« plante, holte sie zur künstlerischen Unterstützung *Serge de Paris* an die Spree. Beide waren eng befreundet und standen gemeinsam auf der Bühne des Pariser *Alcazar*, eine jener berühmten, von Jean Marie Rivière gegründeten Showbühnen, zu denen noch das *L'Ange Bleu* und das *Paradis Latin* gehörten. Ihre opulenten Programme schafften es mühelos ins Abendprogramm des deutschen Fernsehens. Serge kam vom Ballett und verstand sich auf Choreografie. Auch besaß Serge eine starke Bühnenpräsenz. Die Zusammenarbeit der beiden währte allerdings nicht allzu lange und Serge ging künstlerisch nun eigene Wege. Da wurde manches versucht – aber am Ende blieb es bei Travestieshows, die eine Zeitlang im *Roxy-Palast* in der Schöneberger Hauptstraße liefen oder 1977 dann im Theatersaal des *Wintergartens*, der sich damals in der Fasanenstraße befand. Das waren die üblichen Playback-Revuen, bei denen Stars wie Diana Ross, Josephine Baker oder Edith Piaf imitiert wurden – alles »mit Verve und Charme«, wie es im Stadtmagazin *tip* wohlwollend hieß. Für einige Jahre blieb es beim Tingeltangel, beim Glamour und auch beim Striptease, bis schließlich Anfang der 80er der Sprung zum großen Theater gelang. Der Regisseur Peter Zadek versorgte sie eine Zeitlang mit Rollen – beispielsweise in seiner Inszenierung von »Ghetto«, einem Stück von Joshua Sobol über das Wilnaer Ghetto während der Nazizeit. Inzwischen war aus Serge längst *Zazie de Paris* geworden. Doch so ganz glücklich wurde sie am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg nicht, wie sie der Wochenzeitung *Die Zeit* verriet. Denn sie fühlte sich als »königlich bezahlte Statistin« und als »Alibi für die Toleranz dieses Theaters – guckt mal, wie schick, wir haben einen Transsexuellen im Ensemble«.

Zazies frühe Jahre in Berlin waren sicherlich sehr bewegte Jahre wie bei den meisten von uns. 1977 erklärte das Magazin *Zitty*, Serge sei »Berlins schönster Hermaphrodit«. Auch dies ein Beispiel, wie lax man damals mit Begriffen umging und uns war es gleichgültig. Wichtiger war, als Attraktion des Berliner Nachtlebens gefeiert zu werden. »Den schmalen Grat zwischen Strich und Show, ohne den ein Transvestitenleben kaum denkbar ist, hat Serge, der Tänzer, hin zur besseren Seite überschreiten können«, ergänzte Ernst Elitz betont kennerhaft seine Auszeichnung. Im Übrigen

waren uns Begrifflichkeiten, wie schon gesagt, ziemlich gleichgültig. Wir hätten uns dafür nichts kaufen können, also ließen wir die Ahnungslosen munter drauflos plappern und taten es ja selbst. 1978 las man in dem Boulevardblatt *BZ* von einer eigenartigen Hochzeit: »Mein Mann hat einen wunderschönen Busen«, stand da in großen Lettern. Eine Hochzeit solle im Schloss Charlottenburg mit 200 Gästen gefeiert werden. Jacky Lee, eine asiatische Transfrau, und Serge wollten sich das Jawort geben, was freilich nichts anderes als ein PR-Gag war und woraus eine Story entstand, wie man sie sich heute kaum vorstellen könnte. Da wurde Jacky mit den Worten zitiert: »Serge ist zärtlicher als jeder andere Mann«, und Serge konterte: »Jacky ist so herrlich männlich«. Wir hatten alle unseren Spaß in dieser »magischen Stadt«, wie Zazie rückblickend Berlin charakterisierte, die wie eine Insel anmutete, »auf der alle explodieren möchten«. »Es gibt alle Möglichkeiten für Minderheiten, sich zu entwickeln, sich zu verwirklichen.« »Es ist eine Stadt, in der Minderheiten zu Wort, zur Tat kommen« – so ihr Urteil in der *tageszeitung* im Mai 1982.

Wer hier auch recht »explosiv« zur Tat kam, das war die Punk- und Glam-Rockerin *Jayne County*, die einst zum erlauchten Kreis um Warhols New Yorker »Factory« gehörte. In ihrem Repertoire befand sich jener bekenntnishafte Song *Are you man enough to be a woman*, der auch den Titel für ihre spätere Autobiografie lieferte und keine schlechte Eintrittskarte in die Trans*-Community bedeutete. Sie kam Ende der 70er nach West-Berlin und blieb hier mit Unterbrechungen für ein paar Jahre. Sie hat musikalische und filmische Spuren hinterlassen. Der Zufall wollte es, dass zur gleichen Zeit der amerikanische Dramatiker Anthony Ingrassia, beheimatet in der New Yorker Off-Szene, auf Einladung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes an die Spree kam. Er war schwul und fand recht schnell Anschluss bei uns. Wichtiger als seine gelegentlichen Ausflüge auf die Bühne des *Chez Romy Haag* waren seine künstlerischen Ideen, zu denen ihn immer wieder auch Transfrauen inspirierten. So gab es im Mai 1979 unter Beteiligung der zwei Jahre zuvor gegründeten Berliner Punk-Band PVC das Musical *Sheila* im *Künstlerhaus Bethanien*. Mit von der Partie waren Jayne und Romy. Das Musical fand Beachtung und wurde im Jahr darauf im Rahmenprogramm des jährlichen Theatertreffens noch einmal gezeigt. Es geht darin um drei Frauen, die sich eine Wohnung in Brooklyn teilen und ihren gemeinsamen Alltag mehr schlecht als recht bewältigen oder, anders gesagt, sie gehen sich gemeinschaftlich auf die Nerven und bleiben trotzdem aneinander kleben. Romy spielte die diebische Nach-

barin und Jayne trat als das Alter Ego einer Frau auf, die gerade aus der Psychiatrie entlassen worden war und ständig Selbstgespräche führte. Um den Brooklyn-Sound original wiederzugeben, waren die Hauptrollen mit New-Wave-Rockstars aus der New Yorker Clubszene besetzt (Joy Ryder, Rosie Rocca und Donna Destri).

Aus der Zusammenarbeit von Jayne und Tony entstand 1980 auch die *Rock 'n' Roll Peep Show*, die im *Metropol-Café* am Nollendorfplatz lief. Dieses »Something more than a concert« war eine Mischung aus Musik und Performance. Jayne spielte verschiedene Frauentypen und tat dabei das, was wohl im Trainingsprogramm jeder Transfrau zu finden ist und was wir heute Gender Expression nennen. Was ist an unseren Rollen wirklich Individualität und was sind doch nur Stereotype?

Jayne war auf der Bühne, umgeben von Rockmusik, ein wahres Energiebündel, das gern provozierte und schockierte. »Trotzig ist ein gutes Wort, um Jayne zu beschreiben«, äußerte Anthony Ingrassia. Er sprach in einem Porträt für das Magazin *tip* auch von der Flucht in den Rock 'n' Roll als »eine Flucht aus der Beschränktheit des Lebens«. In ihren Songs bevorzugt sie eine brutale Sprache, wo es beispielsweise heißt: »Wenn du mich nicht ficken willst, dann fick dich ins Knie.« »Die übergreifende Idee war, den Sex auf die Bühne zu bringen. Ich wollte den Sex verarschen, bis an den Punkt, wo es überkippte; ich wollte das Publikum im Sex einweichen. Jeder Song dreht sich irgendwie um den Sex.« Das schloss Kritik am Sexismus nicht aus: »Thinking with your cock, is fucking with your mind.«

In einem ausführlichen Interview im *tip* von 1981 nennt sie Berlin ihr »Testgelände«:

»In Berlin habe ich wirklich damit angefangen, als Frau auszugehen. Nicht als Mann, der sich wie eine Frau anzieht, sondern als Frau auszugehen, und mich als Frau zu fühlen; und die Männer haben angefangen, mir hinterherzusehen und mich als Frau attraktiv zu finden. Berlin war die erste Stadt. London kannste vergessen.«

Und weiter:

»Noch ein Grund, warum Berlin gut für mich ist. Hier kenne ich eine Menge anderer »Mädels«, mit denen ich rumziehen kann. Ich muss mich hier nicht so alleine fühlen. Berlin ist auch sicher. In New York musst du Angst haben, dass du erstochen wirst, wenn du bloß um die Ecke biegst,

oder dass du von einer Bande verfolgt und vergewaltigt wirst, weil du dein schönstes Partykleid anhast. In Berlin kannst du dein schönstes Partykleid tragen und die ganze Nacht auf der Straße bleiben.«

Einer von Rosa von Praunheims Filmen ist auf eine besondere Weise zu einem Zeitdokument geworden, nämlich der 1983 unter dem Titel *Stadt der verlorenen Seelen. Berlin Blues* veröffentlichte Film. Neben Jayne traten darin auch zwei weitere Transfrauen auf: *Angie Stardust* und *Tara O'Hara*. Angie stammte aus Norfolk in Virginia und lebte, bevor sie nach Berlin kam, zuletzt in New York. Sie besaß Showtalent und eine gute Stimme dazu. Eine Zeitlang trat sie im *Chez nous* auf, bevor sie dann eine Karriere im Hamburger Nachtleben begann und schließlich ein eigenes Lokal unterhielt. Bekannt ist ein unter ihrem Namen 1975 veröffentlichter Leserbrief im *Spiegel*, der auf die Berichterstattung über den Berliner *Tuntenball* (einem jährlichen Fest für Dragqueens, Crossdresser und auch beliebt bei Transfrauen) reagierte:

»Wenn man, so wie ich, im Show-Business tätig ist und eine transsexuelle Veranlagung hat, muss man noch lange nicht der Subkultur angehören. Ich muss sagen, dass ich mich durch ihren Artikel mehr diskriminiert fühle als durch die Gesellschaft. Mir gibt das Show-Business die Möglichkeit, mich als Sängerin künstlerisch zu betätigen. Es ist ein Beruf wie jeder andere. Ich gehe nicht im Fummel, um mich Nacht für Nacht sexuellen Phantasien hinzugeben, sondern weil ich mich vollkommen als Frau fühle, weibliche Kleidung also meinem Wesen und inzwischen auch meinen weiblichen Formen entspricht. Ich bin kein sexuelles Wundertier, sondern Frau und Sängerin.«

Tara kam aus New Orleans und begann, wie ich, ihre Transition im *Chez Romy Haag*. Sie arbeitete auf der Bühne und wir wurden Kolleginnen und Freundinnen. Wir blieben es auch später, als wir beide in einer Animierbar am Stuttgarter Platz arbeiteten. Praunheims Film erzählt von einer ziemlich ungewöhnlichen Pension, einer Pensionswirtin und deren recht eigenwilligen Gästen. Sie alle repräsentieren ein queeres Berlin, bevor das Wort queer dafür in Gebrauch kam. Denn entstanden war ein Film über Minderheitenidentitäten, über Schwarze, Juden, Schwule, Transvestiten und Transsexuelle und das Besondere daran: Jede/Jeder spielte sich selbst. Die Handlung ist verwirrend und schrill, wie man das bei einem Praunheim-Film erwarten darf.

Angie verkörpert und singt die Pensionswirtin. Zu ihren Mietern gehört Gary, ein schwarzer Tänzer, der mit nackten jungen Weißen schwarze Messen zelebriert, sodann Loretta, die fast den ganzen Film lang heult, bis ihr endlich ein Theaterintendant eine Rolle anbietet. Sie teilt sich das Zimmer mit Tara, die mit ihrem Lover auf dem roten Plüschbett erst einmal die Genitalfrage klären muss. »Ich bin doch nicht schwul«, empört sich der Lover, um dann doch Lust zu verspüren. Außerdem gibt es die Trapezkünstler Tron und Judith, die sich beide in junge Berliner verlieben, um festzustellen, wie gleichgültig die Schubladen homo- oder bisexuell seien, wenn man überhaupt nur sexuell ist. Jayne macht derweil Karriere in Ost-Berlin, angelt sich dort einen Kommunisten und wird als »Verdiente Künstlerin des Volkes« im DDR-Fernsehen ausgezeichnet. Es wird viel gesungen: Jayne tritt mit den Songs *Burger-Queen-Blues* und *Russian Soldier* sowie dem Titelsong *City of Lost Souls* auf; Angie ist mit *Sand*, *Once* und *Exil* zu hören, während die kubanische Dragqueen Joaquin La Habana die Songs *My Own Free Way* und *I love Berlin* beisteuert. Bei aller Überdretheit wird hier niemand der Lächerlichkeit preisgegeben, nie dem Gelächter ausgeliefert. Renée Zucker schrieb in der *tageszeitung*, Praunheims Film sei komisch, »ohne zu denunzieren. Wer lacht, lacht mit und nicht über die Protagonisten.« Alle spielen sich selbst mit einem Leben, wie es ihnen gefällt. Das ist laut und irgendwie anarchisch – aber so ist das wohl, wenn das Lustprinzip zum Realitätsprinzip erhoben wird. Die Provokation gehört zum Programm und appelliert an den wachen Sinn für das Bewusstseins-erweiternde darin.

Tara trat noch in einem anderen Film auf, nämlich in *Drama in Blond* des Regisseurs Lothar Lambert. Dem Film ist ein Klo-Spruch als Motto vorangestellt, das den Zeitgeist der 70er epigrammatisch verdichtet: »Bremst euch nicht, sonst quietschen die Seelen«. In die Spielhandlung integriert sind Ausschnitte aus einer Bühnenshow in *Dreamboys Lachbühne*, in denen neben anderen Akteur*innen auch Tara zu sehen ist. Der Film erzählt von einem altjüngferlichen Bankangestellten, der die Weiblichkeit in seinem männlichen Körper entdeckt und schließlich sein Coming-out erlebt. Die Titelrolle wird von Lothar Lambert selbst gespielt. Der Journalist Tilman Krause verwies darauf, Lamberts Thema sei schon immer gewesen, Menschen davon träumen zu lassen, glücklich sie selbst zu sein.

Eine weitere Spur hat Tara in einem Hörspiel hinterlassen. Es ist das gemeinschaftlich vom *Sender Freies Berlin* und dem *Hessischen Rundfunk* produzierte Kriminalhörspiel *Detective Andy und der Transvestitenmord*,

für das Anthony Ingrassia den Text schrieb. Neben Tara wirken noch weitere Transfrauen aus dem *Chez Romy Haag* mit – wie beispielsweise die Spanierin Marquesa. Auf der Besetzungsliste befinden sich so prominente Namen wie Peter Roggisch, Manfred Krug und Otto Sander. Eine kurze Anmerkung zu Tara scheint mir hier angebracht. Die letzte Post von ihr bekam ich 1982, als sie sich gerade auf einer Tournee durch Westdeutschland befand. Das waren drei Postkarten. Danach verlor sich unser Kontakt. Im Internet stößt man immer wieder auf den Hinweis, sie sei 1983 ermordet worden, man habe sie zusammengeschlagen auf einer Toilette gefunden. Tatsache ist jedoch, dass sie noch Ende der 80er Jahre gelebt hat. Das ist glaubhaft bezeugt, auch wenn ich nicht weiß, wie es in ihrem Leben weiterging und was aus ihr geworden ist.

Künstlerisch tat sich also einiges mit Blick auf trans*. Der *Spiegel* sprach gar von einem regelrechten »Transvestiten-Look« im Film der 70er Jahre, der »eine beliebte Film-Optik« geworden sei. So 1977 in Robert van Ackerens *Belcanto oder Darf eine Nutte schluchzen?* und 1979 in Peter Fleischmanns *Die Hamburger Krankheit*, in denen jeweils Romy Haag als die Verruchte auftritt, was allerdings auch einen stereotypisierenden Blick der Regisseure verrät. Auch Rainer Werner Fassbinder widmete sich 1978 mit *In einem Jahr mit 13 Monden* dem Thema. Volker Spengler spielt eine Transsexuelle in einem nur schwer erträglichen Melodram, das mit Selbstmord aus Einsamkeit endet. Im Vergleich zu Fassbinder war Praunheim entschieden näher an der Realität (zumindest der von mir in Berlin erlebten). Dass bei Praunheim Menschen auftreten, die buchstäblich ihr Leben, ihre Identität verkörpern, verleiht dem Film Authentizität. Und schließlich ging es um eine positive Botschaft, um Solidarität und die Idee einer aus Vielfalt geborenen Gemeinschaft, während Fassbinder die Unmöglichkeit eines transsexuellen Lebens behauptet, es als Leidensgeschichte erzählt, indem er das Anderssein unter einem bleiernen Pessimismus begräbt. Praunheims Film hingegen lebt ganz vom Geist der 70er, wenn Angie beispielsweise erklärt, wir seien Pionierinnen im Überschreiten von Gendergrenzen und im Öffnen von neuen Lebensräumen. Unsere Trans*-Community war damals recht überschaubar und doch eine beeindruckende Ansammlung von kreativen Persönlichkeiten.

Auf keinen Fall unerwähnt darf hier ein weiterer Low-Budget-Film aus dem Jahre 1977 bleiben: *Outrageous*, der bei uns unter dem Titel *Ausgeflipt* in die Kinos kam und von dem kanadischen Regisseur Richard Benner stammt. In einer der beiden Hauptrollen war *Craig Russell* zu er-

leben. Craig gastierte zwar nur kurz in Berlin, aber hier kassierte er einen Erfolg, wie er nur wenigen zuteilwird. Denn Craig errang bei den Berliner Filmfestspielen 1978 den Silbernen Bären als bester Schauspieler für seine Rolle in *Outrageous*. In ihm spielt er sich im Grunde selbst als ein Mann, der sich als Frau verkleidet und das zu seinem Beruf macht. Erzählt wird die Geschichte zweier »Ausgeflippter« – einer schizophrenen jungen Frau und ihres Schulfreundes, der den Friseurberuf an den Nagel hängt, um auf der Bühne in Frauenrollen zu schlüpfen. Im wirklichen Leben, so bekannte Craig, habe er mit seinem ersten Auftritt in einem Schwulencub gewusst: Genau das ist es – wobei sich Profession und Leidenschaft vermischten. Denn Craig konnte die Stars, die er auf der Bühne spielte, mit seiner eigenen Stimme imitieren. Ein fürwahr seltenes Talent, das auch den Kritiker der *Zeit*, Manfred Sack, verblüffte:

»Er turnt mit seiner hochtrainierten Stimme schwerelos über viereinhalb Oktaven und trifft mit seinen Imitationen die piepsige Mae West so gut wie die sonore Jazz-Altistin Sarah Vaughan und ihr flimmerndes Vibrato oder den grollenden Louis Armstrong im Duett mit Ella Fitzgerald.«

Privat trage er keine Frauenkleider, erklärte Craig in einem Interview: »Ich will niemanden davon überzeugen, dass ich eine Frau bin: Es ist zu anstrengend, so großartig auszusehen.« Den Film nannte er die »Love-Story für die siebziger Jahre«, wobei »Freundschaft keine Kur für Schizophrenie ist, aber sie hilft«. Er enthielt auch die unüberhörbare Botschaft des »I am what I am«.

Mediale Präsenz – Trans* kommt in Mode

Irgendwann wollten alle Zeitungen und Zeitschriften ihre herzerweichende Story, wie aus Peter Petra, aus Gerd Gerda wurde. Geschlechtswechsler kamen in Mode und man schien aus dem Staunen nicht herauszukommen. Das Wunder kam gut an, das stets aufs Neue bezeugte, welche biografischen Eskapaden das Leben schrieb und keineswegs irgendwo in der Ferne, nein, gleich nebenan bei Müllers oder Lehmanns. Transmenschen blieben zwar vorzugsweise Fallgeschichten aus der Sexualpathologie, aber sie wurden zu Nachbar*innen. Das war jetzt neu. Der Ton jener Erzählungen, wie aus einem Mann eine Frau wird, fiel von Fall zu Fall recht verschieden

aus, mal betont sachlich oder mitleidsvoll, mal maliziös und hämisch oder nur kopfschüttelnd, ratlos, mal skandalisiert, aber gleichzeitig sensationslüstern. Je überzeugender das Resultat der rätselhaften Verwandlung, desto ungläubiger das Staunen. Am Ende – und da mochte noch so viel wohlwollendes Verständnis in den Texten mitschwingen – blieb das Thema trans*, wenn nicht ein Fall für die Freakshow, so doch einer aus dem Kuriositätenkabinett. Für ganz »echt« hielt uns wohl niemand, obschon festzustellen nicht versäumt wurde, wie echt wir aussehen können. Die Verblüffung darüber ist in den Artikeln und Reportagen jedenfalls nicht zu überhören.

Die 70er starteten ins neue Jahrzehnt sogleich mit der schönsten Transfrau aller Zeiten – Raquel Welch. Nun gut, sie war und ist keine, aber sie hat zumindest die schönste Transfrau gespielt, obgleich in einer ziemlichen Klammotte von Film. Der Roman allerdings, der den Plot für die Filmkomödie lieferte, ist von anderer Art, nämlich ein überraschend intellektuelles Vergnügen. Die Rede ist von Gore Vidals *Myra Breckinridge* von 1968. Darin wird aus Myren eine Myra – die *neue Frau* schlechthin. Es steht als Myras Selbstbekenntnis im Roman zu Recht in Großbuchstaben, denn es entstammt ihrer Überzeugung, »der Frau ihre Vorrangstellung zurückzuerobern«. Ihr Auftritt strahlt nichts anderes als Intelligenz und feministische Kampfeslust aus. Sie behauptet ihr eigenes Selbst, »trotz der intensiv symbiotischen Beziehung, deren mein Mann und ich uns während seines kurzen Lebens erfreuten«. Sie gibt sich als Myrens Ehefrau aus, den sie kurzerhand für tot erklärt (de facto den männlichen Teil ihrer Biografie). Mysteriös bleibt, wie sie die Heiratsurkunde auftreiben konnte – dieses Dokument der Verheiratung mit sich selbst. Klar indes, aus Myren wurde Myra, was der Autor Gore Vidal wie eine menschliche Vervollkommnung preist. Bei aller Situationskomik und all den ironischen Kapriolen der Handlung liefert Vidals Roman eine ernst zu nehmende Botschaft, die da lautet, wir würden im Zeitalter der Myra Breckinridge leben. Was nichts anderes als dies bedeute:

»Ich habe keine klare Vorstellung, was meine endgültige Identität sein wird, wenn alle meine Traumvorstellungen in Fleisch umgesetzt sein werden. Ich weiß nur, dass ich frei sein werde von allen Zwangsvorstellungen, und zumindest darin werde ich anders sein als jeder andere Mensch.«

Das klingt nach einer Aufkündigung des binären Vertrags. Oder anders gesagt: Das Zeitalter von Myra Breckinridge hat sich die Befreiung von Genderzwängen und die Selbstbestimmtheit auf die Fahne geschrieben.

Übrigens griff auch die Science-Fiction-Literatur der frühen 70er die Genderfrage auf, also lange bevor die Gender Studies ihren Auftritt bekamen. Da gab es Weltraumexpeditionen zu Planetenbewohner*innen, die eine geschlechtliche Uneindeutigkeit bevorzugen und – von einer kurzen »Transitionsphase« abgesehen – auch sexuell unbestimmt bleiben. Man könnte solche utopischen Geschichten auch als Beispiel für Genderfluidität *avant la lettre* bezeichnen. Der binär strukturierte Erdenbewohner traf im Weltall auf unüberwindliche Schwierigkeiten, da er einfach keine Sprache besitzt, mit der er die »ambisexuellen« Wesen jenes fernen Planeten hätte ansprechen können. Solche Kommunikationsprobleme kommen uns freilich heute recht irdisch und aktuell vor. Jedenfalls bleibt eine von dualistischer Genderisierung freie Sprache ein dringliches Zukunftsprojekt. Das immerhin hatten Schriftsteller*innen in ihren eigenwilligen Fantasien schon vor 50 Jahren geahnt.

Vielleicht auch eine Erwähnung wert: 1973 erschien im *Playboy* die Erzählung *Heute Nacht wächst dir was* von Stefan Heym. Ein junger Mann legt sich abends ins Bett und wacht morgens als junge Frau auf. Was tut man in einem solchen Fall? Nun, man geht zum Hausarzt, der über diese »spontane Mutation« nur staunen kann. Ein Spezialist wird zu Rate gezogen, aber auch der ist ratlos über diese so einzigartige wie ungeheuerliche Verwandlung. Eine kleine Notiz über den Fall in einer medizinischen Fachzeitschrift löst einen Medienrummel aus. Die Frage drängt sich auf, was ist er oder sie nun tatsächlich – eine Frau? Bevor es darauf eine Antwort gibt, taucht schließlich ein zweiter Fall auf und dann noch einer und noch einer und am Ende wird die Erde von einer Feminisierungswelle überrollt. Und schon gibt es eine Lagerbildung und einen veritablen Machtkampf: hier die Originalfrauen (die OFs), dort die Mutationsfrauen (die MFs). Die Originalfrauen kämpfen gegen die »sexuellen Bastarde« – ein Bürgerinnenkrieg bricht aus. Es kommt schlimmer: Das Ende der Menschheit droht, nämlich aus Mangel an Männern, da sie alle nach und nach mutieren. Die literarische Politsatire schließt mit der Geburt eines mutationsresistenten Knaben. Hurra, die Menschheit ist gerettet. In der Wirklichkeit genügten schon ein paar Transfrauen, um Kulturpessimisten in Weltuntergangsstimmung zu versetzen. Immerhin erkannten sie, dass es mit dem Trans*-Sein tatsächlich ans Eingemachte des binären Systems ging.

Werfen wir nun einen kurzen Blick in den journalistischen Alltag. In der Berichterstattung bildete Berlin einen Schwerpunkt. Natürlich gab es Transmenschen überall in der Republik, aber in großstädtischen Biotopen

doch mit einer gewissen Konzentration und mit mehr Sichtbarkeit. Die Stadt bot in dieser Hinsicht schon immer günstigere Lebensbedingungen und Raum für Vielfalt. Die Lebbarkeit von trans* hatte hier fraglos bessere Chancen. In den 60ern konnte das noch recht verständnislos kommentiert werden, wie uns ein Zeitungsbericht in der *Welt* vom August 1966 vermittelt. Es standen vier trans* Personen vor dem Moabiter Kriminalgericht, die, so der erstaunte Reporter Alfred Faber, in Frauenkleidung vor dem Gericht erschienen waren, wogegen das Gericht nicht protestierte. Faber spricht von einer um sich greifenden Zeiterscheinung, nämlich dem »Transvestitentum«.

»Der Mann in Frauenkleidern, früher ein vielbestaunter Einzelgänger, ist in letzter Zeit zum zahlreich vertretenen Bestandteil des Berliner Nachtlebens geworden. Nun erscheint er auch vor Gericht und wird hier – wenngleich mit Verwunderung – akzeptiert. Man verlangt nicht, dass er in männlicher Garderobe auftritt.«

Es sei gerade Berlin, das auf dem Gebiet des »Transvestitentums« eine außerordentliche Zunahme zu verzeichnen habe. »Keine andere Stadt der Bundesrepublik kann sich solcher Auswüchse »rühmen«.« Die Kriminalpolizei habe ein Farbfotoalbum angelegt, in dem mittlerweile Bilder von 96 Männern in Frauenkleidern versammelt seien. Oft würden sie als »Tänzerinnen« arbeiten und »in Nachtbars von dem uneingeweihten Publikum tatsächlich als Frauen angesehen werden«. Sie arbeiteten ebenso als Bardamen und Servierinnen, würden durch die Kriminalpolizei überwacht, »aber nur selten einer Straftat überführt«. Im Jahr darauf griff der *Spiegel* das Thema unter der Überschrift *Männer in Mini* noch einmal auf. Ein Kampf zwischen »Berlins Pflaster-Kurtisanen« und jenen Männern in Miniröcken um die männliche Kundschaft sei ausgebrochen. Von einer Prügelei war die Rede.

»Was den herkömmlichen Sex-Markt in Bewegung bringt, beunruhigt die Sittenreferenten schon lange: Berlin ist zum Mekka der Transvestiten Europas geworden. Die Polizei hat etwa hundert in einer Kartei verzeichnet – aber sie weiß nicht, wie viele wirklich in Berlin einherstöckeln.«

Solches »Staunen« gab es vor allem in der Boulevardpresse auch noch zehn Jahre später, wo man Schlagzeilen fand wie diese: »Ein Herr mit

Busen, der sich Hannelore nennt. Wie ein Transvestit im Strich-Geschäft eine Marktlücke schließt« (*Abendzeitung 8-Uhr-Blatt*, 20. Februar 1978). Vornehmlich voyeuristisch ging es in Zeitschriften wie dem *Wochenend* zu, wo 1976 ein »Großer Fotoroman in Farbe« startete: »Coco der Transvestit. Das tragische Schicksal eines jungen Mannes, der zwischen den Geschlechtern steht.« Oder in der in München erscheinenden *tz* vom 14. August 1976: »Männer, die in der falschen Haut stecken.« Und die *Bild-Zeitung* sprach wortschöpferisch von »Hormonal-Kastraten«.

Weil sich an der Rechtlosigkeit von Transmenschen auch in den 70ern nichts änderte, blieben wir ausgeschlossen von der freien Berufswahl und das Nachtleben bot, wie schon bemerkt, für die meisten die einzige Chance, ihren Lebensunterhalt zu sichern. Diese Chance immerhin gab es in einer Stadt wie Berlin. Auch war inzwischen unser Sex mit Männern nicht mehr strafbar und wurde nicht mehr als gleichgeschlechtliche Unzucht verfolgt. 1976 druckte die in Wiesbaden erscheinende *Medical Tribune* einen Leserbrief von Gerda Hoffmann. Sie war Ärztin und wurde als Transfrau zu einer Sympathieträgerin, die in den späten 70ern durch Auftritte im Fernsehen und durch eine umfangreiche Berichterstattung – etwa im *Spiegel* – viel Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie beklagte in dem Leserbrief die erschreckende Hilflosigkeit der deutschen Ärzteschaft in Sachen Transsexualität, die noch zu oft mit Homosexualität und Transvestismus verwechselt werde. Sie arbeitete zuletzt in einer Kurklinik in St. Wendel als Stationsärztin und musste diese Stellung aufgeben, weil der Staat ihr, trotz einer geschlechtsangleichenden Operation, eine Personenstandsänderung verweigerte:

»Die Wirklichkeit in der BRD ist für operierte Transsexuelle: a) nicht geänderte Ausweise, einschließlich Führerschein; nicht geänderte Zeugnisse; b) ständige Demütigungen durch Beamte und Behörden (wir tragen mit unseren Ausweisen quasi »Judensterne« mit uns herum); keine Vermittlung durch das Arbeitsamt – somit Arbeitslosigkeit und keine Arbeitslosenunterstützung; c) keine Vornamensänderung; keine Heiratserlaubnis (gleich welchen Geschlechts). Wir werden hier in der BRD als Menschen 3. Klasse behandelt. Da bleibt nur die Wahl zwischen Suizid, Bars oder Auswanderung.«

1978 sollte ein höchstrichterliches Urteil endlich Bewegung in unsere Angelegenheit bringen, zumindest für Transpersonen, die sich für eine Ge-

schlechtsangleichung entschieden hatten; die Operationen waren längst nicht mehr nur im Ausland möglich, auch Kliniken in Deutschland führten sie inzwischen durch. Ab 1978 wurde dann endlich der gerichtliche Weg für Personenstandsänderungen geebnet, möglich geworden durch ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts, das den bis dahin geltenden Rechtsgrundsatz der »Unwandelbarkeit des Geschlechts« annullierte, aber nur solange die Heteronorm am Ende bestätigt wurde. Das sollte dann auch die Krux beim späteren Transsexuellengesetz bleiben.

1976 gab es einen Fernsehauftritt von Gerda Hoffmann, und zwar in der von Hansjürgen Rosenbauer moderierten Talkshow *Je später der Abend*. Sie erfuhr viel Zustimmung und Verständnis, was dann allerdings am Tag danach durch ein Oben-ohne-Foto von ihr in der *Bild am Sonntag* konterkariert wurde, verbunden mit der Schlagzeile »So sahen Sie Gernot gestern Abend nicht im Fernsehen«. Und sofort war ein Psychologe zur Hand, der erklärte, Exhibitionismus sei Transsexuellen nun mal eigen: »Sie wollen sich selbst und ihrer Umwelt ihr neugewonnenes Geschlecht vor Augen führen.« So viel zur Tonlage und zum Niveau der journalistischen Berichterstattung damals.

Die gesellschaftliche Wirklichkeit von Transmenschen spielte in der Berichterstattung kaum eine Rolle. Die Lust auf Sensation überwog allemal, verbunden mit einem ungebremsten Voyeurismus für buchstäblich nackte Tatsachen. Da taten sich hauptsächlich Printmedien wie *Neue Revue* und *St. Pauli Nachrichten* hervor. Breiten Raum in der Berichterstattung nahm zudem der regelrechte Travestie-Boom ein mit oft unklaren Grenzziehungen zum Thema trans*. Da viele Transfrauen ihren Lebensunterhalt in und mit Travestieshows verdienten, wurden sie mal eben wie alle anderen Transvestiten genannt. In Berlin gab es neben den bereits erwähnten Lokalen *Chez nous* und *Chez Romy Haag* auch die in der Charlottenburger Witzlebenstraße beheimatete *Lützower Lampe* mit einer schon etwas längeren Tradition als Künstler*innentreff. Das war im Grunde nicht viel mehr als ein Lokal im Wohnzimmerformat, angefüllt mit Plüsch und Plunder und dazwischen Travestiedarbietungen. In den 70ern kam noch *Dreamboys Lachbühne* in der Augsburgers Straße hinzu, fast in nächster Nachbarschaft zum *Chez Romy Haag* gelegen, mit allabendlicher Travestieshow, gegründet von Harry Toste, einem unter dem Namen »Strapsharry« stadtbekanntem Original. Den Namen bekam er durch seinen sehr individuellen Dress. Sommer wie Winter trug er zu Hotpants lange Strümpfe, befestigt an Strapsen. Dann gab es noch Madame Kio mit ihrem Travestieprogramm

in der Bierbar *Fata Morgana* (Lehrter Straße), die zu *Kio and his Crazy Boys* wurde mit wechselnden Auftrittsorten in Berlin. Daneben gab es eine Vielzahl größerer und kleinerer Tourneetruppen, die alle auch in Berlin gastierten. Viel Beachtung fanden die *Folies Parisiennes*, über die sogar die Zeitschrift *Emma* im Februar 1978 unter der Überschrift »Primaballerina mit Haaren auf der Brust« berichtete. Sophie Aust stellte in ihrem Artikel zunächst klar, dass die Truppe ausschließlich aus Cis-Männern bestehe, die einen schwul, die anderen hetero, und es sei eben ein Job, im Fummel auf die Bühne zu gehen. »Aber es ist eben doch nicht ganz so«, schränkte sie ein, denn »ein Mann, der eine Frau spielt, wird von einer Gesellschaft, die Frauen insgesamt verachtet, ebenfalls verachtet. So ist auch die Hierarchie bei homosexuellen Männern: An der Spitze stehen die Supermänner, ganz unten die ›Tunten‹, die, die sich weiblich geben.« Als aufregend am Rollenwechsel empfinde sie »vor allem die Tatsache, dass sie eigentlich gar nicht gewechselt wird: Männliches paart sich mit Weiblichem, und das ist es, was es spannend macht [...]«. Der bildende Künstler Wolfgang Cihlarz, der als Vertreter der Berliner Künstlergruppe der »Neuen Wilden« internationalen Ruhm erlangte, hätte dieser Hierarchisierung wohl entschieden widersprochen. Bekannt wurde er unter dem Künstlernamen Salomé. In seiner frühen Zeit als Kunststudent war er einer der nicht zu übersehenden schrillen Nachtschwärmer gewesen. Seine Verkleidungen waren ausgesprochen bizarr. Transvestiten, so seine Ansicht damals, seien »die stärksten Schwulen ... von der Kraft her, einfach ihre Sache zu leben«. Er habe keine Angst vor unangenehmen Reaktionen, weil er sich zu wehren wisse. »Wenn mich einer anpöbelt, pöbel ich zurück, schon immer.« So klang das in der hedonistischen Ära der 70er und kurz vor Punk.

In einem mehrseitigen *Spiegel*-Artikel von 1975 klingt ebenfalls von diesem O-Ton einiges an, was ein beleidigter Sexualwissenschaftler allerdings gründlich missverstand, wie seinem Leserbrief auf den nicht namentlich gezeichneten Artikel zu entnehmen ist. Der Zitat-Titel lautete im *Spiegel*: »Noch irrer aussehen als eine Frau« und der Leserbriefschreiber hieß Volkmar Sigusch. Der Artikel über »Transvestiten – Subkultur im Rampenlicht« versucht, das Spektrum von trans* in den Blick zu bekommen und ist in seiner saloppen Verwendung der Begriffe ganz dem Zeitgeist der 70er verpflichtet, wo man begrifflich gern durcheinanderbrachte, was immer mit Kleider-, Rollen-, Identitäts- und Geschlechtswechsel zu tun hatte und wo eine Romy Haag auf die Frage, ob sie Mann oder Frau sei, am liebsten mit einem entschiedenen »Ja!« antwortete. Der Panoramablick

in die Community fördert in dem Artikel ein Spektrum von Lebensweisen und Selbstverständnissen zutage. Er kommt mir realistischer und auch verständnisvoller vor als das meiste, was man damals sonst zu lesen bekam. Und gerade die Wiedergabe von Selbstaussagen geben die Milieus ziemlich authentisch wieder, und als Zeitzeugin weiß ich, von was ich rede.

»Tatsächlich sind Transvestiten und mehr noch Transsexuelle in der Bundesrepublik wie kaum sonst in der westlichen Welt vom Stigma einer unterprivilegierten, diskriminierten, teilweise kriminalisierten Randgruppe gezeichnet: als Ware vermarktet, sozial geächtet, von der Sexualwissenschaft kaum begriffen und von den Behörden ignoriert.«

So der kritische Ton des Artikels. Wahrscheinlich echauffierte sich Sigusch deshalb so sehr, weil seine Disziplin darin berechtigterweise angegriffen wurde. Denn weder ist die Diktion in dem Artikel »böse« noch seine Tendenz »schädlich«, wie Sigusch behauptete. Offenbar besaß der Leserbriefschreiber weniger Kenntnis über den O-Ton und die Selbstbenennungen in der damaligen Community als der/die *Spiegel*-Autor*in. Ich fühlte mich vor allem von der Sexualwissenschaft nicht begriffen – und daran hat sich bis heute nichts geändert. Keine meiner Freundinnen hätte sich damals für deren Ansichten interessiert oder wäre mit diesen d'accord gewesen. Der Artikel spiegelte aber noch in einem anderen Punkt unsere Wirklichkeit wider, nämlich mit Blick auf das, was die Fachwelt erst zwei Jahrzehnte später als »Transpluralisierung« wahrnahm.

Das Thema trans* und Medien in den 70ern wäre ohne den Namen Amanda Lear unvollständig. Am Ende des Jahrzehnts ritt sie erfolgreich auf der Disco-Welle. Ihr Hit *Queen of China-Town* landete 1977 auf Platz zwei der Charts und im Jahr darauf war es *Follow me* mit Platz drei. Ihre schillernde Karriere, in der es auch eine Liaison mit Salvador Dalí gab, war von Anfang an begleitet von der Frage nach ihrer geschlechtlichen Vergangenheit. Da halfen auch keine Nacktaufnahmen am Pool, die der Öffentlichkeit wie Beweismittel vorgelegt wurden. Ihre Beteuerung, »ich war nie ein Mann«, half ihr nichts. Sie gab eher zu verstehen, dass es am Ende nicht darauf ankommt, wie perfekt weiblich und makellos die Körperoberfläche beschaffen ist. Die chirurgische Kunst kann zwar das Geburtsgeschlecht ausradieren, aber die binär-heteronormativ geimpfte Mehrheitsgesellschaft akzeptiert das nicht als »echt«. Mit Berlin verband sie übrigens ein Engagement in den 60er Jahren im *Chez nous*, wo sie unter dem Künstlernamen

Peki d'Oslo auftrat. Bis heute wird Amanda Lear nicht müde, ihre männliche Vergangenheit zu leugnen, so wenig die anderen nicht müde werden, danach zu fragen, aber jede Leugnung zementiert die Gewissheit, dass es sie gab. An der Frage der Echtheit kommen wir noch immer nicht vorbei und sie zeigt mir, wie unauslöschlich die asymmetrische Wahrnehmung von trans* im Bewusstsein der Cis-Welt eingeebrannt ist. Aber nicht wir, sondern die Binarität ist das Problem, weil sie einen Teil der menschlichen Wirklichkeit beharrlich ausklammert. »Nature loves variety, unfortunately society hates it«, kommentierte der Biologe Milton Diamond das Dilemma.

Good Vibrations

Die Welle kam aus den 60ern und schwappte wie so manch anderer kultureller Wandel aus den USA über den großen Teich herüber auf das alte Europa, das sich nun ebenfalls der »sexuellen Revolution« verschrieb und Sex zum wichtigsten Thema der Zeit erhob. Dass jetzt mit einem Mal auffällig offen und viel über Sex geredet wurde, führte zu wesentlichen »klimatischen« Veränderungen in der Gesellschaft, die in Deutschland satt aus dem zurückliegenden Jahrzehnt des Wirtschaftswunders kam, gerade damit beschäftigt, die »Fresswelle« zu verdauen, um schließlich nach der Festtafel im Bett zu landen. Sex wurde zum Medienereignis, Sexualität und Medialität wurden zu siamesischen Zwillingen. Parallel dazu trat die Therapeutisierung der sexuellen Körper hinzu mit Geschichten von frigid Frauen und impotenten Männern, was wiederum die Ratgeber und Sexualaufklärer auf den Plan rief wie etwa einen Oswalt Kolle. Eine Flut von Geschichten über entfesselten Sex ließ den Alltag mit einem Mal lustvollfröhlich erscheinen. Erinnert sei an den Film *Schulmädchen-Report*, der im Laufe des Jahrzehnts zwölf Fortsetzungen erlebte. Sex wurde im gleichen Maße zu einer wichtigen Freizeitgestaltung der Leistungsgesellschaft, bei der es hauptsächlich darum ging, sexuell zu funktionieren. Mit der großen Neugierde passten plötzlich wir Transfrauen und das ganze Spektrum nonkonformer Lebensweisen irgendwie ins Bild, jedenfalls tauchten wir überall auf.

1970 erschien ein knallgelbes Aufklärungsbuch, wie es bis dahin noch keines gab. Geschrieben hatte es Günter Amendt, und es trug den Titel *Sexfront*. Aber ganz so revolutionär, wie es zunächst schien, war das Buch

bei aller sexualpolitischen Ambitioniertheit dann doch nicht. Denn ob-
 schon es für sexuelle Vielfalt plädierte, ging es darin ziemlich heteronorma-
 tiv zu. Zu erkennen war daran: Sexuelle Vielfalt ist nicht gleichbedeutend
 mit geschlechtlicher Vielfalt. Der Spruch »Es gibt so viele Geschlechter
 wie Geschlechtsakte« klang zwar ziemlich flott, hatte aber die Rechnung
 ohne die gender binary comedy gemacht. Der Satz stammt von dem ame-
 rikanischen Schriftsteller und Filmkritiker Parker Tyler, der, wie viele In-
 tellektuelle damals, zur Diskursivierung der Sexualität beitrug. Neu war in
 Amendts *Sexfront* allenfalls, wie lustvoll es bei Fragen der Reproduktion
 bzw. deren Verhütung zuing. Da öffnete Lou Reeds Song *Walk on the
 Wild Side* von 1972 eine ganz andere Tür, nämlich zu den Gender-Trouble-
 makers. Ihre Sexualität unterstreicht, wie sehr es dabei um die Herstellung
 von Körpern und Subjekten außerhalb von Reproduktionszwängen geht.
 Aber es sieht nicht so aus, als ob der »produktive« Körper dadurch an
 Bedeutung verlor. Im Gegenteil. Andererseits gewannen sexuelle wie ge-
 schlechtliche Pluralisierung und Individualisierung an gesellschaftlichem
 Raum. Das immerhin war ein Verdienst der 70er, und West-Berlin war alle-
 mal ein »Testgelände« dafür (wie es Jayne County so treffend ausdrückte).

Bleiben wir einen Moment bei den unter der Fahne der sexuellen Revo-
 lution geführten intellektuellen Diskussionen der späten 60er und frühen
 70er, die sich, befördert durch die Protestbewegung, ausgesprochen avant-
 gardistisch wähten und gebärdeten. Aus heutiger Sicht wirkt manches
 davon unfreiwillig komisch, abgesehen von einer auffälligen Ahnungslosig-
 keit – zumindest im Hinblick auf alles, was mit trans* zu tun hatte. Das
 verrät oft schon die Sprache, wenn beispielsweise ein Bazon Brock, der sich
 sonst mit Fragen der Ästhetik und Kunsttheorie befasste, von den »Wechs-
 lern des Geschlechtsbekenntnisses« als den »Sozialtransvestiten« spricht,
 als wäre das Trans*-Sein eine Art konfessioneller Angelegenheit. Ohne
 Frage, man betrat Neuland und noch fehlte die Orientierung, die freilich
 einige bis heute nicht gefunden haben und deshalb Geschlecht, Identität,
 Rolle und Begehren immer wieder durcheinanderbringen oder in simpler
 Kausalität miteinander verknüpfen.

Das frühe Verlagsprogramm des in Darmstadt ansässigen März Verlags
 liest sich wie ein Spiegel der 68er-Bewegung. Von Amendts *Sexfront* war
 gerade die Rede. Ein anderes Buch machte nicht weniger staunen, nämlich
 der von Rolf Dieter Brinkmann herausgegebene Band ACID mit Texten
 unter anderen von Parker Tyler, Leslie A. Fiedler und Marshall McLuhan,
 in denen es um nichts Geringeres als um die Zukunft der Sexualität ging

und ebenso um die Frage, wie viele Geschlechter es gebe, denn offenkundig war das binäre Modell zu eng geworden. Die rebellischen 60er Jahre kamen hier zu Wort und vermittelten uns Leser*innen in der Bundesrepublik, wie sehr man in den USA der Zukunft auf den Fersen war und wie entfernt wir uns noch von ihr befanden. Schon dass dort ein Film wie *The Queen* von 1968 möglich war, der einen Schönheitswettbewerb von Dragqueens zum Thema hat, zeigte das nur zu deutlich. Obschon auch bei uns Dragqueens zu Hause waren, die hier sexualwissenschaftlich korrekt Transvestiten hießen. Tyler nahm den Film als Ausgangspunkt für seine Überlegungen, wobei er hinter dem Spaß eine ernste Bedeutung entdeckte: »Denn indem die jungen Männer ihre inhärenten femininen Züge formal überbetonen, erwiesen sie sich als ein Geschlecht besonderer Art – ein Geschlecht, das sich der Bestimmung nach den großen und banalen Kategorien Heterosexualität – Homosexualität – Bisexualität entzieht.« Typischerweise verwechselt auch Tyler Geschlecht und Begehren und lässt die so naheliegende Identitätsfrage außen vor. Weshalb er dann auch zu der Schlussfolgerung kommen konnte, es gebe so viele Geschlechter wie Geschlechtsakte. Am Ende triumphiert bei ihm der Hedonismus als Lieblingskind seiner Zeit: »Alle Sexualität ist normal, was bedeutet, dass sie trotz institutioneller Fesseln existiert und gedeiht.« Leslie Fiedler schloss sich dem mit Beobachtungen über die »Zukunftskinder« an, um festzustellen, diese würden »mehr weiblich als männlich« sein. Zu dieser »Feminisierung« passt dann McLuhans These, es gebe in der jungen Generation eine Tendenz zur geschlechtlichen Uneindeutigkeit. Am Ende hatten sie sich mit ihren Visionen verkalkuliert, da sie die Macht des binär-heteronormativen Hegemonen unterschätzten.

Die Frage bleibt, welchen Einfluss all diese Diskurse auf unsere kleine Trans*-Community hatten. Mit unserem Alltag jedenfalls hatten sie herzlich wenig zu tun. Unsere Lebensentwürfe brauchten keine Begründung und Anleitung, unsere Trans*-Individualitäten enthielten allemal ausreichend utopisches Potenzial. Im Gesellschaftsmaßstab betrachtet sah das schon anders aus und von hier wirkte dann doch einiges mittelbar auf unsere Lebensbedingungen, auch wenn die Diskurse kaum messbare Wellen eines Bewusstseins- und Wahrnehmungswandels hinterließen. Aber der Mentalitätswandel in der Gesellschaft war ja spürbar und keineswegs eine Einbildung. Allein die Tatsache, dass wir in der Lage waren, sozialen Raum zu erobern und zu besetzen, sichtbar zu werden, spricht ebenso dafür wie die simple Tatsache eines regelrechten Travestie-Booms. Alles zu-

sammen brachte Bewegung in die bis dahin streng cis-normativ und binär geregelte Welt. Vielleicht bezeichnend, wie ausgerechnet zwei Filme zu Theoriebildungen führten und in dem zeitlichen Abstand ihres Entstehens zugleich den qualitativen Erkenntnisabstand markieren. Ich meine hier Parker Tylers und Judith Butlers Reflexionen, die in dem einen Fall von dem Film *The Queen* von 1968 und im anderen Fall von *Paris is Burning* von 1990 ausgingen. In beiden geht es um »Drag«. Butler argumentierte 20 Jahre nach *The Queen* radikaler, indem sie alle Geschlechtsidentität zu Drag erklärte – wir imitieren immer und Heterosexualität sei eine bloße Idealisierung, die ständig der Gefahr ausgeliefert sei, schiefzulaufen. Drag sei als widergespiegelte Imitationsstruktur subversiv. Das war jetzt intellektuell doch ein anderes Kaliber als Tylers euphorischer Hedonismus. Dennoch, auf die Revolution warten wir heute noch. Aber sie wäre weder nur ein spielerischer Umgang mit der Binarität noch eine bloße Entlarvung des Imitativen darin, sondern mindestens eine Kulturrevolution.

Das Projekt »sexuelle Revolution« mutierte recht schnell zu einer kommerziellen und konsumorientierten Sexwelle. Die Pornografie erlebte ihre Industrialisierung. Jeder Zeitungskiosk schien von der Tabulosigkeit zu künden, um doch nur dem binär-heteronormativen Hegemonen zu huldigen. Die Enthemmung hatte an den patriarchalen Strukturen kaum etwas geändert und nackte Haut war keine Garantie für Freiheit. Dennoch gab es auch positive Effekte – ich meine hier die beginnenden Emanzipationsbewegungen; Schwule und Lesben begannen damit und Transmenschen folgten mit einiger Verspätung, und schließlich erhielt der Feminismus einen spürbaren Auftrieb, um von hier aus zu den Gender Studies aufzubrechen. Aus meiner persönlichen Perspektive betrachtet war es ein Glücksfall, als Transfrau in den hedonistischen 70ern zu landen. Denn für mich – und wahrscheinlich für die meisten meiner Freundinnen – war Sex etwas Essenzielles im Leben, etwas geradezu Identitätsstiftendes, weil Sex immer tiefer ging als nur bis zum Orgasmus. Für die anderen, die offen waren für eine erweiterte Sexkultur, ermöglichten wir die elementare Erfahrung, dass es mehr als zwei Geschlechter gibt, wie immer wir das theoretisch begründen mögen. Übrigens waren meine Lieblingssongs damals *You make me feel like a natural woman* von Aretha Franklin und *Try just a little bit harder* von Janis Joplin aus den späten 60ern. Deren Sound passte zu den Good Vibrations jenes »entfesselten« Jahrzehnts, in dem wir West-Berliner Transfrauen uns so prächtig entfalten konnten.

Literatur

- Amendt, G. (1978). *Sexfront*. Frankfurt/M.: März Verlag.
- Balzer, J. (2019). *Das entfesselte Jahrzehnt. Sound und Geist der 70er*. Berlin: Rowohlt.
- Brock, B. (1972). Eine Zukunft des Geschlechts im unaufhörlichen Abschied von Ödipus. In A. Albus, F. Böckelmann & B. Brock (Hrsg.), *Maskulin – Feminin* (S. 65–89). München: Rogner & Bernhard.
- Butler, J. (1997). *Körper von Gewicht*. Berlin: Suhrkamp.
- County, J. & Smith, R. (1995). *Man Enough to be a Woman*. New York: Serpent's Tail.
- Eckert, N. (2021). *Wie alle, nur anders. Ein transsexuelles Leben in Berlin*. München: C. H. Beck.
- Haag, R. (1999). *Eine Frau und mehr*. Berlin: Quadriga.
- Heym, S. (1973). Heute nacht wächst dir was: *Playboy*, 1973/2 (dt. Ausgabe), 135–143.
- Hillebrand, S. & Johannson, I. (1978). *Charlotte, Salome, Veronika: Transvestiten*. München: Rogner & Bernhard.
- Kay, B. (1976). *Die anderen Frauen*. Frankfurt/M.: Fricke.
- Schwules Museum (2012). *Madame Kio: Illusion der Geschlechter (Ausstellungskatalog)*. Berlin: Eigenverlag.
- tip (1978a). Transvestiten: Hinterm Fummel, *tip*, 7(11), 7–11.
- tip (1978b). An Outrageous Love Story. Craig Russell im Gespräch mit Stephen Locke, *tip*, 7(19), 16–18.
- tip (1980). Die Leute wollen die Illusion. Romy Haag im Gespräch mit Stephen Locke, *tip*, 9(7), 178–185.
- tip (1981). Den Sex lass ich sie fressen. Jayne County im Gespräch mit Tony Ingrassia, *tip*, 10(16), 34–43.
- Tyler, P. (1969). Männer, Frauen und die übrigen Geschlechter oder: Wie es euch gefällt, so könnt ihr es haben, In R. D. Brinkmann & R. Rygulla (Hrsg.), *ACID. Neue amerikanische Szene* (S. 250–265). Darmstadt: März Verlag.
- Vidal, G. (1969). *Myra Breckinridge*. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Wilms, A. & Düggelin, W. (1978). *Transvestiten*. Luzern u. Frankfurt/M.: Bucher.
- Wondratschek, W. (1987). *Menschen, Orte, Fäuste. Reportage und Stories*. Zürich: Diogenes.
- Zitty (1981). Mann ist das eine Frau. Romy Haag im Gespräch mit Waldemar Overkämpling, *Zitty*, 5(26), 28–33.

Die Mädels der Mauerstadt¹

Jayne County

*Jayne County, geboren 1947, gehört zu den großen Travestie-Künstler*innen, Punkmusiker*innen und Trans-Aktivist*innen. Sie lebt in den USA, lebte aber zeitweise in Westberlin und war auch hier prägend. Sie trat in verschiedenen Clubs der Stadt auf, wirkte im Film Stadt der verlorenen Seelen (1983) von Rosa von Praunheim mit, ebenso wie sie zu Andy Warhols Unternehmung Factory beigetragen hat. Man Enough To Be A Woman ist ihre 1995 erschienene Autobiografie und gibt einige Einblicke in ihre westberliner Zeit.*

Ich rettete mich im Spätsommer 1979 nach New York. Während ich weg war, hatte es sich der Manager der Electric Chairs in den Kopf gesetzt, Ärger zwischen mir und der Band zu stiften. Er sagte, ich würde nicht mehr mit ihnen arbeiten wollen. Das stimmte nicht; ich brauchte zwar eine Pause, wollte aber auch wieder ganz zurückkehren. Aber wir steigerten uns so rein, dass wir uns verkrachten und getrennte Wege gingen. Ich wünschte, ich hätte so viel Grips besessen, mich einfach mit ihnen hinzusetzen und ein paar Sachen zu klären. Aber ich war damals zu durchgeknallt dazu. Die Band nahm weiter auf und trat weiter unter dem Namen auf, aber es hielt auch nicht lange. Den Medien sagten sie, sie hätten mich gefeuert, weil ich psychotisch war. Das tat damals verdammt weh, aber wenn ich heute so zurückschaue, denke ich, dass vielleicht doch ein Fünkchen Wahrheit drinsteckte.

Letztendlich verbrachte ich den Rest von 1979 in den Staaten, und als ich da war, dachte ich, dass die Zeit reif wäre, meinen Namen von Wayne in Jayne zu ändern. Ich stellte eine Band zusammen, gab ein paar Shows bei Max's und bekam dann das Angebot, drei Nächte im CBGB zu spielen. Ich hatte Poster mit meinem Namen drucken lassen, nur war das W von Wayne durchgestrichen und durch ein J ersetzt. Es war bescheuert, mich weiter bei einem Männernamen zu nennen, weil ich wieder angefan-

1 Das »Berlin-Kapitel« (Kapitel 8) aus Jayne Countys Autobiografie *Man Enough To Be Woman: The Autobiography of Jayne County* (1995 erschienen bei Serpent's Tail), übersetzt von Dr. Anton Hieke. Die Übersetzung und Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Jayne County und Rupert Smith © Jayne County/Rupert Smith 2021.

gen hatte Hormone zu nehmen und mir die Nase hatte machen lassen. Es passte einfach nicht zusammen. Ich spielte eine Weile mit der Idee, mich Sharon zu nennen. Das war einer von Leees Spitznamen für mich, und ich benutzte ihn, wenn wir *World* spielten und versuchten, dem Publikum weiszumachen, ich hätte eine Zwillingsschwester. Aber Miss Sugar, die Queen, die in Romy Haags Klub in Berlin arbeitete, schlug Jayne vor. Ich fühlte mich viel wohler damit. Organisationen, die Transsexuelle beraten, empfehlen einen Namen zu wählen, der nicht weit weg vom eigenen männlichen ist, so wie Joseph/Josephine oder Michael/Michelle. Es scheint ein weniger krasser Wechsel der Identität zu sein. Außerdem mochte ich es, dass ich den Namen Jayne genauso schreiben würde wie Jayne Mansfield es getan hatte.

Einige meiner Freund*innen mochten den Namen sofort. Andere fanden es schwieriger. Jaime de Carlo weigerte sich zum Beispiel mich anders als »Wayne« zu nennen. Und um ehrlich zu sein, selbst Lee hatte am Anfang Probleme damit. Als ich die Hormone nahm, lebte Lee bei mir und sah, wie diese ganz neue Person zum Vorschein kam, und es machte ihm zu schaffen. Sowohl Lee als auch Jaime brachte es durcheinander, dass sie Wayne verloren hatten, den Jungen aus Georgia mit der großen Nase, den sie damals in den 60ern auf den Straßen des New Yorker Village getroffen hatten.

Mit dem Rückenwind der paar Shows in New York wurde ich für ein paar Auftritte außerhalb der Stadt gebucht. Also verbrachte ich die letzten beiden Monate von 1980 wieder auf der Straße und tourte mit Elliott und der Band durch die Staaten. Wir spielten konventionelle Rock-'n'-Roll-Shows. Die Plattenfirma hatte mich bequatscht, meine Erscheinung ein bisschen herunterzuschrauben; sie wollten, dass ich weniger wie eine Nutte aussah und mehr wie eine Hausfrau, was ziemlich seltsam war, weil sie mich gleichzeitig als erste transsexuelle Rock-'n'-Roll-Künstlerin promoten wollten. Ich fing an zu glauben, dass ich mich mehr wie eine Frau auf der Bühne verhalten sollte, wenn ich eine werden würde. Für mich hieß das, weniger aggressiv und dreckig zu sein. Ich fing an, wie eine Sekretärin auf die Bühne zu gehen, auch wenn sie ziemlich schlampig war. Ich suchte nach einem neuen Bild für mich, weil ich langsam genug von den lächerlich hochtoupierten Haaren und Negligés hatte. Ich wollte echt sein. Es war eine Phase, die ich eine Weile mitgemacht hatte; nicht noch mal ... Als Safari und ich uns trennten, steckten sie ihre ganze Zeit in Toyah Wilcox, sodass sie dann endlich die freakige Punkerin hatten, die sie suchten. Ich schätze, es gab da

keinen Grund mehr, mich zur Frau zu machen, wenn sie eine echte haben konnten.

Irgendwann Anfang 1980 rief mich Tony Ingrassia² an, der immer noch in Berlin lebte und arbeitete. Er fragte mich, ob ich in einem Stück mitmachen würde, das *Sheila* hieß. Tony hatte eine Förderung vom Berliner Senat bekommen, der das Stück als Teil seines großen Theaterfestivals wollte. Tony hatte schon Romy Haag überredet, mitzumachen. Seitdem ich Berlin das erste Mal 1978 besucht hatte, wollte ich nichts lieber als zurückzukehren. Also sprang ich ins Flugzeug, sobald ich die Tour durch die Staaten hinter mich gebracht hatte. Wir fuhren sofort zu den Proben für *Sheila*, und ich fing an, mit Romy und den Mädels in ihrem Club abzuhängen. Freddie Mercury schaute öfter bei Romy vorbei, genau wie Elton John und David Bowie. Der Club lag in einem ziemlich abgerissenen Bezirk voller Prostituiertes, aber manchmal kamen eben auch Leute wie der Bürgermeister von Berlin. Da, in Berlin, herrscht eine ganz andere Stimmung; Heteros hängen mit Prostituierten und Dragqueens ab. Das juckt da keinen. Manchmal kamen Gruppen von sechs, sieben jungen Kerlen vorbei, um sich kaputtzulachen. Eigentlich waren sie da, um die Mädels zu sehen. Später kamen sie allein oder zu zweit wieder, um mit dir ein bisschen zu quatschen. Viele der Jungs, die dorthin kamen, hatten zu Hause Freundinnen und Ehefrauen, schlichen sich aber raus, um die Nacht mit einer Transe zu verbringen.

Romy und die Mädels führten immer eine Show auf, die meist damit endete, dass Romy in ihrer ganzen Rita-Hayworth Pracht auf die Bühne kam und *Put the Blame on Mame* spielte. Sie sah wirklich toll aus: lila Make-up, schräggeschminkte Augen, lange rote Rita-Hayworth-Perücken und Etuikleider, richtig große Titten und das ganze Programm. Es war das erste Mal, dass ich mich richtig tief in der Transsexuellenszene wiederfand und mich mit anderen Mädels umgab, die mit im selben Boot saßen. Ich entschied mich gegen Rock 'n' Roll für eine Weile, und für das Leben in einer Welt, in die ich endlich reinpasste. Meine »unmögliche« Identität hatte mir vorher so viel Aufmerksamkeit eingebracht. Hier war sie normal.

Sheila lief ungefähr einen Monat lang. Es war toll, nach den Jahren auf Achse endlich wieder in einem Stück zu spielen, und jeder Abend war ausverkauft; man konnte sich einfach nicht die Gelegenheit entgehen lassen,

2 Tony (Anthony) Ingrassia, Dramaturg und Regisseur. Informationen: https://de.wikipedia.org/wiki/Anthony_Ingrassia (04.05.2021).

Romy Haag und Jayne County auf derselben Bühne zu sehen. Für die Musikstücke hatten wir eine deutsche Punkband mit dem Namen PVC. Sie waren so etwas wie die teutonischen Ramones. *Sheila* handelte von einem neurotischen Mädchen (Joy Rider spielte sie), das in Brooklyn lebte und von Sara Lee Pound Cake besessen war – so ein trockener Fertiggrübrkuchen. Sie hatte eine verrückte Mutter, die in einer Klinik lebte, und ich spielte die andere Persönlichkeit der Mutter, die auf der Bühne in einem Kondomkostüm und mit großer Perücke *Boys* von den Shirelles singen sollte. Romy Haag spielte eine kleptomatische Stripperin, die in der Wohnung über Sheila lebte. Das ganze Stück war eine Aneinanderreihung von mehr oder weniger albernen Szenen, in denen die verschiedenen Figuren sich anschrien und dann in ein Lied ausbrachen, und als großes Finale sangen wir alle *Dedicated to the One I Love*.

Romy und ich verkrachten uns bei den Proben für *Sheila*. Sie musste nach mir auf die Bühne für das Finale, und natürlich sang ich meine übliche Rock-'n'-Roll-Version des Songs, steigerte mich rein und wurde ziemlich bluesig. Naja, Miss Haag konnte eigentlich nur nicht bei der Melodie für das Finale mit einsteigen. Was folgte, war ein großer Krach. Sie schrie mich an: »Geh zurück nach Amerika!«, und ich schrie: »Lieber gehe ich zurück nach Amerika als nach Holland, wo man Holzschuhe tragen muss! Steck doch deinen Finger in einen Deich, du kleiner Hollandbengel!« Vielleicht sollte ich dazu sagen, dass ich auf Englisch schrie und die Wörter für Deich und ein damals unschöner Begriff für Lesbe gleich klingen. Sie mochte es nicht. Von da an standen wir auf Kriegsfuß, und wir mussten das ganze durchziehen, während Romy und ich uns hinter der Bühne anfauchten. Wir haben uns ein paar Jahre später wieder vertragen, aber während meiner restlichen Zeit in Berlin waren wir Todfeindinnen.

Nach *Sheila* zog ich mit einer Queen namens PJ zusammen, die als Showgirl für Romy Haag arbeitete. Es sollte alles ein großes Geheimnis bleiben; die Wohnung lag genau über dem Club und wir wussten, dass Romy durchdrehen würde, wenn sie wüsste, dass in ihrer eigenen Wohnung Jayne County lebte, die einzige Person, die ihr jemals gesagt hatte, sie solle sich verpissen. Es war so ein riesiges, altmodisches Berliner Haus: riesige Räume, eiserne Treppe mit gigantischen Stufen, schwere Türen bis zur Decke. Romy hatte PJ dort allein einquartiert; es war lächerlich, man hätte sechs Personen in der Wohnung leben lassen können.

PJ war hin- und hergerissen wegen ihrer Geschlechtsidentität und ihrer Sexualität, und ich verstand sie dabei sehr gut. Sie war eine Queen aus San

Francisco, die bei Angels of Light gearbeitet hatte, der Transentheatergruppe an der Westküste. Sie waren nach Berlin gekommen, um dort aufzutreten, und PJ hatte sich in die Stadt verliebt. Also blieb sie, begann, für Romy zu arbeiten und die Hormonsache durchzuziehen. Lange tat sie es aber nicht und entschied sich, dass eine transsexuelle Identität nichts für sie sei. Nachdem Romy sie von der Show feuerte, lebte sie wieder als Junge, und der türkische Junge, mit dem sie ausging, sagte ihr, dass er sie nicht mehr wollte. PJ sagte ihm immer: »Aber das ist das echte Ich! Vorher hatte ich mich nur verkleidet!«, und der türkische Junge antwortete: »Warum kannst du nicht so schön sein wie Jayne? Du solltest mehr wie Jayne sein.« Es war wirklich schrecklich, dass er das sagte. Aber ich hatte ihr gesagt: »PJ, er will eine Transe. Als Transe hat er dich kennengelernt und jetzt bist du einfach ein Typ. Setz die Perücke auf! Wenn du ihn wirklich magst, mach es!« Sie antwortete mir: »Ja, ich liebe ihn wirklich, ich will ihn wirklich«, also sagte ich ihr: »Dann spiel mit. Du wirst nicht mit ihm für alle Ewigkeit verheiratet sein, also hab deinen Spaß! Zieh deinen Fummel an, Süße. Er will dich nicht ficken, wenn du kein Kleid trägst. Du willst, dass er dich fickt? Zieh! Das! Kleid! An!« Sie tat es und bekam, was sie wollte.

Viele Queens probieren es mit den Hormonen und entscheiden dann, dass es nichts für sie ist. Miss Sugar, die auch mit den Angels of Light gekommen war, traf viele Transsexuelle in Berlin und zog es durch; andere, wie PJ, versuchten es eine Weile und gaben es wieder auf. Aber wenn du Teil der Szene bist, wenn du unter Mädels bist, die Brüste haben und wirklich so aussehen, ist es ziemlich einfach, mitzumachen. Die deutschen Mädels taten in ihrem deutschen Englisch immer so: »Oh, dah-leeng, my hormooones are very gut, see mein Titten, all ze men love ze Titten. You musst a woman sein to get ze men in Berlin, dah-leeng!« Und dann siehst du Romy Haag, die ihren eigenen Club hat und alle Männer liegen ihr zu Füßen und sie ist im Fernsehen und sie hat diese tollen Titten ... Diese kleinen amerikanischen Queens kommen in die Stadt und sehen, dass alle Typen verrückt nach Transen sind. Dann können sie eben nicht anders und schreien »Her mit den Hormonen! *Her mit den Hormonen!*«

Während meiner Zeit in Berlin war ich fast so weit, mir zu überlegen, eine völlige Geschlechtsanpassung machen zu lassen; es wäre wirklich nicht schwierig gewesen es anzugehen, und alle Welt erwartete auch, dass ich es

tun würde. Ich weiß nicht, warum ich mich dagegen entschieden hatte. Ich mag es nicht, einen Weg zu gehen, auf dem ich nicht zurückkann. Und, Scheiße, wäre das eine Einbahnstraße gewesen! Wer weiß, vielleicht überlege ich es mir ja auch noch mal. Ich muss für mich wissen, dass ich eine Sache mache, weil ich es will, nicht weil ich es muss. Wenn ich die ganze Geschlechtsanpassung durchziehen würde und mir eine Vagina basteln ließe, hätte ich nicht mehr die Wahl, und ich habe mich so an mich gewöhnt, wie ich bin, dass ich einfach Angst habe, ich würde ausflippen. Der einzige Grund dafür die komplette Anpassung zu machen ist, dass man in eine andere Stadt ziehen kann und einen Mann heiraten und völlig als Frau leben kann, ohne dass irgendjemand die Wahrheit kennt. Aber ich glaube nicht, dass ich das könnte. Seien wir mal ehrlich: Wenn die anderen wissen, dass man eine Geschlechtsanpassung hinter sich hat, gilt man auch niemals als Frau. Man ist immer »diese Geschlechtsanpassung« oder »der Mann der die Operation hinter sich hat«. Warum soll man sich da einen Kopf machen?

Ich bin so zwischen den Geschlechtern glücklich; ich fühle mich wohl und ich mag eigentlich sogar die Idee. Diese ganze Sache, weder weiblich noch männlich zu sein, eine Mischung aus beidem zu sein – ein Hermaphrodit, ein Eunuch –, das alles gefällt mir. Für manche mag das zu undefiniert sein, dass man weder das eine noch das andere sein kann. Darum treibt es viele Transen zur Geschlechtsanpassung und sie können nicht ruhen, bis sie sie endlich hatten. Für mich war das nie was, und der einzige Grund, warum ich überhaupt nachgedacht hatte, war, dass viele Mädels damals diesen Weg gingen. Mir schien es die normale Folge zu sein. Ich fühle mich wirklich nicht wohl mit dem Gedanken, ein Mann zu sein, und ich sehe mich auch nicht als Mann, aber ich versuche auch nicht, irgendjemanden davon zu überzeugen, dass ich eigentlich eine Frau sei.

Langsam fing ich an zu verstehen, wie viele Schattierungen es gibt, eine Transe zu sein. Ein Transvestit zum Beispiel ist glücklich als Mann, der sich hin und wieder für eine private oder öffentliche Show umzieht, dann zieht er es wieder aus. Transsexuelle fühlen sich so weit unwohl mit der männlichen Rolle, dass sie nicht als Männer angesehen werden wollen; sie fühlen sich mit dem Selbstbild als Mann so unwohl, dass sie es irgendwie verweiblichen müssen. Manche Transsexuelle werden sehr, sehr sauer, wenn man sie als männlich »liest«, und es kränkt sie, wenn man sie als »er« bezeichnet, aber ich kenne auch andere, die sich nicht darum scheren, ob man sie liest. Ich mag die Vorstellung einer transsexuellen Identität eher, als sich für

»Mann« oder »Frau« entscheiden zu müssen. Klar kann man es bis zur Operation weitertreiben, oder man verändert einfach das Geschlecht als solches in etwas anderes. Es ist nicht so einfach, dass man als Mann geboren wurde und glaubt, eine Frau zu sein.

Nachdem ich eine Weile in Berlin war, ging mir das Geld aus, und es wurde ziemlich hart. Ich begann, ein paar kleine Auftritte zu machen, zuerst im Varieté und Café *Metropol*, ziemlich nobel, aber natürlich kann man nicht auf Dauer die besten Orte bespielen. Also zog ich in die kleinen Bars, was nicht so gut war, aber ich musste ja von etwas leben. Berlin tat mir trotzdem in vielerlei Hinsicht gut. Die meiste Zeit graste ich die Clubszene ab und riss deutsche Jungs auf. Die Leute sind in Deutschland allgemein und vor allem in Berlin und Hamburg so den Transen aufgeschlossen, dass ich so ziemlich jeden Abend einen anderen Jungen hätte abschleppen können wenn ich gewollt hätte, und um ehrlich zu sein, habe ich wie eine Irre Freund nach Freund verschlissen. Aber es war auch immer geschützter Sex; ich habe, zum Glück für mich, niemals etwas von den krasseren Spielarten gehalten. Also eigentlich verbrachte ich die Tage in Berlin damit, den ganzen Tag durchzuschlafen, abends auszugehen und Kerle abzuschleppen. Hin und wieder trat ich auf.

Eines Abends hatte ich einen Drink in einem Club namens *Jungle (Dschungel)*, als ein deutscher Junge rüberkam und mich fragte, ob ich wirklich Jayne County sei. Ich sagte: »Klar, das bin ich, Darling.« Er fragte wieder: »Die echte Jayne County? Die früher Wayne County war?«, und ich sagte ja, und wir fingen an zu erzählen. Sein Name war Jürgen, er war 19 und Fotograf. Wir fingen an, uns sehr oft zu sehen und er wurde mein Hauptfreund in Berlin und so, war ja klar, auch der Hauptgrund für alle meine Probleme. Jürgen sah mich vor allem als Fotograf; er wollte immer, dass ich für ihn posiere. Er liebte mich hauptsächlich mit der Kamera, und es beeindruckte ihn sehr, dass er was mit einem Superstar hatte. Ich zog bei ihm ein und alles lief drei, vier Monate ganz gut, aber er wollte weiterhin Mädchen treffen, womit ich nicht zurechtkam. Wir hätten uns da einfach trennen sollen, aber wir kamen immer mal wieder zusammen und trennten uns, solange ich in Berlin war. Wir hatten eine Menge fürchterlicher Streite. Er wollte, dass wir beide eine offene Beziehung führen – zusammenleben, aber beide andere treffen. Heute würde ich es machen, aber damals war ich noch viel zu besitzergreifend.

Als ich auszog machte ich Bilder von seinem Briefkasten, der Tür, dem Flur, dem Blick aus dem Fenster ... Ich schätze, ich war ziemlich beses-

sen. Aber statt neu anzufangen, zog ich in die Wohnung nebenan. Haha! Sehr clever. Tat mir echt gut. Jürgen fing etwas mit einem Mädchen an, die aussah wie eine jüngere Version von mir, und ich sah sie die ganze Zeit seine Wohnung betreten und verlassen. Ich fing an, schlimme Sachen zu machen, für die ich mich heute wirklich schäme. Mit einem Eimer zog ich los und sammelte Hundescheiße ein, und ich schmierte sie auf die Türgriffe seines Volkswagens, sodass er Scheiße an seinen Fingern kleben hatte. Ich warf sie auch durch den Briefkastenschlitz ... Einmal saß ich am Fenster, in der Hand den Eimer, der voller verdünnter Scheiße war. Jürgens Freundin kam auf ihrem Weg zur Arbeit raus und ich kippte ihr den ganzen Eimer aus dem Fenster auf den Kopf. Da wurde mir klar, dass ich verrückt wurde. Jürgen kam hoch und hämmerte an meine Tür, entschlossen mich umzubringen. Ich kann ihm keinen Vorwurf deswegen machen.

Ich war so total im Arsch und eifersüchtig wegen Jürgen, dass es mir auch bei ein paar anderen Freundschaften dazwischenfunke. Meine beste Freundin in Berlin war ein Mädchen namens Zazie³. Ich traf sie in einem Club, wo sie unter dem Namen Serge de Paris arbeitete: Sie war eine ziemlich berühmte französisch-jüdische Transsexuelle aus Paris. Sie sah toll aus: sehr markante Gesichtszüge, eine große Nase, rotes Haar, richtig große Titten von den Hormonen. Ich liebte Zazie wirklich, ich fand sie klasse. Ich traf sie zum ersten Mal, als Jürgen und ich unsere Probleme hatten, also hängte er sich mit an, als ich anfing, mit Zazie jeden Abend auszugehen. Eines Abends merkte ich, dass sich Jürgen und Zazie sehr gut verstanden; sie schwatzten auf Deutsch und lachten viel. Ein anderes Mal besuchte ich Zazie im Theater, wo sie auftrat, und da saß Jürgen in der Garderobe während sich Zazie fertig machte. Dann erzählte mir jemand, dass sie Jürgen und Zazie in einem parkenden Auto in der Nähe des Bahnhofs Zoo in Berlin gesehen hätten. Ich fing an, mich zu fragen, ob das schon wieder wie bei Sandy und Miss Hair war; meine beste Freundin fickt meinen Freund hinter meinem Rücken.

Schlussendlich frage ich Zazie, was da los war, und sie erzählte mir, dass nichts passiert war. Sie sagte, sie sei ein wenig an Jürgen interessiert gewesen, als sie hörte, dass er und ich uns getrennt hatten, aber dann habe sie es sein gelassen. Aber dann habe Jürgen sie angemacht. Er erzählte mir viel später, dass er eines Nachts wirklich mit Zazie nach Hause gegangen war

³ Zazie de Paris, Schauspielerin und Sängerin, Informationen: https://de.wikipedia.org/wiki/Zazie_de_Paris (04.05.2021).

und sie gevögelt hatte. Er sagte, es sei eine Katastrophe gewesen, dass er nicht steif bleiben konnte. Ich wünschte, er hätte es mir nicht erzählt. Er musste einfach damit herausplatzen. Zazie hat es immer abgestritten; sie sagte: »Wenn isch ihn seh', werde ish ihm in die Kopf'auen.«. Aber ich denke, sie hatte es getan und dann bereut. So oder so, es hatte eine tolle Freundschaft versaut.

Eines Tages jammerte ich Zazie etwas über unser fehlendes Geld vor, und wir beide entschieden, mit Miss Alice zu reden. Miss Alice war eine Transe, die früher bei Romy Haag gearbeitet hatte und ein Bordell eröffnen wollte. Sie quatschte eines Abends Zazie und mich an, um in ihrer tiefen, affektierten und deutschen Stimme zu verkünden: »Also, Darlings, wenn ihr ein bisschen Geld nebenbei machen wollt, ich gründe ein Haus der Prostitution für Transvestiten und Transsexuelle. Ich trete nicht mehr bei Romy auf. Ich bin nicht mehr im Showbusiness. Ich werde eine Huuuure sein.« Sie sagte, dass sie eines Nachts aufgedonnert aus Romys Club ging und den Ku'damm hoch und runter gegangen war, bis ein Auto anhielt. Sie sagte dem Fahrer: »Ich bin ein Transvestit – okay?«, und als der Kerl ja sagte, sei sie eingestiegen. Da hat sie gemerkt, dass sie eine Hure sein konnte. Sie hatte ein paarmal Ärger gehabt, aber sie war echt zäh und machte das Beste aus den Erfahrungen. Einmal wurde sie nachts von einem Zuhälter mitgenommen, der sie in den Tiergarten fuhr und dort vergewaltigte. Aber sie weigerte sich, sich davon unterkriegen zu lassen, und ging in der nächsten Nacht wieder arbeiten, und sie traf den Typen wieder, und er bot ihr an, sie in dem Beruf zu unterstützen. Sie erzählte mir: »An einem Tag vergewaltigt er mich, Darling, und dann hilft er mir, ein Bordell zu schmeißen. Ah! Das ist das Leben einer Hure!«

Zazie und ich gingen zu Miss Alice, und sie spannte uns gleich ein. Das Bordell war ganz oben in einem alten Berliner Wohnhaus, am Ende eines langen Treppenhauses, und wir sahen die Freier auf einem kleinen Bildschirm ankommen. Meistens lief es so, dass Miss Alice die Freier nahm, die jung und hübsch waren; waren sie eher zum Wegrennen (abgebrochene Zwerge, fett mit Glatze und über und über behaart), schickte sie sie zu uns. Wir empfingen sie in einem großen Raum mit einem Sofa und Lampen und Rüschen an den Vorhängen und einer kleinen Bar mit Drinks. Die Männer kamen, setzten sich hin und wir machten ihnen einen Drink und

erzählten mit ihnen, bis sie sich entschieden hatten, welches Mädel es denn sein sollte. Wir gingen dann den Flur entlang bis zu einem der Zimmer, wo ein kleines, hohes Bett mit Einweglaken aus Papier stand. Die konnte man nach jedem Freier einfach wegwerfen. Waren wir fertig, gaben wir den Freiern Feuchttücher, und sie konnten sich an einem kleinen Waschbecken selbst sauber machen.

Miss Alice bot auch SM. Sie zog dazu die volle Montur an, mit einem Gummi-BH, aus dem ihre Nippel herauschauten, hohe Stiefel, das ganze Klischee einer edlen Domina. Ich weiß noch, wie sie sich für einen wirklich widerlich hässlichen Freier zurechtmachte, der aber auch wirklich gutes Geld zahlte, und gerade, als sie aus der Tür gehen wollte, um ihn zu bedienen, drehte sie sich herum und sah uns mit dem abgekämpftesten Blick an, den ich je gesehen hatte. Aber Alice war klug. Sie sparte ihr Geld und kaufte einen Cadillac, und ihr Freund musste sie fahren. Er sollte auch ausgehen und andere Mädels vögeln. Sie sagte immer: »Ich will nicht, dass er hier immer an meinen Rockzipfeln hängt. Ich will ihn nur dann, wenn ich ihn will. Wenn ich mit ihm fertig bin, suche ich mir eben einen neuen. Mir gehört das Geld. Mir gehört das Haus. Mir gehört der Cadillac.« Manchmal wünschte ich, ich hätte diese Einstellung gehabt. Das erste Mal traf ich Miss Alice, als ich zu ersten Mal nach Berlin kam. Ich war so beeindruckt von ihr, dass ich den Song *Wall City Girl* auf dem Album *Things Your Mother Never Told you* über sie schrieb. Es geht darum, dass alle Heteromänner ihre Frauen verlassen, um zu ihr zu rennen. In meinem Song bringt einer ihrer Liebhaber aber das Mädchen um, indem er ihr eine Feile in den Hals rammt, und Miss Alice tat immer so als wäre sie schockiert: »Darling, du hast mich in einem Lied ermordet!«

Ich verließ das Bordell nach zwei Monaten wieder und entschied, selbst eine Show zusammenzustellen, die Berlin zeigen würde, wozu ich in der Lage war. Ich hatte mich mit der deutschen Art beschäftigt, eine Show zusammenzustellen, mit der deutschen Art, auf das Leben zu sehen, und ich wollte mein Repertoire wieder richtig theatralisch zeigen, was ich das letzte Mal bei *Wayne and the Trucks* 1974 hatte machen können. So habe ich mich wieder mit Tony Ingrassia zusammengetan und eine Show namens *Rock 'n' Roll Peepshow* zusammengestellt. Die Grundlage dafür waren einige meiner Erkenntnisse aus der Welt der Prostitution und die Art und Weise, wie jeder versucht, immer mal kurz in diese Welt reinzuschauen, obwohl sie uns gleichzeitig Angst macht und wir sie verurteilen.

Mitten auf der Bühne stand eine Tür, und am Ende jeder Nummer ver-

steckte ich mich dahinter, wechselte das Kostüm und kam als brandneue Figur mit einem neuen Namen wieder hervor. Die Band stellte jede neue Figur vor: »Ladies and Gentlemen, hier ist sie, die einzigartige Debbie Summer!«, und ich kam als Kreuzung zwischen Debbie Harry und Donna Summer vor, sang eine Version von *Hot Stuff* und *Heart of Glass* – alles mit neuem Text, versteht sich. In meiner Version hieß es: »I once had a love and it was a gas/Soon turned out he liked it up the ass/He said I can't fuck you cos I'm a fag/I said that's okay cos I'm on the rag.« Auf Deutsch war es so etwas wie: »Ich liebte und freute mich so/zeigte sich, er mag's tief im Po/und so konnten wir nicht nageln/er 'ne Schwuppe, ich die Tage.« Ich machte mir Sorgen, dass wir deswegen Ärger bekommen würden, aber Tony sagte bloß: »Gesellschaftskritik, Darling. Gesellschaftskritik«, und damit hatte es sich.

Berlin wartete auf Rock-'n'-Roll-Stücke im Theater, und ich wurde noch mehr in die Richtung gestoßen, als ich Tron von Hollywood traf, einen amerikanischen Künstler, der ein guter Freund wurde und mit dem ich das folgende Jahr oder so zusammenarbeitete. Eines Abends saß ich vor dem *Metropol* mit Jürgen, als ein sehr gut aussehender, muskulöser, blonder Typ auf uns zu kam, im Schlepptau seine Freundin, eine Frau mit tiefem Ausschnitt namens Judith. Sie stellten sich vor und erzählten uns, sie seien nach Berlin gekommen, um mit ihrer Nummer aufzutreten, die so etwas wie eine erotische Tanznummer gewürzt mit Trapezkunststücken war. Tron und ich verstanden uns sofort, weil wir beide viele Ideen für Shows ausbrüteten. Mehr als jeder andere überzeugte er mich, dass ich mehr Sachen im Theater machen sollte als nur Rockshows.

Schon als wir uns trafen, wollten Tron und ich zusammenarbeiten. Unsere erste Show war das albernste, was ich je in meinem Leben gemacht hatte, und bis heute weiß ich nicht, wie ich damit durchgekommen war. Tron hatte eine alte Dame getroffen, die einen Zwerg geheiratet hatte. Früher hat sie eine Zwergengruppe gemanagt, die durch ganz Europa gereist war. Unter ihnen war sie die einzige große Frau und sie verliebte sich in einen der Zwerge, und sie waren immer noch zusammen. Im US-Armeestützpunkt spielte sie Klavier, um die Soldaten in der Kantine zu unterhalten; sie hatte eigentlich keine Show, sondern spielte und sang einfach, um sie aufzumuntern, schätze ich mal. Tron hatte sie ein paarmal begleitet und den Soldaten Songs vorgesungen, und nachdem er mich traf, erzählte er der alten Dame, dass er dieses sexy amerikanische Mädel kannte, die mitkommen und die Soldaten unterhalten könnte. Also nahm mich Tron mit zu der alten Dame, die absolut keine Ahnung hatte, dass ich eine Transe

war, sondern dachte, ich sei nur ein pummeliges, blondes amerikanisches Mädchen.

Tron und ich traten zweimal im Stützpunkt auf. Ich nannte mich Lylah. Der Name hatte mir in Robert Aldrichs Film *The Legend of Lylah Clare* mit Kim Novak so gefallen. In schicker, nicht übertriebener Kleidung ging ich über den Stützpunkt und stellte mich dem charmanten Sergeant vor. »Sehr nett, Sie kennenzulernen, Lylah«, sagte er, »Wie ich höre, sind Sie aus Atlanta, Georgia.« Ich versuchte meine beste Frauenstimme und antwortete: »Oh ja, ich bin nur in Berlin, um ein paarmal aufzutreten.« Er hatte keine Ahnung, was vor sich ging. Der erste Auftritt war als etwas Besonderes für die amerikanischen Truppen in Berlin zum Saint Patrick's Day gedacht. Tron war ganz in Grün und hatte diesen wirklich kitschigen Koboldhut auf dem Kopf. Ich trug meinen grünen Fummel und hatte mir grünen Glitzer in die Haare gesprüht. Die Bühne hatten wir mit Kleeblättern geschmückt, über dem ganzen Klavier war grünes Krepppapier verteilt. Wir begannen mit unserer Version von *My Bonnie Lies over the Ocean*. Ich fragte Tron: »Ist das nicht aus Schottland?«, aber er meinte, es würde keinen interessieren, keiner würde es merken. Dann gingen wir zu *When Irish Eyes are Smiling* und anderen irischen Liedern über. Wir dachten, wir seien so seriös rübergekommen, müssen aber so durchgeknallt ausgesehen haben. Als wir fertig waren, klatschte niemand; sie saßen bloß da und aßen und tranken.

Ich war überrascht, als nach der Show einige Soldaten herüberkamen, um mit mir zu sprechen. Sie versuchten wirklich mich anzumachen, diese amerikanischen Soldaten aus Staaten wie Oklahoma und Alaska. Einer, ein wirklich niedlicher Südstaatler, sagte mir: »Bei uns gibt es so was von keine Frauen wie dich.« Keinen von denen hatte ich ermutigt. Ich war schon versucht, ihnen meine Telefonnummer zustecken und zu sagen: »Wenn du das nächste Mal Ausgang hast, ruf Miss Lylah an!« Wir sollten sogar für eine zweite Show wiederkommen, am 1. April. Einen der Sergeants hörte ich zu seinem Kumpel sagen: »Na ja, ist ja der erste April, da passt das ...« Da wusste ich, dass sie es endlich mitgeschnitten hatten, und so haben wir danach Schluss gemacht. Aber ich habe tatsächlich die Soldaten auf dem amerikanischen Armeestützpunkt in Berlin als Frau unterhalten. Das würde meinen Vater beeindrucken.

Tron und ich begannen an einem richtigen Musical namens *U-Bahn to Memory Lane* (U-Bahn zur guten alten Zeit) zu arbeiten, das wir in Berlin probten und bei Engagements über zwei Wochen in Hamburg und Mün-

chen aufführten. Ein paar Elemente der *Rock 'n' Roll Peepshow* und ein paar anderer meiner Shows waren dabei. Tron und ich spielten Tron und Lylah, zwei Künstler aus dem Cabaret, die groß rauskommen wollten und die ganze Zeit stritten und in Ärger gerieten. Da gab es lange Comedynummern über Drogen, Sex und das Leben in Deutschland, und das war der Teil, der mir wirklich gefiel. Ich hatte mein ganzes Material selbst geschrieben, und vieles davon kam aus meinen eigenen Erfahrungen, im amerikanischen Süden aufzuwachsen; ich sprach über Tante Vivien und Onkel Chester, die Kirche und all das; ich hatte auch viel Material zu meiner eigenen Identität. Ich wechselte immer wieder zwischen Lylah, die ja ein gutes Südstaatenmädels sein sollte, das Spaß am Unartigen hatte, und der Figur von Wayne, der ein Punk mit großer Fresse war, und der Figur von Jayne, der männermordenden Isebel. Der Höhepunkt war bei *U-Bahn to Memory Lane* erreicht, wenn ich ein Baby die Toilette runterspülte, nachdem ich Shangri-Las *I Can Never Go Home Anymore* gesungen hatte.

In der Zeit, als wir für *U-Bahn to Memory Lane* in Berlin probten, stellte mir Tron Rosa von Praunheim vor, den Berliner Filmemacher (*Armee der Liebenden oder Aufstand der Perversen*), der nach exzentrischen Amerikanern für seinen neuen Film suchte. Rosa bot mir einen Vorschuss von 800 D-Mark an, also stimmte ich zu, bei dem Film mitzumachen. Wie es mir Rosa beschrieb, sollte er das Leben von Amerikanern in Berlin dokumentieren; der Film sollte von Entfremdung handeln. Ich denke, er wusste auch, dass man in Berlin am einfachsten die Lacher auf seiner Seite hat, wenn man Amerikaner verarscht. Der Titel, *City of Lost Souls*, war von mir, auch das Titellied und mein ganzes Material für den Film, einiges stammte aus *U-Bahn to Memory Lane*.

Rosa war auf so vielen Ebenen schwierig. Er war abweisend und abgehoben, eine Art Silhouette: Er war wie Andy Warhol in der Hinsicht, lehnte sich nur zurück und ließ die Leute machen, was sie wollten. Ich schätze, das ist ein guter Ansatz für die Arbeit, und für Rosa klappte es auch, aber ich fand es ziemlich schwer. Auf der anderen Seite war die Arbeit an *City of Lost Souls* (Stadt der verlorenen Seelen) toll. Ich wurde bezahlt, jeden Abend lud man mich zum Essen in wirklich tolle Restaurants ein, ich konnte es mir wieder leisten, überallhin mit dem Taxi zu fahren und wurde wie ein Star des Berliner Untergrunds behandelt. Es dauerte sechs Wochen, den Film zu drehen, das meiste davon in Rosas Wohnung. Selbst als mich Rosa fast in den Wahnsinn trieb, war das okay, weil ich mit so fantastischen Menschen zusammenarbeitete.

Der ganze Film spielte in einer kitschigen Burger Bar namens *Hamburger Queen*, die von Angie Stardust betrieben wurde, einer schwarzen amerikanischen Transsexuellen, die auch noch eine Pension führte, wo ihre Angestellten lebten. Als wir den Film drehten, arbeitete Angie in einem Club namens *Chez Nous*, mit einer der ältesten Travestie Shows in Berlin: Die Queens, die ihn betrieben, waren seit dem Krieg dort. Angie sang Songs von Lena Horne, der großen schwarzen Sängerin und Schauspielerin, also das ganze Zeug, was die Deutschen von einer schwarzen amerikanischen Frau erwarten würden, und sie sang ein paar davon auch im Film. Sie war schon seit über zwanzig Jahren in Deutschland, hatte aber noch eine viel weitere Reise hinter sich. Angies Geschichte war schon was. Sie war aus Harlem und ganz am Anfang, in den späten 50ern und frühen 60ern arbeitete sie in der tourenden *Jewel Box Revue* und im *82 Club* in New York. Als eines der ersten Mädels nahm sie Hormone und ließ sich Titten wachsen. Sie musste deswegen ganz schön viel einstecken. Die Clubbesitzer mochten es nicht; die Mädels sollten als Männer ins Theater kommen, sich umziehen, auf die Bühne gehen, den ganzen »Rate mal ...«-Kram abziehen, dann alles abnehmen und am Ende wieder als Männer rausgehen. Aber Angie kam und ging als erste als Frau, und als sie endlich im *82 Club* kündigte, sagte einer der Betreiber zu ihr: »Mädels wie du werden uns das Geschäft ruinieren.«

Mitte der 60er tourte Angie mit einer der großen amerikanischen Drag-Revues durch Europa, kam nach Berlin und blieb. Sie hatte überall in Deutschland gelebt, arbeitete immer hier und dort ein paar Monate lang in Clubs, aber sie kehrte immer nach Berlin zurück. Das Leben hat etwas Beständiges, und man kann gutes Geld verdienen, weil jedes verflixte Kaff in Deutschland eine Transenbar hat. Miss Stardust ging ganz in diesem Leben auf, und mich flirtete es eine Weile lang auch ziemlich an. Kurz nachdem der Film fertig war, zog Angie die ganze Geschlechtsanpassung durch, und sexuell war sie fast ganz auf Frauen geeicht. Zum Film kam sie mit ihrer Freundin Katya; sie sprach davon, als Lesbe zu leben. Kerle mochte sie immer noch, aber Frauen waren damals ganz nach ihrem Geschmack. Einige hatte es ziemlich verwirrt: eine schwarze Transe, die eine Frau sein wollte, die maskuline kleine weiße Mädels und hin und wieder mal einen Mann mochte.

In der *City of Lost Souls*-Truppe gab es noch eine andere Harlem-Queen, Gary. Er spielte einen Zauberkünstler und Tänzer, der sexmagische Orgien in seinem Zimmer in der Pension veranstaltete. Er war ein toller Tänzer

und hatte einen unglaublich muskulösen Körper, war aber auch unglaublich tuntig. Es ging die ganze Zeit: »Ooh! Miss Thing!« oder »Ooh! Kleines!«, und immer schnippste er mit den Fingern. Es war das erste Mal, dass ich den Ausdruck »ra-ras« hörte, was wahrscheinlich so etwas wie »wrath«, Zorn auf Deutsch heißen sollte, so wie in »Ooh, Kleines. Ich werde ihn mit meinen ra-ras überschütten, wenn ich ihn sehe!« oder »Süße, du hast ihm wirklich die ra-ras gegeben!« Er sprach immer so biblisch, wie: »Ich werde ihn zerschmettern wenn ich ihn sehe! Er wird meinen Zorn verspüren!« Und wie er aussah! Gary konnte diese Gesichter machen, die so übertrieben waren, dass sie reinstes Theater wurden.

Aber meine beste Freundin bei *City of Lost Souls* war Tara O'Hara.⁴ Sie spielte im Film eine Transenhure, was eigentlich auch nur eine ihrer Seiten ein wenig übertrieb. Tara war aus New Orleans und war als Zeuge Jehovas aufgezogen worden. Nach Berlin war sie als Lehrerin gekommen und sprach ein perfektes Deutsch. Tagsüber lebte sie als Junge und unterrichtete Englisch, abends erkundete sie die eher heruntergekommenen Seiten von Berlin. Eines Abends ging sie zu Romy Haags Club und sah dort die ganzen Dragqueens, und bevor sie sich versah, hing sie jeden Abend dort herum. Sie entschied sich, dass das ihre Welt war, und kam irgendwann im Fummel in den Club. Romy suchte irgendwann nach neuen Mädels für ihre neue Show und gab Tara eine Chance. Das unterrichten hing sie an den Nagel, genauso wie die Zeugen Jehovas, und wurde ein Berliner Transen-Showgirl. Damit erreichte sie das Ende einer langen Reise von der Straßenecke in New Orleans, wo sie den »Wachturm« verteilt hatte. Tara und mich verband viel: Wir waren beide aus dem Süden und religiös erzogen worden, und wir saßen immer herum und diskutierten über Armageddon, das Ende der Welt, und wie wir uns das und anderes Zeugs vorstellten. Ich sagte: »Tara, Armageddon ist nicht die Schlacht zwischen Gut und Böse selbst, es ist ein Ort«, und sie antwortete: »Nein, nach den Zeugen Jehovas ist Armageddon die Schlacht. Meine Tanten saßen bei einem großen Gewitter immer am Fenster, und hatten immer voller Ehrfurcht gesagt: »Wäre das nicht toll, wenn das schon Armageddon wäre?«

City of Lost Souls war Ende 1982 abgedreht, und ich wusste ehrlich nicht, wie es weitergehen sollte. Als ich zum ersten Mal hergekommen war,

⁴ Tara O'Hara, Englischlehrerin und Darstellerin. Informationen: <https://zagria.blogspot.com/2011/06/tara-ohara-195-1983-performer.html> und <http://www.jaynecounty.com/city.html> (04.05.2021).

hatte ich mich in Träumen verloren, mich für viele Jahre in Berlin niederzulassen, hatte aber nach zweien schon genug gesehen. Ich hätte natürlich bleiben können und wie Angie Stardust weiter durch die Cabarets tingeln können, aber ich wäre für den Rest meines Lebens dort hängen geblieben. Ich hätte vielleicht einen Plattenvertrag kriegen oder mehr Shows und Filme machen können, aber irgendwas in mir schrie auch: »Hau ab! Hau ab! Hau einfach ab!« Ich hatte das Geld vom Film, und Lee Childers hatte mich angerufen, dass er mir einen Auftritt in der *Peppermint Lounge* in New York besorgen könnte, und ich dachte, es war einfach Zeit, weiterzuziehen. Die ganze Sache mit Jürgen hatte mich heruntergezogen und alles in Berlin, was ich auch tat oder wo ich auch hinging, erinnerte mich an ihn. Die *Peppermint Lounge* rief mich zurück und bestätigte, dass sie mich gebucht hatte, und schickte mir ein Flugticket, also flog ich Anfang 1983 nach New York. Nach Deutschland kam ich immer mal wieder im folgenden Jahr zurück, aber der Vorhang für mich und Berlin war gefallen. Leb wohl Berlin ... wo hatte ich das schon mal gehört?

»Es gibt doch nichts Göttlicheres, als Berlinerin zu sein.«

Gérôme Castell im Gespräch

Gérôme Castell – Gérômina – gehört zu den Größen der Berliner Transgender-Szene. In den 1980er Jahren fing sie als Vollplayback-Performerin in Berliner Clubs an – und ist seitdem, auch über ihre Mitwirkung in Filmen wie Don't hate me, because I'm beautiful (1992) und What's your secret? (2008) über die Stadtgrenzen bekannt geworden. Durch einen Überfall verlor sie 2013 das Sehvermögen des rechten Auges. Seit 2017 ist sie mit wechselnden Programmen wieder auf den Berliner Bühnen zu sehen, unter anderem am Deutschen Theater. Kontakt: gerome.castell@berlin.de.

Im Oktober 2020 sprachen Heinz-Jürgen Voß und Gérôme Castell über ihr Westberlin.

Lass uns beginnen.

Ich finde es toll, Heinz, dass du dir dieses Buch vorgenommen hast! Denn, weißt du, die Kinder von heute haben es so schwer, sodass sie sich gar nicht vorstellen können, wie frei wir Berliner*innen damals waren. Und ich finde es so toll, dass du das in eine Buchform bringen wirst. Ich finde das irre.

Du deutest eine Freiheit an. Was ist das für eine, was bedeutet diese Freiheit, die man sich heute nicht vorstellen kann?

Also ich würde sagen, dass man Zeit hatte, sich selbst zu finden. Auch lieb zu sich selbst zu sein. Weißte, man hat so viele Prämissen, von dem, was die Eltern von einem erwarteten, wie man sein sollte; von dem, was man denkt, wo man selber hinwollte; wo Wegbegleiter sagen: »So bist du eigentlich nicht, sondern du willst den Vorstellungen deiner Eltern entsprechen.« Und wir hatten damals noch diese Freiheit, uns zu finden. Ich habe mich mit 27 Jahren »gefunden«: Ich habe zwar immer noch einen Männerkörper, aber ich lebe als Frau. Es hat ganz lange, 27 Jahre, gedauert, bis ich zu dem stehen konnte, wer ich wirklich bin. Ich war bis 27 mit drei Frauen zusammen, wollte Kinder zeugen, die Mannrolle spielen, die die Gesellschaft und meine Eltern von mir erwartet haben, um mir dann einzugestehen: So bin ich gar nicht, ich verwandele mich. Die Zeit, um die Erkenntnis zu

haben. Das meine ich. Heute, die jungen Dinger, haben gar nicht die Zeit, sich selbst zu erkennen. Ich weiß nicht, ob du das verstehst?

Ich denke schon. Ich finde, einiges ist heute vielleicht einfacher – aber in einem vorgegebenen Set von Identitäten. Sich aber selbst zu finden, bedeutet mehr.

Genau das. Es gibt viel mehr Angebote, aber: Wer bin ich wirklich? Zu meiner Zeit, da gab es die Popper, die Punker, die Teds. Diese Jugendkulturen waren musikalisch vorgeprägt. Also die Popper mochten Pop-Musik, die Punker Punk-Musik und die Teddys Rock 'n' Roll bzw. Ska.¹

Und darüber ergab sich dann eine Zugehörigkeit. Ich mochte die Einstellung der Popper zwar nicht: »Wir sind reich«, »Wir sind elitär«, denn das passte eigentlich nicht auf mich: Ich bin ja ein Arbeiterkind. Da ich aber weder Punk-, Ska- oder Rockmusik mochte, war Popper meine einzige Alternative, um irgendwo dazuzugehören: Wir trugen Karottenjeans, Charlie-Hosen, Rüschenblusen, geföhlte Haare und machten uns das Leben in Glacéhandschuhen und mit Mickymaus-Koffern schön ... Und das fand ich gut. Da gehöre ich hin. Heute gibt es tausend Möglichkeiten. Aber, wo bin ich Teil des Ganzen? Das ist für Heutige schwerer: Was wähle ich denn da? Wir »Babyboomer« hatten noch Zeit uns auszudrücken, uns zu finden. Sowas fehlt der heutigen »Generation Vodka«, wo Zwölfjährige sich volllaufen lassen, den Alltag vernebeln, um die innere Leere nicht zu spüren. Keine Richtlinien und zu viele Möglichkeiten schaffen Verwirrung und Orientierungslosigkeit. Eine Zeit ohne Idole und Vorbilder überfordert. Die Jugend ist viel zu sehr impressed von Youtube-Videos und FB-Likes – und bezieht daraus ihren Selbstwert. Die Flucht von Kindern in den Rausch, samt Weggetretensein, wirkt reizvoller als die soziale Realität einer Überdrussgesellschaft, in der Langeweile regiert – trotz Internet und Games. Mehr Auswahl bedeutet nicht gleich mehr Möglichkeiten, sondern mehr Verwirrung.

Du hast erwähnt, dass du dich im Alter von 27 Jahren gefunden hast. Wie hast du bis dahin deine Rolle gelebt, gefüllt? Und in welchem Umfeld?

Ich bin in Tempelhof aufgewachsen, mein Bruder wurde da eingeschult. Als ich dann so weit war, in die Schule zu kommen, lebten wir in Neu-

1 In Deutschland kam es zu Beginn der 1980er noch vielfach zu Auseinandersetzungen zwischen Teds und anderen Jugendkulturen in Großstädten. So galten in Hamburg die Teds als mit den Punks verfeindet, Schlägereien und regelrechte Bandenkriege waren keine Besonderheit.

kölln. Das war mein Umfeld. Also Neukölln, Mietwohnung, alleinerziehende Mutter mit zwei Kindern. 1967 war Neukölln ein friedvoller Ort, wir konnten als Kinder allein gefahrlos zur Schule laufen. Heute unmöglich. Aber da bin ich groß geworden.

Weißte, eigentlich wollte ich immer irgendwo als Mann dazugehören. Mit 20 merkte ich, ich war zu schmal, ich hatte keine Muskeln, hatte schmale Schultern, eine schlanke Figur, wie alle Jungs um mich rum. So beschlossen wir »Wir trainieren uns Muskeln an – Männer haben Muskeln.«

Wir gingen dreimal wöchentlich ins Sportstudio, um uns Schultern anzutrainieren. Wir haben wirklich dreimal die Woche stundenlang Gewichte gehoben und die Apparate bedient, um mit breiten Schultern, Oberarmen maskulin zu wirken. Nach ca. neun Monaten stellte ich fest: »Bei mir sind keine Muskelgruppen angelegt«: Alle wurden breiter, nur ich nicht. Ich hatte bis 27 ja drei Freundinnen als Lebensabschnittsgefährtin, weil ich wollte ja ein Hetero-Mann sein.

Aber ich musste mir irgendwann eingestehen: Die Rolle des Mannes spielst du nur. Das ist 'ne Erkenntnis, mit der du erst mal klarkommen musst. Wenn das Universum dir sagt: »Alter, du bist'n Mädchen!« Das musst du erst mal verdauen. Ich hab drei Tage lang nur geheult. Weil ich wusste, wie schwer es sein würde. Ich hätte mir ja ums Verrecken gewünscht, ein heterosexueller Familienvater zu werden. Aber ich spürte: Das wird nix. Das zu akzeptieren, war furchtbar, ganz schrecklich – zu erkennen, du willst dazugehören und tust alles dafür, aber das bist du nicht.

Kennst du Bruce Jenner? Bruce Jenner war sechsfacher Olympiasieger. Er war ein Ausbund an Männlichkeit, der im Sport – frag mich nicht, in welchem Jahr – Medaillen gewonnen hat und der dann mit 60 Jahren den Mut hatte, sich zu seinem Frausein zu bekennen, und sagte: »Ich bin nicht mehr Bruce Jenner, ich bin jetzt Caitlyn, und lasse den Sex-Change vornehmen. Ich will in dem Körper sterben, in dem ich mich wohlfühle.« Das ist 'ne Nummer, dies als Mann zu erkennen und zu ändern. Ich habe ja auch immer nur gemacht, was mein Umfeld, meine Eltern, also irgendwer von außen gesagt hat: So solltest du aber sein. Man erfüllt lediglich die Erwartungshaltung anderer.

Die Erkenntnis ist nicht leicht und tut sehr weh. Dabei geht es nicht um Hetero oder was für 'ne sexuelle Ausrichtung du hast, sondern es geht dabei um Identität. Wer bist du wirklich? Und die Kinder von heute haben diese Möglichkeit nicht mehr, sich selbst zu finden.

Einige scheinen mir auch heute Möglichkeiten zu suchen. Wenn wir an Leute denken, die sich nonbinär verorten, das teilweise auch sehr stark für sich selbst und früh tun ...

Meinst du, dass nonbinary von jungen Leuten als Lifestyle erkannt und umgesetzt wird?

Ich habe den Eindruck: ja, und als Identität. In sozialen Medien war ich zum Beispiel häufiger sehr überrascht, wie lieb junge Leute miteinander umgehen – etwa cis Jungs und trans Jungs ... sich selbst präsentieren und positives Feedback bekommen.

Toll, das ist toll. Heinz, ich liebe dich. Das ist super ... Weißt du, Bilbo Calvez, ich weiß nicht, ob du die kennst, die ist aus Berlin, wir trafen uns früher oft. Sie ist so ein Meter 60 groß. Und sie kam mir einmal entgegen – und da bekam ich richtig Angst vor ihr. Weil, die kam mir so entgegen, dass ich dachte, der Typ haut dir gleich in die Fresse, der mag Transen nicht. Die lief so breitbeinig, breitschultrig, was soll ich sagen, wie so'n Seemann. Und dann erkannte ich sie und fragte: Was ist denn los mit dir? Warum läufst du denn wie ein Mann? Und sie sagte: »Ich bin ein Meter 60, 'ne Frau, ich liebe Männer ... Aber wenn ich so laufe, wie ein Mädchen, dann hab ich zwanzig Verehrer am Arsch und das will ich nicht.« Sie lief wie ein Kerl und sagte damit: »Ich bin kein verfügbares Lustobjekt, Opfer, mit Stöckelschuhen, geschminkt.« Sondern nonbinary ... Also sie ist hetero, hat Kinder, 'nen Mann und Kätzchen – aber läuft so, weil sie keinen Bock hat, ständig angemacht zu werden.

Ich weiß nicht, ob junge Mädchen nonbinär umsetzen ... ihre Selbstbehauptung über Stimme, Lautstärke und Körpersprache proklamieren. Für mich fügen sie sich in ihre Rolle: lieblich, angepasst, unterwürfig zu sein. Mich stört, dass in der U-Bahn ein Kerl so breitbeinig sitzt, dass wir Mädels uns schmal machen müssen, die Beine übereinander geschlagen ... Keine sagt: »Kannst mal etwas weniger Platz einnehmen?« Männer sind es gewohnt, dass der öffentliche Raum ihnen gehört und wir Frauen uns klein machen.

Als du mit 27 deinen Weg gefunden hast, wie bist du da mit solchen gesellschaftlichen Rollen umgegangen?

Am Anfang zeigte ich natürlich: Hollywood-Filmweiblichkeit: ganz lange Wimpern, ganz lange Haare, ganz viel Hüfte, ganz korsettierte Taille, dass ich alles so zurechtgeschnürt habe, dass ich als Marylin Monroe durchge-

hen würde. Super-hyper-über-weiblich. Was du als »Bio-Frau« im Alltag gar nicht bringen kannst, als Hausfrau, Mutter, da geht sowas ja gar nicht, weder zeitlich noch gesellschaftlich. Diese übersteigerte Weiblichkeit, das kann frau im normalen Leben gesellschaftlich gar nicht umsetzen. Aber ich hab' das extrem ausgelebt, so over the top. Was natürlich auch anfangs so ist, wenn mensch endlich zu sich stehen kann; wenn man entdeckt, wer man wirklich ist. Da gehst du nicht mit 'ner Kittelschürze und 'nem Wischmopp auf dem Kopf raus: Nein! Ich will meine Haare wie Farrah Fawcett fluffig aufdreheln, falsche Wimpern ankleben, meine Fingernägel kunterbunt lackieren. Ihr wollt 20 Zentimeter Pumps? Ich nehm' 27 Zentimeter. Ich werde mich so nuttig stylen, wie es nur geht, um die Frau in mir zu leben, die 27 Jahre nicht da sein durfte. Das wird so extrem, dass du einfach für alle ein Affront bist, weil du so over the top bist, schriller als Marilyn Monroe in ihren geilsten Filmen. Schriller als Hollywood-Weiblichkeit, du bist 'ne Überzeichnung von Hollywood. Als Transe willst du viel weiblicher sein, als jede »Bio-Frau« jemals war. Ganz extrem. Es brauchte so zehn Jahre, bis ich mein Frausein adaptiert hatte. Mit 37 reflektierte ich: »Mein Auftreten, meine Erscheinung ist vielleicht etwas too much.« Ich hatte mir zu viel Neid und Missgunst »erarbeitet«. Mitleid und Häme kriegste ja geschenkt. Ich war jeden Abend aufgebrezelt, sieben Stunden im Badezimmer, bevor ich eine Stunde vor die Tür ging ... um mich feiern zu lassen. Im Grunde ganz schrecklich. Aber wir hatten die Zeit, wir hatten die Muße, wir hatten das Bedürfnis und auch den gesellschaftlichen Kontext, das machen zu dürfen.

Und der Kontext, das war Neukölln?

Nee, in Neukölln war ich bis 22. So ab 1983 lebte ich in Kreuzberg – wo ich die nächsten Jahre peu à peu zu meinem Frausein fand. Tagsüber bin ich als Mann *verkleidet* ins Büro gegangen. Abends hab ich mich geschminkt und aufgebrezelt, bin ausgegangen, und morgens wieder als Mann zur Arbeit – immer in Angst, entdeckt zu werden: Hoffentlich hab ich keine Nagellackreste übersehen oder Wimpernkleber ...! Und das ist natürlich höllisch anstrengend. Aber das Umfeld Kreuzberg half mir, zu mir zu finden: Dort war alles punkiger, greller, bunter. Also wenn du nicht individuell anders warst, dann gehörtest du nicht nach Kreuzberg.

Es war die Zeit der Hausbesetzer, der Punker, der outcasts, der misfits. Weißte, alles was gegen die gesellschaftliche Norm war, war in Kreuzberg, und super, weil es gesellschaftlich jut war. Du warst nicht für irgendwas,



Abb. 1: Gérôme Castell. Styling by Andreas Bernhardt (basics).



Abb. 2: Gérôme Castell. Show im *Rauschgold*.



Abb. 3: Cihangir und Gérôme 1985.



Abb. 4: Cihangir und Gérôme bei ihrer Einweihungsparty 1985.



sondern erst mal gegen alles. Und da war es toll, individuell zu sein, nicht zu machen, was alle anderen machen, sondern ... das Innere nach außen zu kehren: That's what I am. Noch mehr Schulterpolster: im T-Shirt, in der Bluse, im Kleid, im Jäckchen, im Mantel. Wir hatten Schultern von der einen Ecke zur anderen. Je extremer, je geiler. Das war die Prämisse. Wer bourgeois war oder fremdbestimmt alles mitgemacht hat, galt als Lutschpuppe, Pausenc clown, Nebendarsteller im eigenen Leben. Wir waren alle selbstbestimmte Hauptdarsteller.

Es gehörte also zum Normalen, dass alle etwas abgedreht sind?

Nicht zum Normalen. Zum guten Ton gehörte es, individuell zu sein, nicht zu machen, was Mami, Papi sagten oder die andern, sondern aus der Masse herauszustechen war ein Plus. Was heute nicht mehr ist. Heute sind viele manipuliert, völlig gleichgeschaltet: »Sei so, wie alle anderen, fall nur nicht auf, fall nur nicht aus dem Rahmen.« Wenn meine Mutti fragte: »Was sollen denn die Nachbarn sagen?«, antwortete ich: »Zahlen die meine Miete? This is my life. *Ich mach mir die Welt, wi-de-wide wie sie mir gefällt.*« Ist mir doch wurscht, wagt die denken.

Wenn ich heute junge Leute frage, was ist denn deine Lieblingsfarbe, sagen die: »bunt«, um nicht anzuecken – einen Standpunkt zu vertreten und ausdiskutieren –, um sich im Leben durchzuwurschteln. Die erscheinen mir wie Amöben, ohne feste Kontur, ohne Rückgrat und Haltung. Da weiß ich doch gar nicht, *wer* mir da gegenübersteht. Wir hatten noch Streitkultur, dass man durchaus verschiedener Meinung sein durfte und auch war, aber nicht rechthaberisch. Die Auseinandersetzung setzte uns zusammen – nicht auseinander. Ich konnte mein Gegenüber mit eigener Meinung besser begreifen und wertschätzen, auch wenn ich die Meinung nicht teilte. Ob das Cihangir war, ob das İpek war – wir waren so anders – so unterschiedlich mit verschiedenen Lebensstilen, aber die Andersartigkeit war kein entzweiendes Element, sondern ein verbindendes. Ich mag Rot, du Grün. Okay! Man versuchte nicht, das Gegenüber umzustimmen. Jede Meinung war richtig und gut und verbindend.

Heute leben alle in ihrer Blase – gleichgeschaltet: Wer nicht für uns ist, ist gegen uns – wie 1933. Das finde ich ganz schrecklich, dass alle machen, was alle machen. Aber Massenkonsens bringt uns nicht weiter. Statt Massenkonsens zu folgen, fordere ich zu Heldentum auf: nämlich Individualität – was »mein« Berlin in den 80ern war – individuell! Individualität fördert *Einheit* durch Unterschiedlichkeit – anstatt der Mehrheit als Masse zu

folgen. Der Herdentrieb führt zu Bequemlichkeit und Mittelmaß: »Wer der Herde folgt, sieht nur Ärsche vor sich«! Don't follow the masses – the »M« is silent. Drum: Ziehe niemals mit den Herden – im Strome wirst *du* ärmer werden. Nur Eremiten brachten die Menschheit weiter. Siehe Kopernikus, Paracelsus, Nostradamus, da Vinci, Sokrates, ...

Wir waren Avantgarde. Gingen voraus in Individualität, mit Unterschiedlichkeit als verbindendes Element. In jeglicher Richtung, ob Religion, sexuelle Orientierung, Lifestyle. Da war viel mehr Akzeptanz unter uns. İpek ist lesbisch, Cihangir schwul, ick bin trans. Was verbindet uns? Dass jeder individuell seine Identität hatte, dass wir gekuschelt haben, geknutscht haben und stolz waren, anders zu sein. Das war das verbindende Element. Heute ist Mainstream, Gleichschaltung die Verbindung. Fürchterlich.

Wenn ich noch anschließen darf: In welcher Straße oder in welchen Straßen hast du gewohnt, in WG, in einem besetzten Haus – oder wie war deine Lebenssituation?

Ich war seit 1981 Fremdsprachensekretärin und habe beim SFB (*Sender Freies Berlin*) gearbeitet, wohnte mit Cihangir zusammen in 'ner WG, 117 Quadratmeter am Kottbusser Damm. Also 101, direkt neben der *Ankerklause*, da haben wir gewohnt. Bis 22 lebte ich in der Wohnung meiner Mutter, mit ihrem ganzen Gedöns – sie war zu 'nem neuen Lover gezogen und hatte mir ihre Wohnung überlassen, mit ihren Möbeln. Aber die spiegelten mich nicht. Das war ich nicht. Als mich Cihangir fragte, ob wir nicht zusammenziehen wollten, war das meine Befreiung von der Vergangenheit. Jeder hatte zwei Zimmer, wir hatten zwei Badezimmer, ein Ankleidezimmer.

Ich war da noch mit meiner zweiten großen Liebe, Marion, zusammen, wo ich noch den Mann spielen wollte ... Bis ich dann feststellte: Ich bin kein Mann, ich bin eigentlich ein Mädchen. Das war eben auch die Zeit, mit Blixa Bargeld², Nina Hagen. Ich und Cihangir hatten beide einen festen Job, um die Miete zu zahlen, weil 1.200 D-Mark Miete war richtig viel Geld, und dazu noch Strom und Telefon. Es gab ja damals noch echte Gehälter für einen festen Job, das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Aber wir mochten eben die Hausbesetzer, wir mochten die, die

2 Frontsänger von Einstürzende Neubauten. Informationen: <https://blixa-bargeld.com/> (30.01.2021).

gegen das Establishment waren, wir mochten – Punks nicht unbedingt –, aber wir mochten Nina Hagen, weil sie so toll singen konnte.

Zu Westberlin gibt es ja auch das Bild des »Verloddertseins«. Wie ordnest du dein Umfeld ein? Sticht es heraus?

Ja. Denn wir waren – im Vergleich zu den Hausbesetzern – schon irgendwie bürgerlich arriviert; hatten 'ne Festanstellung mit regelmäßigem Einkommen. Dennoch mochten wir die, die gegen den Strom schwammen; die sich trotz möglicher Nachteile bewusst anders als die Mehrheit verhielten, sich nicht an herrschende Vorlieben anpassen und keine Trends mitmachen, weil wir uns das noch nicht trauten, denn das Blöde am Gegen-den-Strom-Schwimmen ist, dass einem so viel Verpeilte entgegen kommen, die alle glauben, sie machten es richtig.

In meinem Zuhause muss alles harmonisch und aufgeräumt sein, damit ich mich aufladen kann, um dann aufgebrezelt rauszugehen und zu sagen: That's what I am. This is me. Ich hätte das nie gekonnt, wenn ich unter der Brücke oder im besetzten Haus gelebt hätte – das wäre nicht gegangen. Wir waren da eher bürgerliche Geldverdiener, die aber nicht immer das taten, was von ihnen verlangt wurde.

Damals gab es ja diese Volkszählung – und natürlich waren wir gegen die Volkszählung. Das ist übrigens das, was gerade passiert unter Corona, dass man überwacht wird ... Wir haben natürlich demonstriert und sind auf die Demos gegangen. Wenn Unrecht zu Recht wird, wird Widerstand zur Pflicht.

Und Cihangir, als Türke, mit beschränkter Aufenthaltsgenehmigung – das war so 'ne Nummer, dass wir überhaupt zusammenziehen durften: Zwei Männer, wo die eine sich abends als Frau zurechtschob. Wir mochten die Außenseiter, zu denen wir ja auch zählten. Aber auch nicht wirklich, weil wir eben unsere festen Jobs hatten, unsere Einkommen. Doch – nur weil wir'n festen Job hatten, machten wir nicht gleich auf Familie. Für Beziehungen wurde ich nicht hergestellt!

Das geht scheinbar gut zusammen: eine Umgebung, die Veränderung will und zulässt, und kulturelles, individuelles Miteinander-Leben. Also funktionierte es, dass die Hausbesetzer mit »den Kulturellen« subkulturell – wenn man es so nennen will – zusammenkamen?

Genau, das war eben das Tolle, dass wir Blixa hatten, dass wir Einstürzende Neubauten hatten, dass wir Ton Steine Scherben hatten, dass im SO36 Konzerte von denen stattfanden, wo wir – arrivierte Geldverdiener, arbei-

tende Leute – Worte und Musik in die Ohren bekamen, die die Welt noch nicht gehört hatte. Es war horizonterweiternd. Weißte, wir kannten ja nur die Welt unserer Eltern. Auf einmal lernten wir Dinge kennen, wo wir sagten: »Wow, so sehn die die Welt?« Wir empfanden das nicht als Subkultur, das war Kultur für uns. Auch die Steinwerfer und Hausbesetzer – das waren für uns absolute Helden des Alltags! Die sich Dinge trauten, die wir uns noch nicht trauten. Wir wollten zwar individuell sein – aber direkt mit dem Staat in Konfrontation zu treten, dafür hatte ich nicht genug Mut. Nicht genug »Eier in der Hose«, wenn du so willst. Und das haben die eben gemacht – und deshalb fanden wir sie klasse, und die Texte, die Musik waren so anders – es war nicht meine Musik, aber ich mochte, dass die ihren Unmut verbalisieren konnten. Wie die das ausdrücken konnten, was sie so scheiße fanden am System. Wir haben das auch bemerkt und genauso gedacht, aber wir hätten das nie in Musik umsetzen können. Und dafür waren das unsere Helden. Das war für uns keine Subkultur, das war für uns Hochkultur. In Kreuzberg. Wenn man ins *SO36* reinkam, als modeaffine, systemkonforme Person, gehörte man dazu. Durch die Musik spürten wir auch physisch diesen Hass gegen das System: *Macht kaputt, was euch kaputt macht*. So unrecht hatten sie nicht.

Du hast nun das SO36 schon erwähnt. Welche Orte waren so angesagt?

Es gab das *BeeHive*, wo sie die neuste Housemusik spielten. Wir Berliner waren ja immer so sechs Monate zurück zu dem, was man im Radio hörte – weißte, weil Berlin immer zu spät beliefert worden ist, mit irgendwelchen aktuellen Platten. Als wir dann in Clubs zum ersten Mal Housemusik und Rap hörten – das war für uns auf einmal so, als wären wir in New York: »Wow, was is'n ditte? Is' ditt geil!«

Im *BeeHive* rochen alle lecker, sahen superschick aus. Das *ID-Magazine* aus England kam vorbei und fotografierte uns. Es war ganz international. Und natürlich *Dschungel* – wenn man da reinkam, war man etabliert, war man eine Szenegröße. In keinem anderen Club außer dem *Dschungel* gab es eine Türsteherin. Man konnte umsonst rein, aber man musste anders sein, man musste außergewöhnlich sein, man musste 'ne Szene repräsentieren, man musste Persönlichkeit sein. Die Türsteherin hat mal zum Beispiel Mick Jagger nicht reingelassen, weil sie sagte: »Du bist zu hässlich, sorry.« Wenn du da reingekommen bist, hast du dich gefühlt, wie Queen Karlotta auf'm Pferd. Dort waren oft »Stars«, wie Nina Hagen, Boris Becker, David Bowie ... Aber wir Berliner*innen waren *nie* starstruck, wie die Kids heute.

Nee, wir Berliner fühlten uns selbst wie Stars! Weißte. We are all stars and we celebrate together! So haben wir das auch gehandhabt. Ich weiß nicht, ob man das heute noch so verstehen kann: Jeder war für sich toll, aber wir waren nicht egozentrisch. Wir waren trotzdem altruistisch und haben miteinander gefeiert. Heute ist mehr Ellenbogen, die feiern gegeneinander. Ich bin froh und dankbar, dass ich dieses harmonische Miteinander erleben durfte. Da gab es auch keinen – was ich heute überhaupt nicht verstehe – Rassismus. Schwarze, Gelbe, Rote, Blaue waren immer überall zugegen – und es war klar: Sie sind da, wir sind da, wir gehören alle als Berliner*innen dazu. Das war normal. Daher verstehe ich heute die Rassismusfrage nicht.

Andere Personen haben durchaus Rassismus beschrieben, mit Blick auf Erfahrungen. Hast du auch schlechte Erfahrungen gemacht?

Nee, überhaupt nicht. So war das nicht. Es war: Warst du nett, war man nett zu dir. Es galt: Es ist nett, wichtig zu sein – aber viel wichtiger, nett zu sein. Wie es hereinschallte, schallte es auch wieder heraus. Heute musst du so aufpassen, wo du hingehst und was du sagst. Die Berliner Schnauze mit Herz vermisste ich sehr. »Na, du alte Dreckschlampe« bedeutete: Schön, dass du auch hier bist.

Den Rassismus, den du ansprichst, habe ich nur in meiner Kindheit mitbekommen. In Neukölln, wo ich zur Grundschule gegangen bin, auch mit Gastarbeiterkindern, wo ich nicht verstehen konnte, dass meine Mitschüler mit sechs, sieben, acht Jahren gesagt haben: »Die nehmen uns unsere Arbeit weg ...« Ich war mit den türkischen Kindern immer ein »Arsch und ein Kuchen«. Auch weil mir meine Mutter beigebracht hat: Die sind genauso wie wir. Die sprechen nicht so gut Deutsch, aber das bringst du denen bei. Für mich war normal, dass ich von türkischen Kindern umgeben war. Für mich war normal, dass ich Baklava gegessen habe und nicht Nudeln. Bei mir war das so mit schwarzen, türkischen, mit allen Kindern: Es war keine Frage, wo kommst du her? Es war klar, du bist Berliner. Wir sind alle in einem Raum, es ist alles so richtig, wie es ist. Und das, was du ausstrahlst, kommt auch immer zu dir zurück. Wenn ich frühmorgens aufgetakelt wie ein Weihnachtsbaum aus der Nacht nach Hause torkelte, wagte niemand zu fragen: »Wie siehst denn du aus?«

Und das ist auch deine Erfahrung auf der Straße – oder hast du auch mal negative Erlebnisse gehabt?

Zu der Zeit noch nicht. Schräg und extrem zu sein – das war normal. Was

Negatives erlebt? Nur 2013, als ich zusammengeschlagen worden bin – das war die einzige negative Erfahrung, die ich jemals gehabt habe. Sonst gab's immer Zustimmung, Applaus, Unterstützung, support. 2013 war das einzige Mal ... Da spürte ich bereits: Jetzt beginnt das neue Biedermeier, als Rückschritt zu Kinder, Küche, Kirche. Niemand will mehr extrem sein. Dafür liebte ich die 80er/90er. Seit 2000 war das nicht mehr so.

Du würdest also aktuell eher einen Rückschritt sehen? An anderen Stellen wird das anders gesehen – Homo-Ehe, mehr Vielfalt in Schulbüchern. Du würdest das anders sehen?

Ja. Also gesetzlich ist das bestimmt ein guter Weg, aber die heteronormative Mauer in den Köpfen, die kriegst du nicht weg. Es geht jetzt wieder um Kinder, Kirche, Küche und Ficken, Fressen, Fernsehen, womit die innere Leere gefüllt wird. Wenn du da nicht reinpasst, weil du Fummel trägst, kreativ und lustig bist, gerne flirtest und eloquent denkst und reden kannst, dann ...

Wäre das Leben, dass du für die 80er Jahre so für Westberlin beschreibst, auch in der BRD möglich gewesen?

Nein, für mich auf keinen Fall. Wir waren Mauerstadt und hatten doch nix. Es gab doch nix. Was ich sagte – mit den Platten: Wir hörten die Musik im Radio und sechs Monate später konnten wir erst diese neuen Platten kaufen. Wir waren so ein bisschen hinterher. Zum Beispiel: In London gab es Minirocke – ehe wir die in Berlin hatten, war die Minirockmode schon wieder vorbei. Wir waren immer so abseits, also mit der Belieferung. Und dadurch ergab sich aber so 'n Selbstbewusstsein: aus Stroh Gold machen zu können. Ich kann's dir gar nicht beschreiben. Weißte, ich konnte mir nicht vorstellen, dass in Köln, München, Hamburg Leute wohnen, die glücklich sind, da zu leben ... Es gibt doch nichts Göttlicheres als Berlinerin zu sein. Sorry!

Guck mal, die Stars, die da so im *Dschungel* rumliefen – wir fühlten uns denen ebenbürtig. Einmal war da Jacqueline Bisset, also Hollywoodgröße ... Und wir so: »Who are they? We are Berliners!« Das war ein Selbstbewusstsein, das kann man sich gar nicht vorstellen. Wir Berliner waren in dieser kleinen, armen Mauerstadt zusammengepfercht und fühlten uns dennoch privilegiert, weil wir außergewöhnlich waren und in den *Dschungel* reinkamen. Man verabredete sich nicht für neue Locations, sondern es ergab sich automatisch: *Und wieder sind sie alle da, die man schon die Nacht lang sah* (Song von Lilly Berlin). Weil wir wussten, wir sind die

Hautevolee, *so special*, das prägte die persönliche Einstellung zum Leben. Eben weil wir nicht so viel hatten, hat man aus allem was gemacht ... Ci-hangir hat sich immer selbst Kostüme geschneidert. Man war kreativ. Wir dachten: Wie kann man außerhalb von Berlin leben? Unser Lebensgefühl war: Uns kann keiner was, weil wir sind alles!

Eine gute Einstellung ...

Oder? Ich sage den Kids von heute: Learn to love yourself, love yourself, love yourself. Die machen sich alle untereinander oder selbst so fertig: Mein Haar ist zu dünn, hier ist ein Speckring, sind das Augenringe oder Lidschatten? Hilfe, ich kriege Augenfalten. *Love yourself* – trotz/mit/und wegen all deiner Unzulänglichkeiten.

Das haben wir damals so gehandhabt. Es war wirklich so. In Berlin durfte jede/r so crazy und rotten sein, wie man wollte: Sugar Moon, Ratten-Jenny, die Nachtigall von Ramersdorf, Romy, Zazie – das waren so unsere Ikonen, die so schräg waren, schräger als wir. Das war toll, dass man außerhalb der Gesellschaft war – und trotzdem Teil davon.

Und hast du auch mal in Köln, München und Hamburg nachgesehen?

Ja, es gab diese Zeit, als alles so anti war – ca. 1995 ging es los. Nach den ganzen Räumungen. Da war in Berlin alles depri. Alles war so negativ. Alles war so anti. Dieses »A«-Symbol, mit so 'nem Kreis rum, das Anarcho-Symbol. Da sind wir nach München gefahren. Und München war für mich der Hammer! Weil die Punks da zwar punkig gestylt waren, aber sie rochen nach Chanel und hatten 'ne positive Einstellung zum Leben. München, das war: Jungs und Mädels waren – egal welcher sexuellen Orientierung zugehörig –, alle war'n geschminkt, gut gelaunt und frech frisiert. Als ich nach Berlin zurückkam – war alles so depressiv, no future, alles Scheiße. Obwohl in München die »schwarzen Sheriffs«, also Privatpolizei, patrouillierten und aufpassten, dass man auf dem Bahnhof nicht ausspuckte, konnte man sich da ausleben, wie in Berlin. Aber es roch nach Parfum. Anfang der 90er kippte in Berlin die Stimmung. Man merkte, man hat eh keine Macht, kann nichts gegen die Obrigkeit – das Establishment – ausrichten. Man resignierte. Gerade nach den ganzen Hausräumungen. Das war so depri – dieses »A« im Kreis. Das gefiel mir nicht. Ich wollte das Gefühl haben, wir sind gegen alles, aber trotzdem noch *mit allen* verbunden. Ich bin vorher noch nie freudig nach Wessi-Land gefahren. Aber die Münchner hatten diese Lebenslust. So entkam ich der Berliner Tristesse.

Und in der anderen Richtung: Wie hast du Ostberlin wahrgenommen?

Meine Mutter gestand mir erst mit 14, dass ich eine Halbschwester und einen Halbbruder im Osten habe – die in Halle an der Saale bei den Großeltern aufwuchsen. Wir sind mit 14 das erste Mal über den Tränenpalast in die DDR. Und ich schwör dir, das war der Horror, ein gelebter Albtraum. Weißte, du musstest ja Friedrichstraße aussteigen – und dann kommst du da hoch und da stehen überall VoPos [Volkspolizisten] mit schussbereiten Maschinengewehren. Und du weißt, du hast 15 Kilo Kaffee, dreieinhalb Kilo Kakao und 'ne *Bravo* mit. Alles Zeug für unsere Verwandten, die ich gar nicht kannte. Wir wussten, keine westlichen Zeitungen, keine Waren aus der BRD. Ich hatte Angst, als die VoPos sich meinen Kinderausweis fünf, sechs, sieben Sekunden lang anschauten. Diese Panik ... Wir hatten ja keinen Pass als Jugendliche – nur diesen Lichtbildausweis. Ob wir überhaupt einreisen durften? Panik hoch Zehntausend.

Meine Verwandten kamen nach Ostberlin – und wir mussten bis Mitternacht wieder in Westberlin sein. Ein Albtraum, diese Angst mit 14, diese Panik, dieses Prozedere ... »Woher sind Sie?« »Aus Berlin.« – »Nein, Sie sind aus Westberlin – Berlin ist die Hauptstadt der DDR.« Das war so schwierig mit den Termini. Egal, was du sagtest – es war immer falsch. Es roch nach Mottenpulver, Schießpulver und nach Testosteron. Schlange stehen, langsam weiter. Wie heute im Supermarkt – langsam, immer Abstand halten. Uah, history repeating?

Später war ich auch mal allein in Ostberlin, weil Freunde von mir aus den USA da aufgetreten sind, im Palast der Republik. Die DDR zu betreten, kostete ja Eintritt – 25 D-Mark wurden zwangsumgetauscht gegen 25 Ostmark (heute 1,50 Euro).

Mit dem Osten wird ja in der Zeit auch viel die S-Bahn verbunden – und du hattest im Vorgespräch ganz lustvoll gesagt, dass du da eine Anekdote hast. Willst du sie anbringen?

Ja, aber es war die U-Bahn. Ich wohnte am U-Bahnhof Leinestraße und wenn ich nach Wedding wollte, musste ich durch die Zone fahren. Deren Stationen waren unbeleuchtet, weil der Zug da nie hielt. Keiner durfte aus- oder zusteigen. Es patrouillierten VoPos da.

Ein Erlebnis werde ich nie vergessen: Ich war in Wedding, in 'ner Disse und fuhr wieder zurück zur Leinestraße. In der Bahn fuhren drei Leder-Homos mit. Also richtig so mit Chaps, also Arsch frei, Beule vorne im Schlüpper draußen und mit Schnauzbärten, wie der YMCA-Sänger. Und

ich war als Popper zurechtgemacht. Ich dachte: Sind das Hells Angels oder was? Uahh! Während der Fahrt haben die einen der Typen mit Handschellen an diese Haltestangen angekettet und haben den – also sechs, sieben Leute fuhren noch mit der U-Bahn, der letzten U-Bahn – da gefickt, einen geblasen. Ich dachte, das glaub ich jetzt nicht – das träume ich doch. Nicht schön. Zu viel Sexualität for me ... Und man konnte ja nicht aussteigen und den Waggon wechseln in der Zone. Ich starrte auf den Boden. Dann Endstation Leinestraße. Puh. Alle stiegen aus, auch die Typen ... aber sie ließen den angekettet ... Ich traute mich zu sagen: »Das geht aber nicht ...« – weil die U-Bahn fährt ja in den Schacht rein und dann bleibt der da angekettet. Und sie sagten dann: »Ja, ja Kleene, das machen wir schon.« und haben ihn befreit. Sie wollten ihn eben noch ein bisschen dieser Angst ausliefern. Die anderen Fahrgäste taten so, als wäre nix gewesen. Mir wurde nur klar: Dieses öffentliche Sexleben, dieses Gebahren, dieses Aussehen, also wenn das schwul ist – dann weiß ich nur eins: Schwul bin ich nicht!

Und die Sexualität von dir und um dich rum?

Mit meinen drei Freundinnen lebte ich Liebe, Harmonie, körperliche und geistige Nähe. Trumpf war: schön und großartig sein. Sex war nebensächlich, wirklich unwichtig. Ich erlebte die 80er fast sexfrei. Mein erstes Mal mit einem Mann hatte ich dann mit 30. Ab da war ich dann nur noch sexuell aktiv ...

Obwohl ... Es gab keinen sexuellen Dresscode, dass man sich »sexy« anzog, um zu gefallen oder Männer aufzuzeielen: Ich hatte so 'nen Gummirock mit drei Schlitzern überm Hintern. Das war für mich kein sexuelles Teil, sondern eins, das gerade in war, so Fetisch- und Nuttenstiefel ... nichts Sexuelles, sondern modisch-aktuell. So empfand ich auch alle Menschen um mich herum, als schöne, nette Wesen – die sich aufgerüschelt hatten. Sex fand privat statt, war versteckter, man legte es nicht öffentlich darauf an. Es passierte oder passierte nicht. Man ging aus, um mit anderen zu feiern und sich zu feiern.

Wie sich unser Zusammenleben gerade verändert, unser Umgang, gefällt mir absolut nicht! Alle starren nur noch auf ihr Smartphone. I hate Äpp-Päpp-Schnäpp-people. Wisch und weg – nicht meins! Es fällt mir schwer, dieses Gebaren zu akzeptieren. Aber Gesellschaften verändern sich ständig. Hildegard Knief sagte: »Der größte Anspruch, den das Leben an uns stellt, ist, eine Veränderung zu akzeptieren. Unsere Veränderung, die Veränderungen unserer Umwelt – mit ihr – durch sie.« Da hat sie recht. Aber ich kann das nicht.

Abschließend möchte ich sagen: Wehret den Anfängen – Beware of the beginnings ... Unserer Individualität steht Heteronormativität gegenüber, sichtbar als Konformi- und Uniformität – als Mainstream-Herden, mit der Tendenz, die »Anderen«, die »Bunten«, die nicht in das Grau-in-Grau Passenden negativ zu bewerten oder sie auszuschließen.

Ich fordere mehr Zwischenstufen – denn je mehr Zwischenstufen, desto mehr Zwischenmenschlichkeit.

Free your mind and the rest will follow. *If you accept, you are accepted!*

No more straight-acting to please straight people. No ghettos! I am glad and proud to be genderfluid, also bitte nicht mehr: »stock«-homo/-hetero/-trans – gäh, wen bringt *das* weiter?

Mein Vorschlag: Werdet flexibler: Become trans-/straight- or gay-flexible! No pegging/no labels/no evaluation/no assessment. Werdet hetero-, homo- oder trans-*fluid* and the world will be a better place.

Have a nice one ... with love – truly yours – Gêrômina

»Ich habe gedacht: Rassismus ist vorbei. Homophobie ist vorbei. Klassismus ist vorbei. Das ist Berlin.«

Bilbo Calvez im Gespräch

Bilbo Calvez ist in einem Pariser Vorort aufgewachsen und mit einem Abschluss in Genetik in der Tasche 1985 nach Berlin gezogen. Schon in Paris hatte sie sich für audiovisuelle Kommunikation interessiert. Dort arbeitete sie im privaten Rundfunk und entdeckte das Film-Schneiden für sich. In Berlin bewegte sich ihr Leben zwischen Film, Fernsehen und Kunst. 2012 entschied sie sich, sich vollständig der Kunst zu widmen. Im fotografischen Kunstprojekt Publik-Privat erforscht sie die Verbindung zwischen Gesichter- und Gehirnasymmetrie, im Multimediaprojekt Faces of Love setzt sie sich mit Langzeitbeziehungen und Gesichtszügen auseinander, im multimedialen interaktiven Kunstprojekt Die Bärensuppe lässt sie ihren Besuchern eine Suppe kochen, die für die Vision einer geldfreien Gesellschaft steht. Zurzeit schreibt sie ein Liebesroman, der in einer geldfreien Zukunft stattfindet. Ihr Leben bestreitet sie durch Spenden ihrer Community, den Verkauf des Buches Publik-Privat und ihre Tätigkeit als französische Sprecherin. Informationen: www.bilbo.calvez.info und lene.calvez.info.

Im November 2020 sprach Heinz-Jürgen Voß mit ihr über ihr Westberlin, über Sexualität und Geschlecht.

Wie waren deine ersten Eindrücke als du 1986 nach Westberlin gekommen bist?

Eigentlich war es 1985, aber legal war es 1986. Daher sage ich immer 1986. Die Sache ist die: Ich war in Paris an der Universität und habe Genetik studiert. Um mich zu finanzieren, war ich Postbote, habe als Pantomimeartistin auf der Straße in Montmartre gejobbt, für eine Radiosendung gearbeitet und war noch dazu Mathelehrerin in einer privaten Schule für wohlhabende Jugendliche. Mein Zeitplan war enorm, weil ich von meinen Eltern nicht mehr unterstützt wurde. Mein Pantomimepartner, ein schwuler Mann und mein Lehrer in Bezug auf Pantomime, hat mir eines Tages gesagt: »In Berlin kannst du leben ohne Geld.« »Wow!« Denn ich war immer nur am Gucken, wie ich überleben kann. Das ging, aber ich habe

nur vier oder fünf Stunden pro Tag geschlafen. Ansonsten war die Uni, die Radiosendung und dazu die Arbeit. Das war viel, aber ich wollte nichts aufgeben, weil mir alles wichtig war. Also dachte ich: »Wow. Das ist ja fantastisch.« Außerdem war ich schon einmal in Berlin gewesen und diese kurze Reise hatte mich fasziniert. Also bin ich zu einem Konzert – von Einstürzende Neubauten – wieder nach Berlin gefahren. Ich hatte diesmal zwei schwere Koffer dabei, mit Schallplatten gefüllt. Ich dachte, vielleicht kannst du dort etwas machen. Ich bin per Anhalter mit einem polnischen Fahrer mitgefahren. Ich sprach nicht seine Sprache: Er sprach Polnisch und Russisch, ich sprach Französisch und ein bisschen Englisch. Er war auf dem Transit Richtung Osten. Aber er konnte mich in Berlin am Zoologischen Garten irgendwie absetzen. Es war Oktober 85, und es lag überall Schnee. Ich bin aus seinem Auto ausgestiegen und fand es so hässlich. Und ich dachte: »Nee, ich geh' nach Polen.« Aber mit den ganzen Sachen konnte ich nicht rennen. Ich sah noch sein Auto, die Ampel war auf Rot. Ich lief und dachte, ich schaffe es vielleicht noch. Aber dann wurde grün und er fuhr los. Und so bin ich in Berlin geblieben. Also wegen der Ampel bin ich in Berlin gelandet, sonst wäre ich nach Polen mitgefahren.

Die erste Kneipe, in die ich hineingekommen bin, war das *Anderes Ufer*, eine schwule Kneipe – und es ergab sich ein absoluter Zufall: Es war nur an einem Tisch etwas frei. Ich habe den Mann an dem Tisch gefragt, ob der Platz frei war – auf Englisch, aber mit französischem Akzent. Der Mann antwortete auf Französisch. Er war selbst Franzose und Lehrer am französischen Institut in Berlin. Ich durfte bei ihm bleiben – für ein paar Monate. Somit hatte ich meine Füße direkt in der LGBT-Community, wo ich mich bald sehr gut zurecht fand. Vorher war ich in Paris schon mit einem Mann zusammen, einem schwulen Mann, der auch mit einem anderen Mann zusammen war. Also waren wir zu dritt. Das war mir egal. Wir hatten so gut wie keinen Sex miteinander, waren eher Kuschelbären, aber wir haben uns extrem geliebt. Ich hatte kein Etikett für diese Beziehung. Ich wusste gar nicht, wo ich mich in der Sexualität zu Hause fühle. Bin ich schwul oder asexuell? Männer? Frauen? Ich wusste auch nicht, warum das alles auf der Welt so wichtig sein sollte. Irgendjemand aus Berlin, ich weiß nicht mehr, ob es Gérômina war, sagte zu mir: »Du bist anders. Aber wir sind auch anders. Also gehörst du zu uns.« Und damit war die Sache geklärt. Das Schöne an dieser Community war, dass sie mich sehr wenig gefragt haben. Ich konnte sein, wie ich will, ohne dass mich jemand fragt, was oder wie ich bin. So bekam ich die Zeit, von meiner Vergangenheit zu heilen. Ich wurde

von denen bemuttert, geschminkt, sie haben mich angezogen, haben mich in schwule Kneipen mitgenommen. Ich war damals so androgyn, dass ich wirklich in alle schwulen Kneipen gehen konnte und es niemandem aufgefallen ist. Ich war ein klassischer femininer Schwuler, von der Optik her. Ich habe gern damit gespielt. Auch andere haben gern mit mir gespielt. Immer wieder haben Freunde versucht, mich weiblich zu fotografieren, weil ich so männlich war. Männlichkeit war ein wichtiger Schutz für mich, von dem ich mich nicht so schnell trennen wollte. Aber wenn ich auf Theaterbühnen war, war ich total bereit, eine Frau zu sein. Da hatte ich die Erlaubnis von der Regie. Dann kam ich runter von der Bühne und habe sofort wieder etwas Normales angezogen, damit ich am besten nicht auffalle.

Kannst du das genauer erklären: Männlichkeit als Schutz?

Das hat mit meiner Vergangenheit in Paris zu tun. Ich bin in einem Vorort von Paris aufgewachsen, einem Brennpunkt, mit sehr viel Armut und unglaublich viel Gewalt. Ich glaube, ich war sechs Jahre alt, als ich mir zu meinem Geburtstag einen Penis gewünscht habe. Den ich natürlich nicht bekomme habe. Den Grund für diesen Wunsch wusste ich damals nicht. Aber vielleicht habe ich gespürt, dass man als Frau ganz schlechte Karten hat und es gar keine gute Idee ist, eine Frau zu sein – in meinem Pariser Vorort. Mit sechs habe ich also entschieden, ein Junge zu sein. Ich war ein stures Kind und man brauchte das mit mir nicht zu diskutieren: »Ich bin ein Junge. Punkt. Aus.« In der Schule sollten die Mädchen dieses und die Jungen jenes machen – ich stand mit den Jungs, und man brauchte das mit mir gar nicht zu diskutieren. Ich war auch ein bisschen gewalttätig, sofern jemand in meine Rechte, in meine persönliche Freiheit einzugreifen versuchte. Das hat sich über die Jahre nicht verändert. Außerdem war ich ein hochbegabtes Kind, was in diesem Vorort schwierig war. Ich war in der Schule immer die Beste, habe zwei Klassen übersprungen und war trotzdem immer noch die Beste. Die Mathelehrerin dachte: Was soll ich ihr noch beibringen? – Sie versteht es sofort. Also habe ich immer den Clown gemacht und habe immer viele Fragen gestellt, obwohl ich es verstanden hatte, weil ich wusste, die anderen haben etwas nicht verstanden und ich wusste, was fehlte, damit sie es alle verstehen. Da hatte ich etwas Altruismus. Ich hatte auch oft Streit mit den Lehrern, sie fühlten sich mir gegenüber machtlos. Ich war als Junge in der Schule, habe mich wie die Jungs angezogen, mit ihnen gespielt. Mit Mädchen konnte ich überhaupt nichts anfangen. Auch weil ich viel jünger war, durch diese ganze Klassensprin-

gerei und ich mich den Jungs viel näher fühlte, die auch mit der Pubertät später waren als die Mädchen. Ich habe auch meine Aufsätze mit männlicher Grammatik geschrieben. Die Lehrer konnten mich nicht wirklich bestrafen, weil alles sonst richtig war. Es ist also durchgegangen, sie haben es irgendwie geduldet.

Ich wurde trotzdem massiv von Männern angemacht. Einmal war ich mit einer Freundin unterwegs und wurde von einem Mann in einer Kirche in Paris angetatscht, der dann fragte: »Bist du ein Junge oder ein Mädchen?« »Ich bin ein Junge, du Arschloch.« »Oh ...« Das war ein effizienter Schutz, diese männliche Geschichte. Außerdem war ich auch Modell geworden für einen Maler, der sich mit Androgynität beschäftigte. Es war also schon Thema. In der U-Bahn haben mich Kids gefragt, ob ich ein Junge oder ein Mädchen bin. Das war sehr unklar. Einerseits weil ich ein sehr androgynes Gesicht hatte, aber auch durch meine männliche Körpersprache und dadurch, dass ich keine Brüste bekam und sich mein Becken nicht groß verbreitert hatte. Ich hatte sogar einen Stimmbruch gehabt, so wie die anderen Jungs, also ich hatte eine sehr tiefe Stimme. Im Grunde genommen habe ich mich so sehr mit den Jungs identifiziert, dass ich zu einem Jungen geworden bin. Das blieb auch sehr lange so. Und so konnte ich auch in der schwulen Szene in Berlin inkognito unterwegs sein. Obwohl sie auch damit gespielt haben. Ich weiß noch, für *Das Magazin der Aids-Hilfe* habe ich mal Mädchen gespielt, und sie haben mich fotografiert. Ich habe noch das Cover davon. Also man konnte mich wirklich in beide Richtungen trimmen. Meist ging es dabei in eine androgyne Richtung. Zum Beispiel hat Susanne Blessing Mode gemacht, ihr Label hieß *Hermaphrodite*. Sie liebte es, mit mir zu arbeiten, weil es mit mir möglich war, in beide Richtungen zu gehen, und mir alles passte. Viele mochten dieses Dazwischen. So war ich sehr lange mit dieser Androgynität beschäftigt und habe mich dabei auch wohlgeföhlt. Das fühlte sich richtig an. Und es war ein guter Schutz, damit ich nicht von Männern auf der Straße geärgert werde.

War eher der Schutz im Vordergrund? Oder war es mehr das, was du wolltest? Was war zentraler?

Ich weiß es ehrlich gesagt nicht. Ich habe mich sehr stark als Junge identifiziert und mich auch damit wohlgeföhlt, weil ich Mädchen nicht verstand. Ich hatte keinen Zugang zu der Welt der Frauen. Ich war schon sehr früh von weiblichen Männern angezogen, also Männern mit Lippenstift, Ohrringen oder im Kleid. Die haben mich immer interessiert und ich habe

mich am laufenden Band in solche Männer verliebt. Ich kann es also nicht sagen: Am Anfang habe ich mir nicht die Frage gestellt, ob es eine Sicherheitsgeschichte war. Ich habe später gedacht, dass es vielleicht ein Manöver war, um sicher zu sein. Es war keine bewusste Entscheidung, um vor der Gewalt sicher zu sein; aber es kann eine unbewusste Entscheidung gewesen sein, um mich vor der Gewalt zu schützen. Auf alle Fälle habe ich mich als Junge gefühlt.

Ich habe auch daher gefragt, weil du in Bezug auf die Westberliner Community sagtest, dass du »heilen« konntest ...

Ich habe eine sehr gewalttätige Mutter gehabt. Das ist ein Thema, bei dem ich immer weine, wenn ich darüber rede. Es war eine schwierige Kindheit: Mein Vater ist gegangen als ich vier Jahre alt war, aber er war die vier Jahre schon nicht mehr richtig bei uns, weil er schon anders verliebt war. Er war sehr jung. Er war 17 beim ersten Kind und 21 beim dritten. Die Trennung war für ihn richtig, denn er ist noch immer mit der Frau zusammen. Aber ich bin mit dem Hass meiner Mutter gegenüber dieser Frau und meinem Vater aufgewachsen. Und ich habe ihrem Hass geglaubt, also ich dachte, dass sie Recht hat. Es ist keine schöne Sache, in Hass aufzuwachsen. Meine Mutter hat auch allgemein einen Hass gegen Männer gehabt. Ihre Logik habe ich bis dato nicht verstanden. Ich habe mich einmal mit 13 wie ein Mädchen geschminkt – und sie hat mich angeschrien und geschlagen. Ein anderes Mal hat sie mich gezwungen, ein Kleid anzuziehen – was sehr schlimm war, weil alle dachten, dass ich ein Junge wäre. Ich habe sie dafür gehasst. Ich hatte keine schöne Kindheit. Meine Mutter war auch sehr achtlos, blind könnte man sagen. Mit acht Jahren bin ich aus dem Fenster gesprungen. Also mit acht denkt man, man bringt sich damit um, aber wir wohnten im ersten Stock ... Danach kam ich wieder nach Hause und sie fragte mich nicht, woher ich komme – sondern schrie mich an, weil ich die Schlüssel mitnehmen sollte, wenn ich aus der Wohnung ging. Wenn ich überlege, ob ich glückliche Momente in der Kindheit gehabt habe? Es fällt mir sehr schwer, da etwas zu finden. Vor allem sind sie nicht mit ihr. Sie war gewalttätig und wechselhaft: Sie konnte schlagen und dann singen und wieder schlagen. Man wusste nie, woran man bei ihr ist. Deshalb war ich schon sehr verletzt. Auch diese Sache mit der Gender-Unklarheit war schwierig, weil ich nicht wusste, wo ich dazugehöre. Ich hatte zwar immer ein Mädchen oder einen Jungen, mit dem ich mich verstand, war also nicht komplett isoliert, aber ich wurde niemals zum Geburtstag eingeladen – das

wäre dann wiederum für sie too much gewesen. Es ist schon einsam, ein Exot für die anderen zu sein. Vor allem in einem solchen Vorort. Mit den Jungs ging es einigermaßen, mit den Mädchen war ich eher auf Abstand. Ein richtiges Zugehörigkeitsgefühl hatte ich nirgends. Daher war ich froh, in Berlin etwas Auszeit von dem Ganzen zu bekommen – bei Leuten zu sein, die mich gar nichts fragten. Ich bin sehr dankbar für diese Menschen und für diese Zeit. Sie war nicht superlang – ein paar Jahre, aber ein paar Jahre, in denen ich dieses Gefühl von Sicherheit bekam: mit Menschen, die mich beachteten und die mich nahmen, wie ich bin, die nicht nachbohrten oder urteilten. Das ist eine Szene, die mir immer noch viel bedeutet, obwohl wir damals nie intellektuelle Gespräche hatten. Es war alles ohne Sprache, außer mit Alain, weil er Franzose war, aber mit den anderen habe ich nur ganz wenig gesprochen. Ich habe noch kein Deutsch gesprochen.

Gab dir vorher auch schon Paris einen solchen Raum, als du studiert hast?

Das war ganz anders. Ich habe nur ein Jahr in der Pariser Innenstadt gelebt. Ich habe meist im Vorort gelebt, weil es viel billiger war. Bei uns war der Spielplatz für die Kinder der Supermarkt, weil es keine nennenswerten Spielplätze gab. Es gab nur Beton. Es gab keine Sandkästen, weil jemand reinpinkeln könnte. Besonders war an meiner Stadt, dass sie auf zwei Ebenen gebaut wurde: Auf der unteren Ebene waren die Parkplätze, darüber waren die Häuser mit den Eingängen. Auf der oberen Ebene gab es Betonplattformen, die als Spielplätze dienen sollten, ein kleines Einkaufszentrum und sonst nichts. Die Betonplattformen waren für Kinder nicht geeignet, dort haben sich Jugendliche manchmal getroffen. Auf den Parkplätzen haben wir uns auch getroffen, dort hat man sich das erste Mal geküsst und so weiter. Ich habe einen Film *Die Banlieue brennt* (2017)¹ über diese Stadt gemacht, der erklärt, wie sich diese Stadt radikal verändert hat – durch einen exzellenten Bürgermeister. Es hat wenig mit meiner Geschichte zu tun, aber es ist ein guter Film, um diese Stadt besser zu verstehen.

Ich war viel in Paris, weil die Schule und der Radiosender dort waren. Aber wenn du vom Vorort nach Paris kommst, wissen die Leute immer, dass du nicht aus Paris bist, weil du diesen Vorortakzent hast, die Klamotten und die Körpersprache verraten dich. Und ich sowieso: männlicher als männlich, damit ich nicht als Frau auffalle. Mit diesem typischen Gang –

1 Regie: Bilbo Calvez. Online: <https://youtu.be/X658DJyCF8> (05.01.2021).

Gérômina nennt das meinen »Seemann«-Gang. Es gibt einen Film – *La haine: Hass*, den musst du sehen, damit du verstehst, wie Leute aus den Banlieues in Paris behandelt werden. Es gibt dort einen unglaublichen Klassismus. Als jemand aus den Banlieues ist man in Paris Mensch zweiter Klasse; und wenn man etwas dunkler ist, dann Mensch dritter Klasse. Das spürt man sehr stark. Das ist nicht gut fürs Selbstbewusstsein. Es gibt auch eine Szene in dem Film, die mich immer zum Heulen bringt: Da kommt der Darsteller nach Hause, und die Mutter sagt: »Wenn du wiederkommst, holst du Salat.« So tickte auch meine Mutter: Sie sagte immer »Du denkst wohl, du bist etwas Besseres. Du wirst hier nicht rauskommen. Du bist hier geboren, du wirst hier auch sterben.« Es war wie eine Verdammnis. Ich wurde durchweg von meiner Mutter erniedrigt oder beschimpft – eigentlich nonstop. Ich war immer schuld daran, dass mein Vater weg war. Er hatte sich ein Mädchen gewünscht und damit hatte ich versagt, also wollte ich kein Mädchen mehr sein. Frauen waren eh die Verliererinnen.

Mein Freund war ein schwuler Mann. Ein eleganter großer Mann, ein dunkler Franzose, der auch mit High Heels unterwegs war. Ich konnte ihm damals helfen – und er wurde ein bekannter Radiomoderator. Sein Freund, der 20 Jahre älter war als wir, war ein bisexueller Mann, mit einem Kind – und nun in dieser Beziehung mit meinem Freund. Dieser Mann hat uns beigebracht, dass Kerzen auf dem Tisch nicht bedeuten müssen, dass es einen Stromausfall gibt. Er hat probiert, uns Dinge zu zeigen, von der Schönheit der Welt – also nicht von der Natur, sondern vom sozialen Leben. Er hat uns gezeigt, dass man spazieren gehen kann – einfach nur so. Das kannte ich gar nicht. Ich kannte nur, dass man da oder dort hingehet – aber man geht doch nicht spazieren. Und sicher nicht in der Nacht. Bei uns im Vorort war um neun Uhr abends die Tür zu. Auch wenn dein bester Freund kam, es wurde nicht geöffnet – das war viel zu gefährlich.

Damit von Paris nach Westberlin. Was war so einladend und aufnehmend an der Berliner Community?

Ich war nicht so richtig da, die Erinnerungen an diese Zeit sind etwas dunkel. Ich habe funktioniert und auch nicht funktioniert. Zuerst habe ich geputzt und so. Aber sehr schnell habe ich eine Stelle als Sprecherin und Videomacherin bei der französischen Bundeswehr gefunden. Ich habe mir dort alles selber beigebracht. Ich bin ein halbes Jahr dort geblieben und danach habe ich viel Zeit beim Offenen Kanal verbracht, um weiter zu lernen. Ich war von visuellen Rückkopplungen fasziniert, habe die Rea-

lität in Bildern verfremdet und wahnsinnig viel produziert. Ich hatte zwei Leben – einerseits mit diesen Männern, andererseits mit der Kunst und den Filmen.

Meine ersten zehn Jahre in Berlin war ich hundertprozentig asexuell. Mit 28 oder 30 Jahren ungefähr kam etwas Veränderung in das Ganze. Ich bin nach Afrika gefahren, weil ich Kontakt zur Natur suchte. Dort habe ich einen israelischen Mann mit einem Motorrad getroffen, Gabriel, und wir sind zusammen durch den Dschungel gefahren. Ich war in ihn verliebt und dachte, da könnte irgendwas sein – aber es war nicht wirklich was, wir waren auch nur fünf Tage zusammen. Ein Jahr später habe ich ihn kurz besucht. Er hatte eine Freundin und ich konnte nicht bei ihm bleiben. Er hat mir empfohlen, nach Sinai zu fahren. Dort habe ich einen alten Magier getroffen. Dass die zwei Männer sich kannten und Gabriel klar war – er war selbst ein Magier –, dass ich ihn treffen würde, habe ich erst Jahre später erfahren. Der alte Magier hat mir angeboten, am Strand mit ihm zu meditieren und ich habe zugesagt. Ich war sehr verzweifelt, dass meine Liebe mit Gabriel nicht möglich war und war zu allem bereit. Auch zu sterben. In dieser Nacht am Strand hat sich meine Sexualität radikal geöffnet. Das war sehr intensiv – gefühlsmäßig ein Orgasmus über mehrere Stunden, ganz ohne Körperkontakt, etwas, das man sich nicht vorstellen kann, gerade wenn man asexuell ist. Zurück in Berlin, habe ich dann eine Energiegruppe gesucht – das hat aber nicht funktioniert. Meine Energie war zu stark, und ich wurde als »Teufel« aus der Gruppe entlassen. Dann habe ich angefangen, willkürlich mit Männern zu schlafen – das war es auch nicht. Irgendwann habe ich aber den Vater von meinem Sohn getroffen. Er war in Japan mehrere Jahre mit einer Geisha zusammen gewesen. Mit ihm hatte ich jemanden gefunden, mit dem sich meine Sexualität entfalten konnte. Ich wurde dann zur Frau. Nicht unbedingt in meiner Erscheinung, aber zu einer heterosexuellen Frau. Mit einer starken Anziehung für schwule Männer – oder für tolerante, offene, in Sexualität gebildete Personen, wie den Vater von meinem Sohn.

Meine Entscheidung, Paris zu verlassen, hing auch damit zusammen, Belästigungen zu entgehen. Du musst dir vorstellen: Ich musste nachts arbeiten, und auf dem Weg in der U-Bahn wurde ich oft angemacht – bei einer Fahrtstrecke von 30 Minuten manchmal vier- oder fünfmal. Eines Tages setzte sich jemand neben mich und ich zuckte vor Angst. Dann sprach er mich an. Er kannte mich. Er fragte mich, warum ich so ängstlich reagiert hatte. »Weil ich oft angemacht werde.« Er sagte: »Du siehst auch aus wie

ein Opfer, so wie du dasitzt.« Ich habe nicht verstanden, was er meinte – aber es hat gewirkt.

Hätte es eine Rolle gespielt, wenn es in Berlin aufgefallen wäre, dass du eine Frau bist?

Einige schwule Clubs in Berlin waren für Frauen nicht erlaubt. Trotzdem war ich einmal in *Toms Bar*. Da wurde ich von einem Mann angemacht. Er kam zu uns – und ich dachte: Jetzt wird es doof, weil es herauskommen wird, und ich werde rausfliegen. Ich bin lieber gegangen, auch weil ich merkte, dass der Kellner skeptisch wurde. Aber es waren nur ganz wenige Läden, die so streng waren.

Ich bin häufiger allein nach Hause gegangen, weil ich mit schwulen Männern ausgegangen bin, die nach Sex suchten und am Ende des Abends jemanden fanden. Ich wohnte damals mit zwei schwulen Männern zusammen – und wir hatten den Deal, dass ich immer bei dem mit im Zimmer schlafe, der keinen mit nach Hause gebracht hatte, oder in dem Zimmer von dem, der gar nicht nach Hause kam.

Du hast vorhin auch den Begriff »asexuell« erwähnt. Hast du dich so verortet?

Ich hatte keine Etiketten. Ich kannte sie nicht mal. Weder asexuell noch polyamorös oder sonst etwas. Die Frage habe ich mir nicht gestellt. Es war sowieso eine kurze Zeit, vielleicht zwei Jahre, in der ich nur mit Schwulen unterwegs war. Außer bei meiner Arbeit natürlich – beim Filmen. Aber wenn ich arbeite, sehe ich die Menschen nicht wirklich. Zumindest damals. Das führte dazu, dass ich mit jemandem den ganzen Tag schneiden konnte und ihn am nächsten Tag nicht wiedererkannte. Wenn ich gearbeitet habe, war ich nicht an Klatsch interessiert: Ich habe nicht gewusst, wer mit wem etwas hat, wer schwanger ist oder so. Sozial war ich auf Arbeit gar nicht anwesend.

Und wie spielt Sexualität und Geschlecht in deiner Arbeit eine Rolle?

Nicht direkt Sexualität, aber Gender. Die Fotos, die du von G r mina hast, sind Teil des Projekts *Publik-Privat*, eine Auseinandersetzung mit der linken und rechten Gesichtshälfte von Menschen. Beide Seiten sind sehr unterschiedlich und ich habe viele Leute fotografiert, um herauszufinden, was dahintersteckt. Ich habe zunächst gesehen, dass die rechte Seite die männliche und die andere die weibliche ist. Zumindest

für Rechtshänder. Für Linkshänder ist es ein wenig komplizierter. Die Motorik ist im Gehirn gekreuzt – die linke Seite des Gesichts wird von der rechten Gehirnhemisphäre motorisch diktiert und umgekehrt. Im Grunde ist die linke Seite des Gesichts eine Art virtueller Ausdruck der rechten Gehirnhemisphäre und umgekehrt. Wenn Emotionen oft vorkommen, verändert sich auf Dauer die Anatomie, Falten sind ein Beispiel. Die Verbindung zwischen den Gehirnhälften und Gesichtshälften habe ich weiter untersucht.

Die rechte Gesichtshälfte zeigt wenig Emotionen, ich nenne sie scherzhaft die »Botox-Seite«. Jedoch wird sie mehr gesehen als die linke. Das hat damit zu tun, dass das visuelle Zentrum für Gesichtserkennung sich rechts im Gehirn befindet. Man holt ja kein Maßband heraus, um ein Gesicht zu erkennen, es ist ein emotionaler Prozess. Also bekommt die rechte Seite eines Gegenüber die meiste Aufmerksamkeit. Deshalb nenne ich diese Seite (die rechte Gesichtshälfte): Publik. Die linke Gesichtseite nenne ich: Privat. Diese linke Seite des Körpers steht für das Kreative, das Unbewusste, die emotionale Welt, die weibliche Kraft, die Verbindung mit dem »Einssein«, so als ob wir uns alle eine einzige rechte Hemisphäre teilen würden.

Das hat mich sehr interessiert, weil es viel mit Frieden zu tun hat. Das ist mittlerweile mein Hauptthema geworden. Die emotionale Seite in uns wird in der Gesellschaft sehr unterdrückt. Alles ist zahlenlastig, von Geburt bis zum Tode. Die Fähigkeiten der rechten Gehirnhemisphäre haben in unserer Gesellschaft, in der Schule, auf der Arbeit, wenig Raum. Sie ist bei uns – vor allem im Westen – verkümmert. Wenn wir aber mehr auf sie achten würden, dann würden wir auf der Welt Frieden finden können. Mir geht es um das Einssein. Menschen gehören in Gemeinschaften, sonst verkümmern sie. Geld macht nicht glücklich, sondern Verbindung. Wenn wir verstehen, dass wir eins sind, gibt es auch keinen Grund mehr, sich gegenseitig zu bekriegen. Dann spielen Nationen, Hautfarbe, sexuelle Orientierungen oder Meinungen keine Rolle mehr. Es ist eigentlich lustig: Ich plädiere für die rechte Hirnhemisphäre, aber ich bin eher sehr linkslastig. Ich denke sehr logisch, bin genau mit Zahlen, lerne Programme schnell, bin sehr gut in Mathe ...

Frieden ist mein Hauptthema geworden. Das geschah ein bisschen zufällig, als ich angefangen habe, Menschen auf Bänken zu fotografieren, quer durch Europa. Und dabei habe ich immer mehr gemerkt, dass mich eigentlich Gesichter interessieren. Ich wollte aber nicht weiter Gesichter



Abb. 1: Gérôme Castell in der Fotoserie *Publik-Privat*.

auf der Straße »klauen« – bei diesem Projekt ging es um den Moment und ich versuchte unbemerkt zu fotografieren. Deshalb habe ich das Projekt *Publik-Privat* begonnen, wo ich mit meinen Modellen sehr genau arbeiten konnte, ohne mich zu verstecken. Für *das* Projekt *Publik-Privat* habe ich sehr darauf geachtet, dass jedes Gesicht eine eigene Identität hat. Ich habe sehr genau gearbeitet, damit die Gesichter, die aus den Gesichtshälften zusammengesetzt sind, nicht wie Monster aussehen. Die Modelle kamen einmal, zweimal, dreimal – bis es gut genug war. Ich wollte, dass man jede Chimäre ernst nehmen kann. Viele Menschen brauchen eine ganze Weile, bis sie merken, dass es eine Spiegelung ist, obwohl es eigentlich an den Haaren definitiv sichtbar ist. Ich bin sehr perfektionistisch in meiner Arbeit.

Diese Arbeit hat auch etwas mit mir zu tun. Ich war als kleines Mädchen ein sehr sensibler Mensch, und ich habe mich nach dem Weggang meines Vaters stark verändert. Aber die sensible Seite ist geblieben, auch wenn nur schwer sichtbar in meiner männlichen Erscheinung. Ich konnte als Kind nicht mit ansehen, wenn jemand eine Ameise zertrat. Ich wurde wütend und aggressiv. Ich habe auch kein Fleisch essen wollen, obwohl ich oft dazu gezwungen wurde. Ich musste Stunden am Tisch sitzen, bis ich dieses Ding gegessen habe, oder eher mit viel Wasser heruntergeschluckt. Ich hatte keine Chance zu entkommen. Meine Mutter war da rabiati: Du hast es solange vorgesetzt bekommen, bis du es gegessen hast. Wahrscheinlich bin ich im Kern als sehr weiblicher Mensch geboren, dann war ich zwanzig Jahre ein Junge. Und jetzt setze ich mich mit Weiblichkeit auseinander. Künstlerisch, aber auch politisch. Das »Standard-Weibliche« hat in meinem Leben gefehlt, ich habe es nicht gelernt und es passte nie zu mir.

Nach und nach habe ich eine authentische Weiblichkeit in mir erfahren. Es gibt dafür keine Schule. Kein Vorbild. Nur das Erfahren.

Westberlin: Du sagtest, als du ankamst, fandest du es hässlich und wolltest weiter nach Polen ...

Es war tatsächlich hässlich. Die Gegend um den Bahnhof Zoo ist keine schöne Gegend. Ich komme zwar aus einem Vorort, aber ich kannte die Schönheit von Paris und ich hatte nicht erwartet, dass Berlin so hässlich ist. Franzosen haben schon einen Sinn für Ästhetik in der Architektur, finde ich. In Berlin, da stehen Gebäude nebeneinander, die gar nicht zueinander passen. Da weißt du gar nicht, was man sich dabei gedacht hat. Es muss ja nicht das Gleiche sein, aber man sollte doch nach Harmonie suchen. Das war auch in der U-Bahn auffällig: In Paris schlossen die Türen nach einem zurückhaltenden Schnarren, in Berlin hattest du grell leuchtende Lampen und lautes »Bäh – Bäh – Bäh«. Dazu kommt, dass ich als Franzose die deutsche Sprache potthässlich fand – nicht so sehr bei den Schwulen, weil sie immer mit ein bisschen Singsang sprechen, aber bei den normalen Leuten auf der Straße. Ich fragte mich immer, ob ich etwas falsch gemacht hatte. Wenn ich irgendwo war und jemand sagte: »Okay, jetzt kannst du gehen.« Für die war das ganz normal, aber ich dachte, jetzt bist du rausgeschmissen. Die Rituale der Franzosen, wie man einen Ort verlässt, sind hochkompliziert. »Jetzt kannst du nach Hause gehen ...« – das sagt in Frankreich kein Mensch. Und dass sie sich hier in Berlin gar nicht angefasst haben, damals – bevor Ecstasy kam – hat mich auch belastet. Ecstasy hat sie gerettet. Und die elektronische Musik. Jetzt trennt Corona die Menschen. Sie werden wie früher – das ist ganz schlimm. In den 80ern, außer in den LGBT-Communities, waren die Deutschen unglaublich kühl. Sie haben sich kaum angefasst. In Frankreich fand ich das ständige Küssen zwar schlimm, aber in Deutschland habe ich die körperliche Nähe doch vermisst ...

Zum Glück, mit Ecstasy mussten sich die Menschen anfassen, weil es nicht anders geht. Die Menschen haben die Nähe entdeckt, und sie haben sich verändert. Die Ecstasy-Tabletten haben die deutschen Berliner gerettet. Man spricht auch von der »Berliner Umarmung« – aber die ist gar nicht so alt. Auf jeden Fall in den 80er Jahren gab es diese Umarmung nicht. Sicherlich hat diese Veränderung auch damit zu tun, dass viele Ausländer kamen. Auf alle Fälle waren die Berliner, als ich kam, sehr kühl. Was natürlich auch ein Vorteil ist, wenn man keinen Kontakt haben will ...

Du lernst erst deine Kultur, wenn du sie verlässt – und sie damit schätzen lernst. Vorher dachte ich, Franzose sein oder etwas anderes, macht doch gar keinen Unterschied. In Berlin erfuhr ich diesen Kulturschock. Die Franzosen haben diese direkte Art gar nicht. Auch wenn du gerade erzählst, dass du verlassen wurdest – die Franzosen werden immer eine Möglichkeit finden, mit dir darüber zu lachen. Es wird nur gelacht. Das wird nicht als unempfindlich wahrgenommen, sondern eher als unterstützend. Hier kannst du das nicht machen, sonst wirst du als unsensibel oder einfach als Arschloch wahrgenommen. In Frankreich ist das okay – sie lachen und weinen zugleich.

Aber gleichzeitig ist diese Kühle auch das, was mich an Berlin gefesselt hat. Diese Melancholie. Die Einschusslöcher in den Mauern. Das passte zu meinem tieferen Seelenzustand. Ich empfand eine Hassliebe-Beziehung zu dieser Stadt. Das Depressive, Triste und zugleich Verrückte. Es gab zum Beispiel ein Lokal, *O-Bar*. Dort gab es Doppelfenster zur Straße mit einem großen Abstand zwischen den Fenstern, vielleicht 80 Zentimeter. Im Winter, als es draußen kalt war, haben Leute, halbnackt und besoffen zwischen den Fenstern getanzt. Das war dieses Ding in Berlin: Diese Mischung aus Exotik und kompletter Freiheit. In Paris kannst du nicht rausgehen, ohne zumindest ein Minimum zu gucken, wie du aussiehst. Du gehst nicht mit Jogginghose raus – das geht im Vorort, aber nicht in Paris. Das kannst du nicht machen. In Berlin gibt es keinen Kodex. Es ist ganz egal, was du trägst. Das ist schon befreiend. Du kannst um vier Uhr nackt auf der Straße laufen, es macht dich keiner an. Ich wurde in Berlin nie angemacht. Gar nicht. Das ist ein wunderbarer Aspekt dieser Stadt. Du wirst nicht beurteilt, und du musst dich nicht verstellen, niemals. Nachteilig war dafür die Kühle, diese Hässlichkeit, diese fürchterliche Werbung. Ich hatte mich vor Berlin schon für Werbung interessiert. In Frankreich hat man immer Werbung geguckt, weil die gut gemacht war und Spaß gemacht hat. Dann kam ich nach Berlin, und die Werbung war grauenhaft. Die Nachrichten in Frankreich und in Deutschland – das war ein Unterschied wie Tag und Nacht. Die Deutschen hatten null Sinn für Ästhetik, jetzt ist es etwas besser geworden. Ich merke das an ganz vielen Details. In Frankreich wird jeder Blogger darauf achten, dass das, was er macht, eine gewisse Ästhetik hat. Hier nicht. Oft ist es potthässlich, ästhetiklos. Egal, was ich mache, ich achte immer auf ein Minimum Ästhetik. Der Sinn für Ästhetik hat mir hier gefehlt.

Ich hatte auch, wie die meisten Franzosen, dieses Klischee im Kopf: Die Deutschen, das ist Bosch, da sind die Erfinder ... Dann kam ich her, und

die hatten nicht einmal Karten zum Bezahlen. In Frankreich hattest du in den 80ern schon längst Karten, damit du in Läden bezahlen kannst – hier gab es nur Bargeld. Im Nachhinein: super. In Frankreich waren sie damals schon sehr weit bei den elektronischen Geschichten. Es gab in Frankreich ein Internet – das *Minitel*. Mitterand hatte das allen Leuten geschenkt als er gewählt wurde. Und da alle das Minitel zu Hause besaßen, war es normal, dass man seine Kinokarte im Minitel reservierte. In Berlin gab es das alles nicht. Und ich dachte, die Deutschen wären die Könige der Technik ... In bestimmten Fällen sind sie bestimmt vorn, aber nicht im Kommunikationsbereich und bestimmt nicht mit der Ästhetik.

Also Hassliebe mit dieser Stadt. Dass man kaum Geld gebraucht hat, das ist noch ein wichtiger Punkt. Mein erster Film war 1987 – ein 16-Millimeter-Film in Farbe. Komplett ohne Geld produziert. Um Filme zu realisieren, hat man kein Geld gebraucht. Die Leute haben mitgemacht für umme, den Film konntest du fertigmachen für nichts. Auch leben konntest du mit nichts. Diese Geldfreiheit habe ich sehr genossen, und trotzdem habe ich viel gemacht, weil ich schon an diesen Rhythmus gewöhnt war, viel zu tun. Ich habe nicht wahnsinnig viel mehr geschlafen als in Paris, ich habe mit meinen schwulen Freunden Kabarett gespielt oder sonst etwas gemacht, beim Offenen Kanal gearbeitet, mit der französischen Armee ... Und außerdem viel gefeiert. Aber ich hatte die Freiheit, über meine Zeit zu entscheiden. Ich konnte bestimmen, was ich tue – und hatte nicht diese Keule von der Miete. Meine Miete war damals ungefähr 50 Mark. Du konntest in jeden Club gehen – ohne Geld, mit Null. Wenn du kein Geld hattest, wurdest du eingeladen.

Was mich am meisten Geld gekostet hat, waren meine Reisen nach Ostberlin. Ich habe Ostberlin geliebt. Ich fand es großartig. Aber du musstest 20 Mark Zwangstausch bezahlen und als Ausländer fünf Mark für das Visum. Außerdem konntest du nur bis Mitternacht bleiben. Das heißt, es war richtig teuer – 25 Mark, das war viel Geld, nur für einen Tag. Für meine Ostberlin-Besuche habe ich viel Geld ausgegeben. Ich war gern in Ostberlin. Ich habe eine Zeit lang mit einem Ostberliner gewohnt, der selber gar nicht nach Ostberlin gehen wollte. Aber wir hatten oft Besuch von einem Schweizer, der sich frei zwischen beiden Stadtteilen bewegen konnte. Er hat in Ostberlin gelebt, und auch bei uns. Dann hat er in meinem Zimmer übernachtet. Mit ihm habe ich Ostberlin kennengelernt. Er war der Sänger der Gruppe *Feeling B*, die dann später *Rammstein* geworden ist, nur mit einem anderen Sänger. *Feeling B* war eine bekannte Kapelle in Ostberlin.

Mit Aljoscha², so hieß er, bin ich rumgezogen. Er hat mir Leute vorgestellt, und ich habe seinen Film geschnitten: *Radio P* – P, wie Pirat. Wir haben den Film nachts – illegal – in Adlershof geschnitten, da wir selber keine Schnittplätze in Ostberlin hatten. Sehr abenteuerlich. Ja, ich mochte Ostberlin.

Einmal ging ich vom *Rias-TV* (in Westberlin) nach der Arbeit direkt zur Grenze. Ich war zu einem Geburtstag eingeladen. Ich hatte zu dieser Zeit orangefarbene Haare. Also musste ich erst den VoPos erklären, dass ich das im Ausweis – wo die Haare blau waren – tatsächlich bin. Dann haben sie mich gefilzt und eine Timecode-Liste in meiner Tasche gefunden, die ich für einen Film noch dabei hatte, dazu noch auf Französisch. Ich musste die Liste übersetzen – den ganzen Zettel. Timecode sowieso, Nahaufnahme dies und das ... Total absurd war das alles. Dann war so viel Zeit vergangen, dass ich für vier Stunden nicht mehr rüber wollte. Mir war das zu teuer. Als ich das gesagt habe, sind sie noch stutziger geworden. So bin ich doch übergegangen, weil ich keine Lust mehr hatte, zu diskutieren und keinen Ärger wollte. Ich bin allerdings immer rechtzeitig zur Grenze gekommen, sodass ich nie in das Kabuff musste, wo die Verspäteten bis fünf Uhr morgens auf die erste U-Bahn warten mussten. Immerhin.

Als die Mauer fiel, war ich traurig. Ich hatte immer gesagt: Wenn in meinem Leben alles zerfällt, auf die Mauer ist verlass. Sie steht. Ich wohnte zu dieser Zeit neben der Mauer. Das war mein Wunsch gewesen. Ich habe immer als Scherz gesagt, dass ich mich so nicht mehr verlaufen kann. Ich muss nur einmal zur Mauer finden und dann komme ich nach Hause. Ich habe einen miserablen Orientierungssinn. Ich mochte die Mauer. Ich bin viel an ihr spazieren gegangen, in Kreuzberg. Oder ich bin auf die Sichttürme geklettert und habe die Kaninchen beobachtet. Die Mauer gab mir Sicherheit. Der Mauerfall selbst war allerdings sehr witzig. Obwohl ich schon gespürt habe, dass mein Asterix-und-Obelix-Dorf nicht mehr da sein würde. Dieses Abgegrenztsein vom Rest der Welt. Am Abend der Maueröffnung war ich mit einer Freundin im Osten. Sie hatte mich dreimal anrufen müssen, bevor ich ihr geglaubt und schnell Klamotten über meinen Pyjama gezogen hatte und rausgegangen war. Wir sind zusammen über die Mauer gesprungen. Im Osten haben wir nur Westberliner getroffen. Es war wie ein Bevölkerungstausch in dieser Nacht. Die Osis waren im Westen

2 Aljoscha Rompe (1947–2000). Der Wikipedia-Beitrag über ihn ist sehr aussagekräftig: https://de.wikipedia.org/wiki/Aljoscha_Rompe (28.01.2021).

und die Wessis im Osten. Irgendwann um sieben oder acht Uhr morgens wollten wir am Checkpoint Charlie wieder rüber – aber die VoPos sagten uns, wir müssten dort wieder rüber, wo wir auch hergekommen waren. Wir wussten gar nicht genau, wo das war, und standen an dieser Gittertür, mit ein paar hundert anderen Leuten, die, so wie wir, keinen Pass dabei hatten. Alle waren besoffen und haben irgendwelchen Schwachsinn gegrölt. Auf der anderen Seite des Eingangs standen zwei VoPos – ein alter und ein junger Typ. Für den Älteren, das merkte man, das war sein Leben, die Mauer zu schützen. Der junge VoPo probierte, seinen Boss umzustimmen: »Ey Chef, vielleicht sollten sie rein, es bringt eh nichts.« Davor stand die besoffene Menge. Und man sah bildlich, wie bei dem älteren Typen das Weltbild zusammenfiel. Er merkte, dass es seine Welt gar nicht mehr geben würde, und er konnte nicht loslassen. Es hat echt lange gedauert, bevor er irgendwann aufgegeben hat. Dann hat er das Tor aufgemacht und die grölende, pöbelnde Masse ist durchgegangen. Ganz, ganz schlimm – richtig respektlos. Ich denke, er hat sehr gelitten ...

Als ich nach Hause kam, rief mich *Rias-TV* an. Damals habe ich dort als Cutterin gearbeitet. »Du musst kommen.« Ich war dann 40 Stunden im Sender, am Schnittplatz. Da ich bekanntlich schnell war, hatte sich eine Schlange vor meinem Schnittplatz gebildet. Die Kassetten habe ich, als die Filmchen fertig waren, den Journalisten zugeworfen. »Das Label schreibst du bitte selber.« Irgendwann bin ich zur Toilette gegangen – und geflüchtet. Sonst wäre ich nicht mehr rausgekommen. Das war schon witzig. Auf dem Weg nach draußen habe ich einen Journalisten mit Boxershorts und Anzugsjacke gesehen, eine andere Journalistin war auf ihrer Tastatur eingeschlafen.

Dann kam das Geld. Vor dem Mauerfall war es in Berlin nie um Geld gegangen. Es ging um das Machen, darum, mit anderen etwas zu erschaffen. Es gab sogar eine Berlin-Zulage. Es gab keine Obdachlosen, niemanden, der gehungert hat. Westberlin war der Spiegel des Westens für Ostberlin. In Ostberlin war es genauso – auch dort sollte man denken, dass alles super ist. Also egal, ob man in Ostberlin war oder in Westberlin, es war fantastisch. Und dies, jeweils auf eine geldfreie Weise. Auch in Ostberlin war Geld nicht wichtig. Von meinen 20 Mark Zwangstausch konnte ich alle zum Essen einladen und hatte noch Geld übrig, das ich am Ende des Tages verschenkt habe. Beide Seiten waren wie geldfrei. Man hat nicht für Geld gelebt. Dann fiel die Mauer – und plötzlich ging es ums Geld. Es ging nur noch ums Geld. Die Stadt hat sich sehr verändert. Ich sage nicht, dass

das gut oder schlecht ist. Aber Berlin ist eine völlig andere Stadt geworden, eine Stadt wie jede andere. Das spezielle Leben gibt es kaum noch. Vorher wurde niemand nach seinem Geldbeutel beurteilt. Es war auch sehr friedlich. Speziell in Westberlin hatte dieses Eingeschlossensein dazu beigetragen, dass Arme und Reiche zusammen wohnten. Sie lebten nicht getrennt voneinander, wie zum Beispiel in Paris oder in Brüssel. Da sie Nachbarn waren und Kontakt zueinander hatten, war der Geldstatus der Einzelnen nicht so wichtig. Man kannte sich. Es relativiert sich einiges, wenn man sich kennt. Weil eine Mischung von den verschiedenen Bevölkerungsschichten vorhanden war, entstand keine Kluft zwischen den Menschen. Meiner Meinung nach war auch deswegen die LGBT-Community in Berlin so stark und so frei. Ich habe gedacht: Rassismus ist vorbei. Homophobie ist vorbei. Klassismus ist vorbei. Das ist Berlin. Jetzt kommt aber alles wieder: Rassismus, Homophobie – und Klassismus ganz extrem.

Das war damals eine privilegierte Zeit. Ich weiß nicht, wann es begonnen hatte, in den 70ern sowieso, wahrscheinlich noch viel früher. Durch diese Schließung einer kleinen Welt, in die Leute kamen, die kein Geld suchten, die studieren wollten, die keinen Wehrdienst machen wollten, entstand eine Gesellschaft, die im Kapitalismus sonst nicht möglich ist. Das war diese Anziehung, die ich sehr stark gespürt und geliebt habe. Obwohl ich vieles auch sehr grob fand, unglaublich kalt, wirklich, wirklich, wirklich kalt, für einen Franzosen mörderisch kalt. Auch das Wetter. Nach einem Monat hatte ich mir einen Zeh verkühlt, die Ärzte wollten ihn abschneiden; die Menschen kalt, das Klima fürchterlich; dieser Wind, der einen verrückt macht, wenn man aus der U-Bahn zur Straße herauskam. Aber auch diese Verbindung dadurch, dass das Geld nicht wichtig war. Das ist der Schlüssel zu der Besonderheit von dieser Zeit in Berlin. Und zum Glück spürt man es immer noch. Wenn auch schwächer. Diese Zeiten haben Berlin geprägt.

Wo siehst du aktuell gute Entwicklungen?

Ich habe für mein neues Buch *Saruj – Stell dir vor, es gibt kein Geld mehr* eine neue Grammatik erfunden, mit einem vierten Gender: Es gibt der, die, das und dide. Die Substantive folgen einer neuen Form, dem »Genderneutral«. Nicht mit den hässlichen Sonderzeichen, die zurzeit benutzt werden und die ich unlesbar finde. Das »Genderneutral« ist ein Fall wie jeder andere. Es stört nicht beim Lesen, vor allem in Bezug auf die Ästhetik. Es macht nicht den Mund verrückt, sondern man kann es leicht aus-

sprechen. Wir sagen »sier« für sie und er – das ist auch edel, so wie ein »Sir«. »Sier« kann man ganz gut sagen, es stört nicht. Am Anfang muss man sich an die Deklination gewöhnen, aber sie hat eine strenge Logik. Im Buch geht es um eine geldfreie Gesellschaft in der Zukunft. Leistungen und Bedürfnisse sind nicht mehr miteinander verbunden. Ob du viel oder wenig leistest oder leisten kannst, deine Bedürfnisse bleiben gleich. Diese Gesellschaft ist so anders als unsere, dass ich neue Worte erfinden musste. Sprache ist bedeutsam, sie hat wichtigen Einfluss auf Identität. Ich sehe es an meinem Sohn – er ist dreisprachig aufgewachsen. Wenn er Niederländisch oder Französisch spricht, ist er ein ganz anderer Mensch, als wenn er Deutsch spricht. Er verändert sich sofort. Er ist wie drei Jungs in einem. Sprache und Identität sind eng verbunden. Daher war mir eine klare und sprachgerechte genderneutrale Form in dem Buch so wichtig. Es geht um Offenheit. Das ist die Zukunft.

Seit ein bisschen mehr als einem Jahr wohnt eine junge Frau hier mit uns zusammen – die Tochter, die ich nicht hatte. Es ist eine große Bereicherung für mich, zuzusehen, wie sie sich entwickelt und ihren Weg macht. Weil ich also mit zwei jungen Erwachsenen lebe, ist unsere Wohnung stets voll mit Jugendlichen. Mir macht es sehr viel Freude mit diesen tollen jungen Menschen zusammenzuleben, die richtig stark sind und ihr Ding machen. Sie leben ihre Welt aus, ohne sich festlegen zu müssen: »Schwul oder lesbisch? – Es ist mir doch egal. Ich lebe mein Leben und brauche kein Etikett.« Sie versperren sich nicht davor, anderes auszuprobieren, sie wollen frei sein in ihren Taten. Das ist etwas Neues. Ich hatte einmal eine innige Beziehung mit einem schwulen Mann. Wir haben uns zwar ergiebig geküsst, aber er konnte nicht weitergehen. Als ob er einen Pakt gemacht hatte mit einer höheren Macht: »Ich bin schwul.« Er konnte sich nicht die Freiheit gönnen, für eine bestimmte Zeit davon abzuweichen. Im Nachhinein denke ich mir: Warum war das so? Die Kids machen das nicht. Wenn du die nach schwul oder lesbisch fragst, antworten sie: »Frag mich was Leichteres. Ich habe mich damit nicht beschäftigt.«



Abb. 1: Zeichnung von Cihangir Gümüştürkmen: *ohne Titel*, 1989, © VG Bild-Kunst, Bonn 2021.



Abb. 2: Zeichnung von Cihangir Gümüştürkmen: *ohne Titel*, 1989, © VG Bild-Kunst, Bonn 2021.

Ein sexuelles Porträt?

Cihangir Gümüştürkmen

*Cihangir Gümüştürkmen stammt aus der türkischen Hafenstadt Izmir und lebt seit 1977 in Berlin. Cihangir arbeitet genreübergreifend. Sein künstlerisches Schaffen erstreckt sich von Malerei und Objektgestaltung über Fotoarbeiten bis hin zu Performance. Sein Debüt gibt Cihangir 1993 mit Transformation, Bildern von Drag-queens. 1999 überrascht der Künstler mit PUMPS 2000, bizarren Schuhplastiken aus Keramik, Blech, Spitze, Perlen, Lego-Bausteinen und Nudeln. Erstmals arbeitet Cihangir 2010 mit großflächigen Fotocollagen, die er mittels Leuchtkästen unter dem Titel Headscarf präsentiert. In den Jahren 2014 bis 2020 entsteht die neue Serie Ecnassianer – Bilder in Acryl mit Spiegelfolie auf Leinwand. Cihangir negiert die Gesichter bekannter Renaissancewerke, indem er das Zentrum des Bildes durch eine Spiegelfolie ersetzt, wie zum Beispiel bei da Vincis Dame mit Hermelin und Botticellis Geburt der Venus. Dadurch sieht sich der Betrachter im Zentrum des Bildes selbst – Betrachter und Raum werden durch die Reflexion ein Teil des Werkes. In seinen aktuellen Arbeiten verwendet der Künstler Fotos aus verschiedenen Epochen in Fotocollagen. Diese Fotocollagen werden dann in Öl auf Leinwand gemalt. Er bedient sich dabei nicht nur aus seinem eigenen Familienalbum und malt sich als Kind (My doll) oder seine Mutter und Tante tanzend auf einem See in den 60er Jahren in Izmir (Dancing on the lake). In den aktuellen Arbeiten der Serie Persona beschäftigt sich der Künstler mit Künstler*innen, die in Berlin leben und arbeiten. Die Künstler*innen kommen aus allen Genres: Schauspiel, Comedy, Literatur, Malerei usw. So entstehen Porträts von Künstler*innen wie Georgette Dee, Salomé, Zazie de Paris und vieler anderer.*

Das erste Mal kam ich in den Schulferien nach Berlin – das war im Sommer 1975, mit meinem jüngeren Bruder. Hergezogen und hier in die Schule gekommen sind wir dann 1977. Wir wohnten damals in der Demminer Straße in Wedding, nahe der Mauer, unweit der Bernauer Straße. In der Bernauer Straße konnte man noch die Gardinen an den zugemauerten Fenstern direkt an der Mauer sehen. Ich war zwölf Jahre alt und sprach kein Wort Deutsch.

Mein Bruder und ich kamen in die sechste Klasse der Demminer Grundschule. Meine Mutter wollte, dass wir zusammen in die Schule gehen. Dadurch verlor ich ein Jahr. Zudem war auch unsere Klasse eine türkische.

Der Klassenlehrer und auch die Englischlehrerin waren Türken – sie sprachen auch mit uns Türkisch. Nur unser Deutschlehrer war ein Deutscher, und der hatte es nicht leicht mit uns. Im Februar 1978 zogen wir nach Charlottenburg-Nord, nach Siemensstadt. Wir kamen in die Schlesien-Oberschule. Die Klasse war gemischt, und ich war froh, Deutsch zu lernen. Unser Englischunterricht wurde gestrichen – wir kamen in einen Deutschkurs mit anderen Ausländerkindern. Meinen Schulabschluss machte ich 1982.

Inwieweit Berlin für meine Sexualität eine Rolle gespielt hat, kann ich nicht beurteilen, da ich, wie wir Berliner sagen, westdeutsche Lebenswelten nicht kannte. Für ein Gastarbeiterkind ist es wahrscheinlich noch schwieriger gewesen, seiner Familie mitzuteilen: Hey Leute, ich bin schwul. Schön und gut, ich wusste nichts von Orten, an denen man sich mit Gleichgesinnten treffen konnte. Später, mit 18, haben mich die schwulen Bars und Cafés aber auch nicht interessiert. Ich fand es merkwürdig, in ein Café zu gehen, in dem nur Männer waren. Das war langweilig. Wo waren die Frauen? Auch heute ist es so, wenn ich zu einem Geburtstag von einem schwulen Freund gehe und dort nur Männer sind, dann langweile ich mich.

Ich glaube, es war 1983, als ich das erste Mal ins *Metropol* am Nollendorfplatz ging. Das war schon genial – die Größe hat mich fasziniert. Ein altes Theater, wo in der oberen Etage noch teilweise die originalen Sitze standen, die mittlerweile kaputt waren. Unten tanzten halbnackte Männer auf Rollschuhen und mit Weihnachtsbeleuchtung auf dem Kopf – von New Wave angehauchte Männer und Lederkerle. Divine stöhnte aus den lauten Boxen – meine Musik war es nicht. Auch war es damals nicht meine Welt. Es kam mir alles sehr fremd vor.

In der Martin-Luther-Straße in Schöneberg gab es das *Querelle*, eine Tanzbar. Dort konnte man samstags tanzen gehen. Berlin war nicht so überfüllt – irgendwie kannte jeder jeden. Also ging man mit Freunden tanzen, und man konnte auch mit jemandem flirten und neue Leute kennenlernen. Aber One-Night-Stands waren nicht so mein Ding.

Nach der Schule wollte ich Modedesign im *Lette Verein* studieren, aber mein Abschluss reichte nicht aus. Nur weiter in die Schule wollte ich auch nicht gehen, da ich die Schule sehr langweilig fand. Am Ernst-Reuter-Platz gab es ein Berufsinformationszentrum – ich glaube, das gibt es immer noch. Dort schaute ich mir Alternativen auf VHS-Kassetten an. Was mich am meisten ansprach, war Maskenbildner beim Theater oder Film. Eine Friseurlehre war damals Voraussetzung, da man Perückenknüpfen lernte,

was heute abgeschafft ist. Wie dem auch sei, ich hatte eine Ausbildungsstelle bei *Hairfriends* in der Wielandstraße 30, unweit des Ku'damms. Das war ein cooler Laden – flippig, poppig. Wir hatten viele Kunden aus den Geschäften am Ku'damm und Olivaer Platz.

Ich war 17 und sah alles mit einer rosaroten Brille. Das Berufsleben bedeutete auch Freiheit. Durch die neuen Freunde habe ich mich nach und nach auch äußerlich verändert. Meiner Mutter bereitete das viele Sorgen, und als ich mit 19 von zu Hause weg wollte, gab es viel Stress. Aber ich konnte mir sowieso keine eigene Wohnung leisten. In den 80er Jahren herrschte in Berlin große Wohnungsknappheit. Sogar Studenten wurden in Sporthallen untergebracht. Es wurde kaum gebaut. Die meisten zogen die ganze Zeit von einer Wohnung zur nächsten, in der Hoffnung, die Traumwohnung zu finden. Ich bin in drei Jahren viermal umgezogen, von WG zu WG und dann in teure Wohnungen. Ich habe damals jede Wohnung fast grundsanziert.

1983 gab es ein Riesenevent im *Metropol*: Es waren mehr als fünfzig Secondhand-Boutiquen, die eine Modenschau organisierten. Dazu sollte man vielleicht sagen, dass in dieser Zeit Secondhand-Klamotten in Berlin ziemlich angesagt waren. Bei diesem Event lernte ich auch Brit Kanja kennen, die dort als Model lief. Ich eilte nach der Modenschau zu ihr, da ich unbedingt wissen wollte, zu welcher Musik sie performte. Sie lächelte mich an und sagte mit ihrer sanften Stimme, die ist von Yma Sumac. In der Taubentzenstraße an der Gedächtniskirche gab es damals den Plattenladen *City Music*. Dort kaufte ich gleich am nächsten Tag meine erste Yma-Sumac-LP, *Mambo*.

Berlin war grau und langweilig. Noch langweiliger waren die Klamotten und Schuhe für Männer. Das kann man sich heute bei dieser Vielfalt nicht vorstellen. Es gab viele Secondhand-Boutiquen in der Goltzstraße und auch viele Antiquitätengeschäfte. Wo heute das *Café Golzo* ist, verkaufte damals eine ältere Frau Herrenschuhe aus den 50er Jahren aus Spanien. Ein Freund, der diesen Laden später als Café mietete, erzählte mir, dass der Keller noch voll mit den alten Schuhen war. Am günstigsten konnte man Klamotten (Kilopreis: acht D-Mark) in der *Garage* kaufen. Den Laden gibt es heute immer noch in der Ahornstraße 2, nahe Nollendorfplatz. Ich kaufte meistens alte Jacken und schneiderte mir daraus Bolerojäckchen. Bei *Leder-Adelt* in der Joachim-Friedrich-Straße 41 konnte man nicht nur Leder, sondern auch Kofferverschlüsse und Metallnieten kaufen. So konnte ich mir eigene Gürtel mit Kofferverschlüssen machen. Damals gab

es viele kreative Leute in Berlin, viele von ihnen gingen Ende der 80er Jahre nach Barcelona.

Einmal wollte ich eine rote Jeansjacke. Die gab es natürlich nicht zu kaufen. Also färbte ich sie mir selber. Ich wurde immer wieder angesprochen, wo es diese Jacke zu kaufen gibt.

Einmal sollte mein Chef bei *Hairfriends* meinen Haarschnitt korrigieren. Stattdessen aber verpasste er mir einen Haarschnitt, den ich nicht wollte – ich war sauer. Also beschloss ich, meine Haare wachsen zu lassen. Ich rasierte mir einmal in der Woche die Seiten auf zwei Millimeter und band mir die langen Haare als Pferdeschwanz hinten fest zusammen. Dazu ließ ich mir lange schmale Koteletten wachsen. Irgendwann gewöhnte ich mich daran, dass die Leute mich in der U-Bahn anstarrten. Am Kottbusser Damm sprachen Türkinnen locker über meine Frisur auf Türkisch miteinander, da sie sich nicht vorstellen konnten, dass ich ein Türke war und sie verstand. Als ich mich umdrehte und auf Türkisch fragte, ob ihnen meine Frisur nicht gefällt, waren sie geschockt. Ihre Kinnladen fielen runter, und sie versuchten sich zu entschuldigen. Manchmal waren es auch die mir in der U-Bahn gegenüberstehenden jungen Türken, die sich frei über meine Frisur unterhielten. Einer sagte sogar, dass er sich den Kopf abhacken würde, wenn er so eine Frisur hätte – ich versuchte nicht zu lachen. Es machte sehr viel Spaß, die Leute zu schockieren. Damals war es noch eine Rebellion gegen die Spießer. Heute tragen die Spießer diese Frisuren. Der Zauber ist weg.

Manchmal kamen beim Ausgehen auch Leute auf mich zu und fragten, ob die schmalen Koteletten angemalt oder echt sind. Es wurden auch Fotografen auf mich aufmerksam – und ja, ich modelte ein wenig. Ich fand mich nie schön oder gut aussehend. Ein Freund sagte mal zu mir, dass ich nicht schön sei, aber ein interessantes Gesicht hätte. Gut, ein interessantes Gesicht war mir auch lieber, denn schön wollten wir nicht sein, und anderen wollten wir auch nicht gefallen.

Wollten wir hip sein oder waren wir hip? Entweder man gehörte dazu oder nicht. Die, die nicht dazugehörten, standen vorm *Dschungel*, wir waren drinnen. Ich liebte Berlin bei Nacht, wenn ich mit dem Taxi nach Hause fuhr. Dann war es schön, weil man vieles Hässliches nicht sah. Trotzdem hatte man seine Lieblingskieze. Kreuzberg war allerdings nicht so mein Ding. Die Oranienstraße kannte ich noch aus meiner Kindheit, da meine Mutter mit uns in der Nähe einkaufen ging und eine Punkerin uns anspuckte, weil wir Türken waren. Wer hätte gedacht, dass ich 1985



Abb. 3: Cihangir (Mitte) – Foto an der Mauer, 1984/85. Foto: Alfred Steffen.



Abb. 4: Cihangir in der U-Bahn, 1980er Jahre. Foto: Alfred Steffen.

mit Gérôme Castell meine erste Wohnung in der Kottbusser Damm 101 beziehen würde. Meine Versuche, ein Zimmer in einer WG oder eine eigene Wohnung zu finden, scheiterten nicht nur wegen meines türkischen Namens. Ich war noch in der Lehre und hatte wenig Geld. So musste ich bis zu meinem Abschluss im Sommer 1985 warten.

Meine Kollegin Simone erzählte mir von ihrer Freisprechung als Friseurin, dass sie ein knallrotes Kleid trug, weil sie das Ganze so spießig fand. Das fand ich gut. Also zog ich mir meinen neuen selbstgenähten weißen Anzug mit 30-Zentimeter-Schulterpolstern und Kofferverschlüssen an und fuhr mit der U-Bahn zum *Prälat Schöneberg* in die Hauptstraße. Ich wurde wie ein Alien angeschaut. Heute ist das der Lagerraum von Lidl, nachdem der Veranstaltungsort über 25 Jahre wegen Asbest leer stand. Wir mussten in der Mitte im Parkett des Saals sitzen und warteten darauf, aufgerufen zu werden. Dann stand man auf und ging allein nach vorn. Das Ganze dauerte sehr lange und war sehr langweilig. Als ich an die Reihe kam – mit der Bemerkung »Oh, jetzt kommt ein schwieriger Name« – stand ich schon auf, bevor mein Name genannt wurde. Da tobte der ganze Saal. Es war unglaublich: Es wurde gejubelt und gepfiffen. Ich war sprachlos, aufgeregt, aber ich blieb cool. Es sah so aus, als ob die meisten froh waren, dass es Leute wie mich gab. Waren wir mit unseren Outfits und Frisuren zukunftsweisend? Anscheinend, wenn ich jetzt die Kinder oder Enkel der Türkinnen sehe, die mich damals kritisierten und über mich schockiert waren. Nun sind es ihre Kinder, die meine Frisur von vor 35 Jahren tragen. Zuerst wirst du für das Neue angespuckt, aber in ein paar Jahren machen sie es dir nach.

Wir gingen selten in *Toms Bar* oder andere Bars und Clubs, die einen Darkroom hatten, eher ins *SchwuZ* zum Tanzen, das war, glaube ich, 1985 in der Kulmer Straße in Schöneberg. Tanzen war schon immer meine Leidenschaft gewesen. Mich hat Sex, ohne zu flirten, mit jemandem im Dunkeln nicht interessiert. Ich habe das nie verstanden, dass man einen Menschen auf seine Sexualität reduziert. Ich denke, es spielt immer eine Rolle, was für Freunde und Interessen man hat.

Ich ging meistens mit meinen Freunden in den *Dschungel* in der Nürnberger Straße. Später erfuhr ich, dass nicht jeder reinkam. Wir kamen durch den Türsteher Marc Brandenburg immer hinein ins Vergnügen. Nach dem *Dschungel* gingen wir ins *DNC (Damaschkes Nachtclub)* in der Damaschkestraße in Charlottenburg. Ich glaube, der Eintritt kostete fünf D-Mark. Die Tanzfläche war nicht groß, aber damals waren die Clubs eher

klein. Manchmal landete ich auch im *Cri du Chat* in der Joachimstaler Straße am Zoo. Der Club war aber meistens leer, oder ich ging zu früh hin?

Irgendwie hatte alles so seine Zeit. Man wusste, wann und wohin man geht. Und manchmal lag man falsch mit der Zeit. Es war am 1. Mai 1987. Ich hatte Besuch aus Nürnberg, und wir wollten ausgehen. Wir machten uns auf dem Weg zum *BeeHive* in Kreuzberg. Der Club befand sich in der Eisenbahnstraße/Ecke Wrangelstraße. Wir mussten bereits am Kottbusser Tor die U-Bahn verlassen. Ich ahnte noch nicht, dass bereits viele Straßen abgesperrt waren. Wir liefen die Skalitzer Straße zu Fuß weiter. Uns kamen schon bald viele Menschen entgegen, die von der Polizei verfolgt wurden, und auf einmal waren wir mittendrin und mussten uns in einem Hauseingang vor der Polizei verstecken. Und so musste ich mir anschauen, wie der Supermarkt *Bolle* am Görlitzer Bahnhof abbrannte.

Man traf sich viel öfter mit Freunden. Manchmal klingelte man auch ohne Voranmeldung an der Tür und machte dann was Spontanes. In einem Jahr waren wir Silvester mit einem VW Käfer die ganze Nacht von einer privaten Party zur anderen unterwegs – lustig war es immer, besonders dann, wenn wir an der Tür klingelten, die Leute aber schon längst im Bett waren. War das Freiheitsgefühl damals besser als heute, oder liegt es an der Jugend oder an Berlin?

Ich glaube, es war der *Stern*, der 1983 zum ersten Mal über den Tod von Klaus Nomi berichtete, der an HIV starb. Es war irgendwie nicht real, man konnte es ja nicht sehen, wie die Katastrophe 1986 in Tschernobyl. Ich erinnere mich, wie sie im Radio sagten, wir sollen unsere Schuhe mit Wasser abspülen und draußen lassen. Die meisten radioaktiven Niederschläge gab es im Bayerischen Wald, der bis heute noch verseucht ist, wo Wildschweine immer noch entsorgt werden. Aber darüber redet kaum noch jemand. Auch wir waren die armen Schweine – wir waren die Menschen, die die unsichtbare Seuche hatten. Da die ersten Todesfälle bei Homosexuellen auftraten, waren wir noch mehr geächtet als vorher. Mein Freund und Arbeitskollege Jürgen, den wir auch Melitta nannten, war der erste Freund, der krank wurde. Jürgen kam, besser gesagt, floh aus Hannover (wir scherzten mit dem Wortspiel Hangover). Jürgen trug ein Schachbrettmuster als Frisur und war einer der besten Friseure, die ich kannte.

Nach acht Monaten WG mit Gérôme Castell zog ich in die Hornstra e 5 in Kreuzberg zu Jürgen. Es war eine dieser großen Altbauwohnungen in der vierten Etage. Jürgen hatte einen sehr guten Geschmack, so war die Wohnung in Art déco und im Bauhaus-Stil eingerichtet. Leider musste

ich nach ein paar Monaten wieder aus der Wohnung ausziehen, weil er sich durch die Krankheit veränderte. Jürgen starb Ende August 1987 im AVK (Auguste-Viktoria-Klinikum). Ein paar Jahre später ging ich wieder ins gleiche Klinikum, weil ein anderer Freund krank war. Dort, wo Jürgen fast noch allein gelegen hatte, waren nun viele schwule Männer – im Raucher-raum war die Hölle los. Es war ein sehr beklemmendes Gefühl, als ich nach diesem Besuch in das *Andere Ufer*, ein schwules Café in der Hauptstraße, ging. Da waren sie alle so vergnügt und fröhlich – das war alles so grotesk.

Es wurde viel weggeschaut und ignoriert, und so sind viele Menschen, die ich kannte, bis Ende der 90er Jahre an HIV gestorben. Mein lieber Freund Mario Marino starb 1994. Er versuchte mich immer wieder zu überreden, mit ihm in die *Apollo Sauna* zu gehen. Schließlich brauche ich ja auch Sex, so waren seine Worte. Meine Worte waren: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Erst Ende der 80er Jahre erfuhr ich von den Klappen. Ich wäre niemals in ein stinkendes öffentliches Pissoir gegangen, um Sex zu haben. Natürlich kannte ich von meinen Freunden die Löwenbrücke im Tiergarten und auch die *Apollo Sauna*. Sie haben mich aber nicht interessiert.

Ich hatte 1989 wieder einen festen Freund, und wir beschlossen Ende Oktober nach Kuba zu fliegen, um noch einmal einen Strandurlaub zu machen. Am 9. November buchten wir einen Ausflug mit einem Segelboot in Varadero. Es waren alles TUI-Reisende aus Deutschland an Bord. Auf einmal fragte uns der Kapitän, der *Deutsche Welle* hörte, wer von uns aus Berlin kommt. Mein Freund und ich schauten uns an und fragten verdutzt: Wieso? Die Mauer ist offen. Das war irgendwie surreal, in der Karibik auf einem Segelboot zu sitzen und das zu realisieren. Als wir nach drei Wochen wieder in Berlin eintrafen, waren überall diese blassen Menschen, die wie Geister umherirrten und uns anschauten, als wären wir alle nicht real – es war schon sehr spooky. Die Busse waren überfüllt und ein West-Berliner rief einmal: »Geht doch alle wieder nach Hause.« Ein Ostdeutscher konterte: »Wir sind doch hier zu Hause.« So lustig, wie sich das anhört, war es nicht. Mein Bruder, der von Spandau bis nach Rudow mit der U-Bahn zur Arbeit fuhr und manchmal vor Müdigkeit einschlief, wurde von einer Frau geweckt, die zu ihm sagte: »Du kannst jetzt nach Hause in die Türkei fahren, wir sind jetzt da!« Ich persönlich habe solche Erfahrungen nicht gemacht. Wir gingen unter anderem in die Kiezkeiße *Stiller Don* in Prenzlauer Berg. Ich fand, dass die Ostdeutschen in vieler Hinsicht angenehmer waren.

Damals habe ich viele Zeichnungen gemacht, in der Hoffnung doch noch einmal Modedesign zu studieren. Dieser Traum erfüllte sich nicht, aber so ist es mit den Träumen, manche werden wahr und andere nicht. Ich nähte ja alle meine Klamotten selber und später, als ich mit dem orientalischen Tanz begann, auch meine Kostüme. Ende der 80er Jahre fing ich dann auch richtig mit der Malerei an. Ich habe allerdings bis heute meine Zeichnungen aus den 80ern nicht veröffentlicht. Ich beschäftigte mich mit Bildhauerei und Keramik. In Berlin leben viele Künstler und es gibt so viele Möglichkeiten, von ihnen zu lernen. Ich habe immer wieder diese Chance genutzt. Heute ist mein Schwerpunkt die Malerei. Nach jahrelangen Shows habe ich jetzt das Gefühl, dass mir die Malerei mehr gibt. Es ist so, als ob ich Yoga machen würde. Was will man mehr?

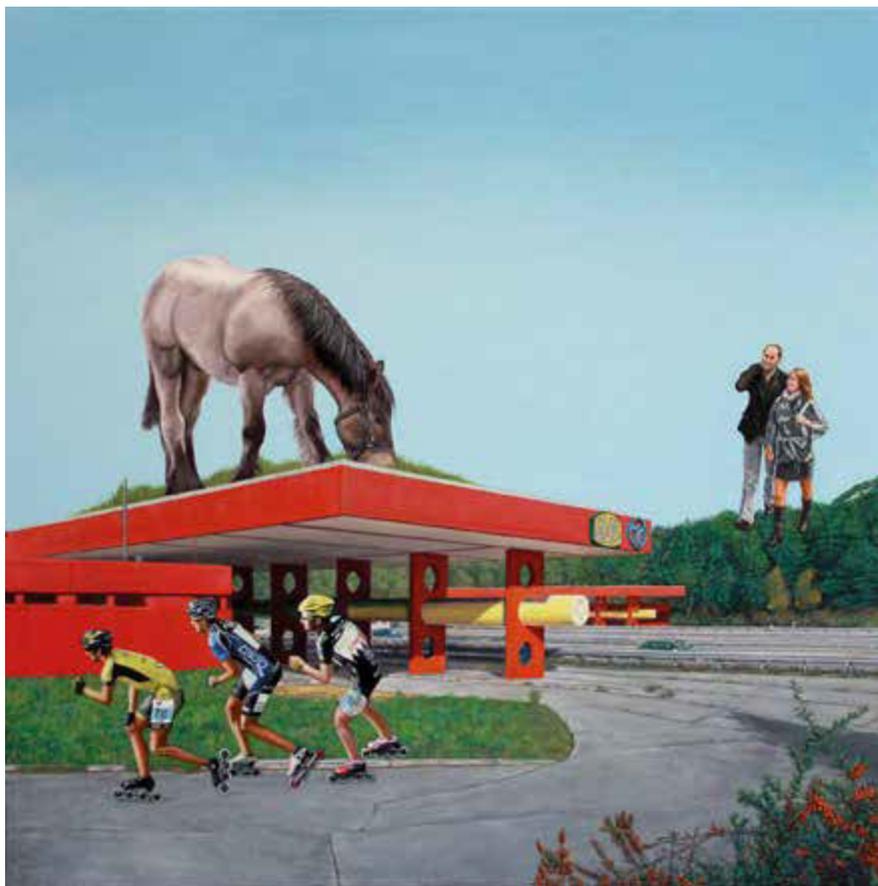


Abb. 5: Cihangir Gümüştürkmen: *Drelinden*, 2019. Öl auf Leinwand, © VG Bild-Kunst, Bonn 2021.



Abb. 6: Cihangir Gümüştürkmen: *Flughafen*, 2019. Öl auf Leinwand, © VG Bild-Kunst, Bonn 2021.

»Diese ganzen Gender-Sachen waren irgendwie aufgelöst.«

Danielle de Picciotto im Gespräch

*Danielle de Picciotto ist interdisziplinäre Künstlerin. Geboren in Tacoma und aufgewachsen in den USA und in Westdeutschland kam sie 1987 nach Berlin. Mit ihrer exzentrischen Mode versorgte sie Freund*innen und Bekannte, verdiente sich ihren Lebensunterhalt – und prägte die opulente Seite des Techno-Kleidungsstils. Später löste sie sich von der Mode und wandte sich stärker anderen Kunstformen zu, insbesondere der Musik – zunächst bei den Space Cowboys, dann bei hackedepicciotto. Gemeinsam mit Dr. Motte begründete sie 1989 die Love Parade. Nach ihrem Buch The Beauty of Transgression: A Berlin Memoir (2011) ist kürzlich ihre Graphic Novel Die heitere Kunst der Rebellion (2020) erschienen.*

Im Dezember 2020 hat Heinz-Jürgen Voß mit Danielle de Picciotto gesprochen.

Du bist in Tacoma geboren und warst zeitweise in New York. Wie bist du aufgewachsen und wie spielten dort Fragen rund um Geschlecht und Sexualität eine Rolle?

Ja, ich bin in Tacoma geboren. Mein Vater war in der amerikanischen Armee, das heißt, dass wir jedes Jahr umgezogen sind. Bis wir in New York gelandet sind. Zwischendurch, etwa im Alter von 14 bis 18 Jahren, bin ich mit meiner Mutter in Deutschland – in Stuttgart – gewesen, während mein Vater schon nach New York gezogen ist. Er war, glaube ich, so ab 1975 da – und ich bin 80 wieder hingezogen, um zu studieren. 1986 bin ich dann wegen eines Angebots der Werbeagentur *Meiré und Meiré*, bei ihnen als Kostümdesignerin zu arbeiten, nach Köln gezogen. Ich hatte in New York Mode und Design studiert, und davor noch Kunst, und nebenher Musik. 1987 kam ich dann nach Berlin. Eigentlich wollte ich es nur sehen, bevor ich wieder nach New York gehe, bin dann aber in Berlin hängengeblieben, weil ich es so super fand!

Was war an Berlin so super – und vielleicht auch anders zu Köln?

Köln war sehr toll, aber es war sehr klein. Ich habe mich schnell eingengt gefühlt. Berlin war hingegen der direkte Gegenpol zu New York, weil es

einerseits vergleichsweise groß war, wenn auch noch kleiner, wegen der Mauer, und das Kunst- und Kulturgefühl ähnlich wie in New York war. Nur war Berlin nicht gefährlich und nicht teuer. Das war der ausschlaggebende Punkt. Ich als Frau musste in Berlin keine Angst haben, sondern konnte zu jeder Tages- und Nachtzeit rumlaufen, um was zu machen. Im Gegensatz zu New York. Das war auch schon ein Grund, warum ich nach Köln gegangen war: Natürlich hatte ich ein Jobangebot, aber ich bin auch nach Köln gegangen, weil ich die stetige Angst in New York nicht mehr ertragen konnte. Ganz New York war damals super gefährlich – ich habe in Queens bei meinem Vater gewohnt und war teilweise bei einer Freundin in Manhattan. Das war alles damals unfassbar gefährlich. Man musste bestimmte Straßen meiden, war ständig auf der Hut, wurde andauernd überfallen. Ich hatte Glück, dass mir nichts Schlimmeres passiert ist. Einige Lehrer*innen, Mitschüler*innen, Mitstudenten*innen sind erschossen worden. Also 84, 85, 86 waren in New York eine richtige Hardcore-Zeit.

In Berlin hattest du dann das Gefühl von Sicherheit? Was hat dich noch angezogen?

Genau. In Berlin musste ich als Frau keine Angst haben. Also ich musste insgesamt keine Angst haben, aber auch nicht als Frau. Was ich an Berlin auch besonders fand, war ein bestimmter Frauentypus. Es waren ohnehin alle bi. Das heißt, es war eher hip als Frau taff zu sein, also nicht dieses typische weibliche Verhalten zu zeigen. »Zickenkrieg« war verpönt. Man hat sich gegenseitig unterstützt und hat eher schwarze Lederjacken angezogen als irgendwelche Rüschemäntel. Und auch die Männer: Auch die haben sich geschminkt und Röcke getragen. Diese ganzen Gender-Sachen waren irgendwie aufgelöst. Das fand ich toll! Auch dass es zwischen den Frauen einen so starken Zusammenhalt gab. Und der Feminismus war, anders als in New York, nicht gegen Männer, sondern etwas sehr Stolztes: Ich bin genauso gut, kann mich männlich geben, aber auch weiblich sein.

Außerdem war Berlin eine Stadt, in der man als interdisziplinärer Künstler*innen akzeptiert wurde. Interdisziplinarität war in der Kunst damals nicht gut angesehen. Es wurde immer gesagt, man müsse sich auf eine Sache konzentrieren. Und ich war schon immer interdisziplinär: Ich habe schon immer Musik gemacht, Kunst gemacht, mich mit Sprache beschäftigt. Damals auch noch mit Mode – die mache ich ja inzwischen nicht mehr. Und ich wollte davon nichts aufgeben. Und das war eigentlich in Berlin gang und gäbe: Eigentlich alle haben ihre eigenen Klamotten

genährt, alle haben Musik gemacht, alle haben geschrieben und alle haben gemalt.

Warst du in einer bestimmten Szene unterwegs, oder würdest du das insgesamt als Lebensgefühl für Berlin beschreiben?

Ich glaube, es war ein Lebensgefühl in der Kunst-, Kulturszene. Berlin war ja der Ort für alle, die exzentrisch waren oder die sich von der Politik des übrigen Deutschlands absetzen wollten. Es war ein Sammelsurium von allen möglichen exzentrischen Charakteren, die so eine Inselsituation und eine so karge Stadt gut fanden. Berlin war relativ arm und abgeschieden. Von daher gab es keine Luxusgüter und zum Beispiel nicht die Möglichkeit, irgendwelchen Luxus zu shoppen. Es gab so Basissachen: Essen, Möbel, ein paar Klamottenläden, aber es wurde wahnsinnig viel selber gemacht. Den Leuten, die nach Berlin gegangen sind – Künstler*innen, aber auch Leuten, die nicht zur Bundeswehr wollten – ging es um Alternativen. Echte Berliner*innen gab es in der Kulturszene natürlich auch, aber sehr viele waren doch zugezogen. Und die waren eben aus solchen Gründen da. Es ist aber nicht jeder nach Berlin gezogen: Berlin war auch beängstigend und bedrückend. Man musste schon ein bestimmter »Menschenschlag« sein, um das zu wollen. Und man war dann im restlichen Deutschland dafür bekannt: Wir waren die Freaks. Alle in der Kulturszene – Performance, Darstellende Kunst, Autor*innen, egal – waren so, meiner Meinung nach.

Und was war an Berlin beängstigend?

Man war in der Mitte vom Kalten Krieg. Es gab die Mauer, die einen umschlossen hat. Man war die ganze Zeit mit dieser Situation konfrontiert, man hat also den Kalten Krieg die ganze Zeit nah erlebt. Das fand ich auch gut, weil man nicht nur in Zeitungen über Politik las, sondern sie tatsächlich erlebt hat. Die Mauer umringte einen. Das war mir lieber als eine unsichtbare Gefahr, aber für viele Leute war das eine Bedrohung. Man musste stets diese ganzen Grenzpatrouillen passieren, wenn man rein oder raus wollte. In den 80ern war in Berlin auf jeden Fall keine heitere Atmosphäre. Es war noch ein extremes Nachkriegsgefühl da. Ich fand es überraschend, dass sich auch eine ganze Reihe von Leuten in meinem Alter für den Krieg entschuldigt haben. Also man hat die Nachkriegssituation sehr gespürt, auch durch die Aufteilung in die verschiedenen Zonen und natürlich Ostberlin.

Welche Grenzpatrouillen meinst du?

Alle. Wenn man in Berlin rumgelaufen ist, kam man unweigerlich an irgendwelche Grenzstationen. Richtung Osten: Ich habe in Kreuzberg gewohnt – da war Checkpoint Charlie. Da durften nur die Internationalen rüber, als Berliner*in durfte man da gar nicht rüber. Und auch wenn man von Westdeutschland kam oder dorthin wollte, war man ständig mit Grenzpatrouillen konfrontiert. Es war nicht möglich, sich davon frei zu machen.

Wenn ich mit dem Zug nach Köln fahren wollte, wurde ich erst mal von den Westdeutschen kontrolliert, dann wurde alles von den ostdeutschen Grenzern genau untersucht. Man musste genau dort sitzen, wo man sitzen sollte. Es hat meistens eine ganze Stunde gedauert, bis der Zug weiterfahren durfte. Dann ist man über viele »tote Bahnhöfe« gefahren, die nicht in Gebrauch waren, aber wo immer schwer bewaffnete Grenzpatrouillen waren. Meistens bin ich auch nachts gefahren. Das war dann besonders unheimlich. Ich kam mir immer vor wie in so einem Zweiter-Weltkrieg-Film. Und wenn man mit dem Auto gefahren ist, wurde man auch zweimal komplett untersucht. Es wurden die Bücher durchgeblättert und die Kassetten angehört. Und wenn man etwas gelesen oder gehört hat, was die ostdeutschen Grenzer nicht ok fanden, dann wurde das beschlagnahmt. Die waren immer extrem unfreundlich – also da war niemals ein Lächeln, sondern die haben einen behandelt wie einen Feind.

In Ostberlin war ich häufiger. Ich hatte eine Freundin, die sich da ziemlich gut auskannte – es war auch eine Amerikanerin –, und die hat mich Ostberliner Künstler*innen vorgestellt. Daher bin ich dann oft rüber, entweder über Checkpoint Charlie oder über den Tränenpalast – Friedrichstraße. Da wurde man auch ziemlich untersucht. Aber nicht so extrem, als Amerikanerin, wie wenn man nach aus Westdeutschland über Ostdeutschland nach Berlin fuhr. Ich habe dann ab und zu Kleinigkeiten wie Nähgarn für meine Freund*innen nach Ostberlin mitgebracht – da waren die an der Grenze nicht so streng. Die Behandlung am Checkpoint Charlie und am Tränenpalast war gleich, gleich unfreundlich.

Lass uns von den Grenzübertritten nach Westberlin gehen. Wo hast du da gelebt und wie war die Umgebung?

Ich habe erst in der Ritterstraße und dann in der Lindenstraße, die später in Axel-Springer-Straße umbenannt wurde, gewohnt. Da dann praktisch direkt an der Mauer, da die Straße direkt an der Mauer endete.

In der Ritterstraße lebte ich in einer WG mit fünf Mitbewohner*innen in einem großen Loft. Das war 500 Quadratmeter groß und extrem billig – ich habe 30 Mark im Monat bezahlt. Es war damals üblich, dass es so preiswert ist. Und die ganze Gegend fand ich toll! Es war eher eine türkische Gegend – also Kreuzberg. Da gab es viele Cafés, Bäckereien, die größtenteils türkisch waren, den Türkenmarkt, aber zum Beispiel auch Künstlercafés, wie die *O-Bar* oder der *Bierhimmel*. Das war ein schwules Café, wo auch der Kuchen selbst gebacken wurde. Es war also eine sehr künstlerische Gegend.

In die Lindenstraße bin ich zusammen mit meinem ersten Freund in Berlin gezogen. Die war sehr abgeschieden. Es war eine Straße, die zur Mauer führte, und da war praktisch gar nichts. Da gab es nur einen Supermarkt um die Ecke, das war alles. Das war ein bisschen nervig. Wenn ich da was brauchte, musste ich zum Halleschen Tor oder direkt nach Kreuzberg rein.

Warum seid ihr dann gerade dorthin gezogen?

Na, es war ja damals nicht einfach, eine Wohnung zu finden. Die Wohnungen waren zwar alle billig, aber durch die ganze Mauersituation, mit dem entsprechend begrenzten Wohnungsangebot, war es dennoch schwierig. Man musste um sechs Uhr morgens anfangen zu suchen, und für die Besichtigungen gab es ewige Schlangen. Die Wohnung in der Lindenstraße haben wir einfach gefunden. Wir wollten zusammenziehen, und das war die einzige Wohnung, die wir gefunden haben.

Und wie kann ich mir die Mauersituation vorstellen?

Die Mauer war direkt an unserer Haustür, vielleicht zwei Meter entfernt. Und wir waren im dritten Stock und haben nach Ostberlin geschaut. Das war eine Ecke, wo der Bereich zwischen den zwei Mauerteilen sehr breit war – und direkt in der Höhe unseres Fensters war ein Wachturm. Von unserer Küche und von unserem Badezimmer aus konnte ich beobachten, wie die Grenzer patrouillierten. Vom Wachturm aus konnten die bei uns reingucken. Normalerweise hätten wir keine Vorhänge hinhängen müssen, aber wir haben sie aufgehängt, weil die Grenzer andauernd bei uns ins Fenster gesehen haben. Und wir konnten auch rüberschauen: Da war ein Kindergarten und ich konnte die Kinder spielen hören. Das war quasi das Erste, was ich jeden Tag gesehen bzw. gehört habe.

Und wie wirkte sich das auf dein Berlinbild aus: Hast du Berlin eher als Teile wahrgenommen oder Westberlin als Ganzes?

Beides. Ich war extrem viel unterwegs und kannte mich in Westberlin sehr gut aus. Die Kulturszene kannte sich, weil es eine begrenzte Anzahl von Orten gab, wo man hingehen konnte. Dadurch gab es auch das Gefühl von Zusammenhalt, von einer Community als Ganzes. Gleichzeitig war man sich immer bewusst, dass es eine geteilte Stadt ist, weil man die ganze Zeit damit konfrontiert war.

Du hast nun gerade in Kreuzberg gewohnt, das – weil migrantisch – häufiger als unsicher zugeschrieben wird. Gleichzeitig hast du Berlin als sicher beschrieben. Hast du es als unsicher erlebt?

Gar nicht. Ich fand es eher gemütlich. Ich bin immer in die türkischen Bäckereien oder bei den Gemüsehändlern einkaufen gegangen und es war einfach ein Teil meines Lebens. Praktisch alle kleinen Läden, in die ich gegangen bin, waren türkisch. Das war alles selbstverständlich für mich, und gar nicht bedrohlich.

Und waren geschminkte Männer, wie du sie vorhin beschrieben hast, dort ein besonderer Blickfang?

Nein. Ich hatte eher das Gefühl, dass es selbstverständlich war. Ich hatte viele Freunde, die schwul, trans oder lesbisch waren. Und da hat sich jede*r so angezogen, wie er wollte. Das war eine viel größere Selbstverständlichkeit als heute. Wir waren auch alle exzentrisch angezogen. Ich hatte Freund*innen, die haben Rokoko-Perücken getragen, sich weiß geschminkt – und auch kitschig angezogen. Das war sowieso damals populär – zum Beispiel Ballröcke. Die ganze Schwulenszene war viel kitschiger angezogen als heutzutage. Die Lesben nicht unbedingt, die Schwulen schon eher, die Transen sowieso. Das war irgendwie normal.

Damals, so 87 bis 89, habe ich noch Mode gemacht, dabei aber auch Kunst und seit 88 Musik. Von Anfang an habe ich in unterschiedlichen Clubs gearbeitet. Dadurch, dass ich Mode gemacht habe, hatte ich gerade mit Leuten zu tun, die sich besonders opulent anziehen. Sie waren immer, egal wo wir waren, exzentrisch angezogen. Und ich glaube nicht, dass ich, allein mit jemandem oder in der Gruppe, irgendwann mal mitbekommen habe, dass jemand deswegen angemacht wurde.

Ich selber bin auch so exzentrisch gegangen. Ich war perückenabhängig. Ich habe immer Perücken getragen und ziemlich exzentrische Kleider ge-

macht. Damals kam ja die Umweltbewegung auf und hatten alle Angst vor dem sauren Regen. Und da hatte ich mir für meine Mode überlegt: Wenn man solche Auseinandersetzungen zu Fragen der Umwelt hat, dann muss man sich auch danach richten und andere Materialien benutzen. Ich habe viel aus Lack, Leder und Plastikstücken genäht und hatte oft solche Sachen an wie kurzgerüschte Röcke und Ledermieder, immer hohe Schuhe, wie Lackstiefel. Ich hatte immer einen Beehive, also hochgesteckte Haare, war extrem stark geschminkt, sehr weiß, hatte rote Lippen. So waren aber einige Leute, mit denen ich unterwegs war. Von den Frauen war ich wohl eine der exzentrischsten, glaube ich. So war ich immer angezogen, eine Jeans habe ich nicht besessen. Ich habe auch überhaupt nichts Gekauftes gehabt, ich habe alles selber genäht, was ich angezogen habe. Ich habe quasi meine eigenen Kreationen getragen.

Hast du auch für Freunde und Freundinnen Kreationen gemacht? Und wo hast du die Einfälle hergenommen?

Ich habe damit mein Geld verdient und habe mich darauf spezialisiert, Sachen für Leute zu machen, die auftretende Künstler*innen sind. Nicht unbedingt für die Bühne, sondern eher für den Alltag. Zum Beispiel habe ich für DJs applizierte Jacken gemacht, wo ich die Jacken selber genäht und mit aufwändigen Applikationen versehen habe. Und ich habe für Künstler*innen Sachen gemacht, die abends ausgehen und auffallen wollten. Ich war diejenige, die gefragt wurde, wenn man zu einer Eröffnung musste oder eine Gala hatte. Für ein paar Künstler habe ich auch die Bühnensachen gefertigt. Ich war zum Beispiel mit einer Schlangenfrau befreundet und für die habe ich Bühnenstücke genäht.



Abb. 1: Bei einer der Modenschauen Danielle de Picciottos.



Abb. 2: Nach einem Auftritt: Danielle de Picciotto sitzend, neben ihr steht Gudrun Gut.



Abb. 3: Danielle de Picciotto bei einem Auftritt der Space Cowboys.



Abb. 4: Street wear Danielle de Picciotto, gemodelt von einer ihrer Freundinnen und Motte.



Abb. 5: Plakat für die erste Love Parade.

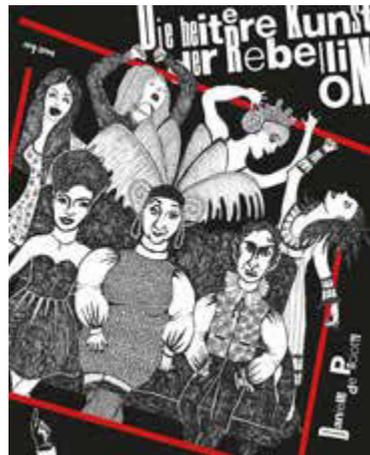


Abb. 6: *Die heitere Kunst der Rebellion*, Graphic Novel von Danielle de Picciotto (Berlin: Verlag Walde und Graf, 2020).

Wenn alle exzentrisch sind – wo nimmt man die Einfälle her?

Also meine Mode war schon sehr exzentrisch. Da ist man schon sehr hervorgestochen. Ich habe zum Beispiel Bauschaum-Hüte gemacht und Ballkleider, die mit Rosen besetzt waren. Die waren sehr exzentrisch.

Und haben sich auch die Heteros in deiner Umgebung so gegeben?

Es war total hip, bi zu sein. Geschminkt haben sich eigentlich die meisten – die Frauen sowieso. Es war angesagt, sich total weiß zu schminken, rote Lippen, schwarzer Kajal, düpierte Haare. Und die Männer auch – nicht unbedingt rote Lippen, aber weiß schminken, schwarzer Kajal und düpierte Haare. Manche trugen Röcke. Die haben einfach damit gespielt. Es wurde mit allen Sachen gespielt. Das war ja so das Berliner Ding, alles infrage zu stellen. Und deswegen wurde auch mit den ganzen Sachen experimentiert. Das fand ich super! Auch im allgemeinen Umgang. Es gab Affären – Frauen und Frauen, Männer und Männer. Es war alles in jeglicher Hinsicht offen. Macho zu sein war dagegen verpönt, ebenso die typischen Frauenstereotype. Es war total uncool, so zu sein.

Und was waren die angesagten Clubs, die dir wichtig waren?

Ich habe da eigentlich immer gearbeitet. Also ich habe in der *Turbine* (*Turbine Rosenheim*) gearbeitet. Das war ein Club, der vier Gesellschaftern gehörte und unter anderem auch meinem damaligen Freund, Motte¹. Da waren dann noch drei andere, zwei davon waren hetero und einer war schwul. Dadurch war es ein sehr gemischtes Publikum, was ich gut fand. Weil ich war zwar hetero, habe mich aber immer in schwulen Clubs und bei trans Veranstaltungen extrem wohlgefühlt. Die habe ich am ehesten aufgesucht. Das *Kumpelnest* zum Beispiel. Da habe ich nicht gearbeitet, bin ich aber sehr oft gewesen. Explizite Frauenorte gab es auch. Es gab zum Beispiel Lena Braun, die das *Boudoir* gemacht hat. Mit Freundinnen hat sie dort einen ziemlich tollen lesbischen Salon veranstaltet. Davon gab es mehrere. Und dann gab es solche Sachen, wie das *Angry Women Festival*, das war das erste, was ich mit Gudrun Gut zusammen gemacht habe. Es gab viele solcher Veranstaltungen – sowohl Ausstellungen als auch Festivals, wo ausschließlich Künstlerinnen aufgetreten sind. Gudrun Gut hat da extrem viel gemacht.

¹ Dr. Motte (Matthias Roeingh), Musiker und DJ. Informationen: <https://www.drmotte.de> (28.01.2021).

Selbst hast du in den Clubs an der Bar gearbeitet? Und ist die Arbeit dort ein Grund dafür, dass du dann von der Mode weg bist?

Ich habe in den Clubs an der Bar und an der Tür gearbeitet – meistens an der Kasse. Und Mode hat mich irgendwann gelangweilt. Endgültig aufgehört habe ich mit ihr ungefähr 1990. Meine Mode entwickelte sich immer mehr davon weg, dass eine Tasche so und so groß sein muss. Sowas hat mich gelangweilt. Daher wurden meine Kleider immer untragbarer. Am Ende habe ich nur noch Gipskostüme gemacht. Die konnte man nicht wirklich anziehen. Meine Mode entwickelte sich immer mehr in Richtung Skulptur. Und ich dachte, eigentlich interessiert mich das – also Kunst – viel mehr.

Mit Mode hatte ich begonnen, weil wir sehr arm waren. Meine Großmutter war Schneiderin und sie hatte mir ziemlich früh gezeigt, wie man näht. Wir waren sehr arm, und da habe ich mir einfach die Sachen genäht, die ich tragen wollte. So bin ich überhaupt zur Mode gekommen. Aber eigentlich habe ich von klein an immer Musik gemacht, geschrieben und gemalt. Und es entwickelte sich dahin, dass ich festgestellt habe: Das ist Quatsch, ich bin keine Designerin, ich bin Künstlerin. Und ich habe dann zufälligerweise die Einladung bekommen, in einer Band zu singen – bei den Space Cowboys. Das war 89/90 – und da habe ich sofort gemerkt, das ist das, was viel besser passt. Da war ich dann bis 95 aktiv.

Du hast dich ja eingangs als interdisziplinäre Künstlerin eingeordnet. Hast du die anderen Genres weiterverfolgt oder hast du dich dann auf Musik verlegt?

Anfangs habe ich noch die Sachen für die Band genäht – Jacken mit dem Bandnamen. Und ich habe vor den Konzerten Modenschauen mit meinen Sachen gemacht. 89/90 habe ich angefangen, Streetwear zu fertigen – gerade weil ich im Hiphop-Bereich war. Da hatte ich eher Lust, Sachen zu machen, die praktisch sind. Sweatshirts, aber immer noch bunt, mit goldenen Applikationen und Blumen. Dadurch habe ich auch bei der Love Parade, als ich die gemacht habe, mit dieser Techno-Mode, mit diesen ganzen Blumen und so, angefangen. Das waren Klamotten, die praktisch waren, aber immer noch total exzentrisch. 92 habe ich komplett damit aufgehört, also mit Mode. Und habe nur noch Musik gemacht. Auch Literatur war mir wichtig – gerade die Sprache. Ich habe schon als Kind Texte geschrieben, mein Traumberuf war Schriftstellerin. Und auch für die Musik habe ich dann die Texte gemacht. Musik und Sprache waren mir wichtig, und auch Malen und Zeichnen.

Du hast schon kurz die Love Parade angesprochen. Was war der Hintergrund, dass du bzw. ihr sie gegründet habt – was hat dir und euch gefehlt?

Es gibt mehrere Gründe. Erstens, weil Motte und ich damals Paraden sehr mochten. Einerseits, weil wir sehr gern getanzt haben und andererseits wegen der ganzen Kostüme. Die Paraden in Rio de Janeiro und die in Nordamerika, wo ich ja aufgewachsen bin, fanden wir gut. Da gibt es ja diese ganzen Paraden-traditionen wie zum Saint Patrick's Day. Und das hat mir immer Spaß gemacht. Diese Kostümierung, zusammen mit Musik und Bewegung. Und Motte auch. Und es gab in Berlin ja den Christopher Street Day – der war aber nicht großartig mit Musik verbunden, so wie ich mich erinnere. Dazu kam, dass diese neue Musik aufkam und dass wir in der *Turbine* angefangen hatten, Partys zu machen für Acid Jazz und Techno. Das hatten wir aus England mitbekommen und haben dann damit angefangen. Und die ersten Technoclubs waren eben alle dreckig und im Keller. Und Motte kam dann irgendwann nach Hause und meinte: »Anstatt nach Rio de Janeiro zu fahren, lass uns doch einfach selber eine Parade mit unserer neuen Musik organisieren?« Ich war sofort begeistert. Wir haben überlegt, wie wir sie umsetzen könnten und kamen dann auf den Gedanken, dass es eine Demonstration sein sollte. Wir wollten in die Kalte-Kriegs-Atmosphäre hinein deutlich machen: Es hat eine neue Ära angefangen und wir plädieren dafür, dass wir Freude am Leben haben wollen. Und weil Musik nicht von Mauern aufgehalten werden kann, war es für uns ein politischer Akt. Dann haben wir die Love Parade als Demonstration angemeldet. Wir haben praktisch für etwas plädiert: Für die Freude, für die Musik, für Freiheit.

Damit eher als politische Demonstration – oder als Feier?

Wir dachten ursprünglich nicht daran, es mehrmals zu machen. Wir sagten uns einfach, wir machen das jetzt. In Berlin war alles zwangsweise ein politischer Akt – in einer Stadt, die die Kalte-Kriegs-Atmosphäre geatmet hat. Motte und ich waren beide sehr positiv und sehr idealistisch und haben das schon politisch gemeint. Dass das später eher eine Feier wurde und der hedonistische Gedanke so zentral wurde, dass war für die erste Love Parade nicht der Gedanke. Sie war freudig – wir haben für etwas demonstriert. Das ist nochmal etwas anderes, als wenn man gegen etwas demonstriert.

1989 waren es anfangs, als wir losgelaufen sind, so 50 Leute, am Ende dann 150. Es kamen immer mehr dazu. Am Olivaer Platz haben wir eine Pause gemacht, und es haben alle getanzt. Und da ist der Funke übersprungen und ist die Magie passiert. Ab dem Moment wollten alle, die da

waren, mitmachen. Weil alle sagten, wir wollen dabei sein, gab es dann auch die zweite.

1990 war es dann sehr politisch. Da ist die Mauer gefallen und es konnten zum ersten Mal West und Ost zusammen tanzen. Das war sehr bewegend. Die Wiedervereinigung passierte ohnehin am schnellsten in den Clubs. Im *Tresor* und anderswo haben schon Ostberliner*innen gearbeitet. Gerade Techno war verbindend, weil keine Hierarchie darin ist und alle gleich sind. Damit konnten sich auch Ostdeutsche gut damit identifizieren. Diese hierarchielose Musik war die Musik des Ostens und der Wiedervereinigung. Damit war die Parade in diesem Jahr auch das Zeichen davon. Das hat man gemerkt.

Das Jahr darauf fing es dann an, dass die Parade kommerzieller betrachtet wurde: Clubs haben gemerkt, sie nehmen so viel ein, dass sie ein Jahr davon leben können. Berlin hat gemerkt, dass dann die Hotels ausgebucht werden, unter anderem weil die ganzen DJs nach Berlin kommen. Es wurde immer kommerzieller – insbesondere ab 94. Ich habe dann auch aufgehört, weil mir das zu groß, zu kommerziell und zu mainstreamig wurde.

Hat sich die exzentrische Kleidung, die du für die unterschiedlichen Berliner Szenen skizziert hast, auch auf die Parade ausgewirkt?

Zuerst komischerweise gar nicht. Bei der ersten Love Parade war ich enttäuscht. Ich hatte allen gesagt, sie sollen sich bunt anziehen. Aber es haben bei der ersten Parade nur die mitgemacht, die von dieser Musik begeistert waren und sich getraut haben, mitzulaufen. Man hat bei Techno auch von Anfang an gemerkt, dass man sich gemütliche Sachen anziehen muss, wenn man bis früh tanzen will. Und darum ging es ja. Also T-Shirts, Hosen und Turnschuhe. Und da ist dieses ganze Exzentrische weggefallen. Das heißt, die meisten hatten dann lockere Sachen an. Auch die Frauen haben sich nicht mehr geschminkt. »Natürlicher Look« wurde populär. Auch in den schwulen Clubs änderte sich die Mode – die wurde irgendwie militärischer, weniger kitschig.

Auf der ersten Parade hatte ich einigen meiner Freundinnen Bescheid gegeben, dass sie ihre Mode und ein paar Models mitbringen sollen, um sicher zu sein, dass auch ein paar Leute »kostümiert« sind. Ich hatte viele Plastikblumen mitgebracht und hatte einigen von meinen Models Bescheid gesagt. Aber wir waren tatsächlich die einzigen, die exzentrischer angezogen waren. Die anderen waren wirklich extremst langweilig gekleidet – mit alten T-Shirts, Hosen und so.

Und ich habe in den Folgejahren dann so viel getan, wie ich konnte – also zum Beispiel für die unterschiedlichen Clubs Sachen genäht, die die getragen haben – und dann entstand halt dieser typische Techno-Look. Womit ich nicht sagen will, dass der auf meiner Mode aufgebaut hat. Aber ich war zumindest eine der ersten, in Berlin zumindest, die versucht hat, unseren ursprünglichen Rio-de-Janeiro-Parade-Gedanken in Bezug auf Farbe und Opulence in der Kleidung auf die Straßen zu bringen.

War der neue Techno-Look eher geschlechtlich binär – oder egalitär, wie zuvor der exzentrische?

Es war ein total geschlechtsloser Look. Er war androgyn. Alle haben im Prinzip das Gleiche getragen. Die Schwulenszene war schon eine sehr große Szene innerhalb der Technoszene, gerade weil es ja so sehr um Tanzen ging. Vor 89 sind Motte und ich sehr gern ins *SchwuZ* gegangen, weil es da die besten Partys und die beste Musik zum Tanzen gab. Und das waren dann meistens so 70er-Jahre-Partys, wo sich dann alle so »kostümiert« haben. Die Freude an exzentrischer Kleidung war in Berlin schon sehr stark. Und mit den ersten Technoclubs – der *Turbine Rosenheim* und dem *Ufo* – ist das komplett weggefallen. Alle haben das Gleiche getragen, alle haben die Haare runterhängen gelassen, alle haben geschwitzt, alle haben Ecstasy genommen. Ich kann nicht genau sagen, wie es heute ist. Aber damals war es schon sehr offen und auch gender-gemischt.

Wie hat sich das auf deine Musik ausgewirkt? Und welche Veränderungen nimmst du heute wahr?

Seit etwa 1995 hat mich Techno nicht mehr interessiert. Es hat mir das Instrument gefehlt, die Melodie gefehlt und es war mir zu hart und repetitiv. Heute mache ich, mit Alexander Hacke zusammen – hacke-depicciotto –, im Prinzip eine Mischung aus Sprache, Geige und ungewöhnlichen Instrumenten. Alexander ist ja Bassist der Einstürzenden Neubauten und da kommt dann dieses ganze Perkussive rein. Wir nennen das immer *Cinematic Drone* – Musik, die man im Prinzip auch als Filmmusik benutzen kann. Eine Mischung aus meinem klassischen Hintergrund und dem anarchistischen Hintergrund von Alexander. Mit Techno hat es nichts mehr zu tun, auch wenn ich auch elektronische Elemente mit aufnehme.

Das Exzentrische, das ich – aber auch Motte – so mochten, ist insgesamt verschwunden. Nicht nur im Techno. Mit den Renovierungen und der

Gentrifizierung ist das alles glatt und gerade und, meiner Meinung nach, leer geworden.

Ich hatte zeitweise in Berlin nichts mehr, was mich emotional glücklich gemacht hat. Und daher dachten Alexander und ich, wir gucken mal, ob es das irgendwo anders auf der Welt gibt. Und das haben wir zehn Jahre lange gemacht. Und der Ort, der mich tatsächlich am meisten an Berlin erinnert hat, war in Neuseeland. Da gibt es im Süden eine Stadt, die genauso ist, wie Berlin in den 80ern – genauso arm, genauso riesige Fabriketagen und genauso mit trans Leuten in Ballkleidern auf der Straße. Da gibt es gar nicht mal eine Schwulen- und Lesbenszene, weil das so integriert in dem Ganzen ist.

Das war uns aber zu weit weg. Aber so ab 2017 merke ich, dass sich Berlin verändert, dass Leute gegen die Gentrifizierung ankämpfen. Und gleichzeitig wurde die trans Szene wieder stärker. International sowieso, aber auch in Berlin. Die neue Generation hat diese genderübergreifende Haltung, die ich super finde. Da fühl ich mich wohl. Ich mache ja viele Veranstaltungen, auch Ausstellungen, und merke dabei, dass die neue Generation tatsächlich wieder anders ist, der in den 80ern ähnlich. Damit gefällt mir Berlin wieder besser. Es wird wieder politischer, es gibt wieder dieses trotzig-aufmüpfige und diese, in jeder Hinsicht, Grenzen aufhebende Haltung. Heute ist es zudem viel internationaler – das hatte mir zuvor in Berlin gefehlt, bis auf ein paar Expats (Amerikaner*innen). Das erinnert mich heute an New York, das schon damals viel internationaler war als Berlin in den 80ern.

Feministisch finde ich aber, ist heute einiges rückläufiger: Dieses Stolze und Selbstbewusste gibt es weniger. Jüngere sind dermaßen von der Industrie manipuliert, im Hinblick auf Schönheitsideale, die Figur, Liftings. Das hat uns in dem Selbstbewusstsein, uns selber als Frau zu akzeptieren, zurückgeworfen. Da waren wir in den 80er Jahren weiter.



Psychosozial-Verlag

Salih Alexander Wolter

Das Sternbild des Matrosen lesen Schwules Leben – schwule Literatur



2020 · 122 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3012-2

»Warum sollte man schwule Literatur (wieder) lesen? Die im Band versammelten Aufsätze von Salih Alexander Wolter machen das klar – und laden zur Beschäftigung mit Literatur ein.«

Prof. Dr. Heinz-Jürgen Voß

Salih Alexander Wolter stellt schwule Literatur vor: von changierenden Identitäten bei »Klassikern« von Jean Genet, Juan Goytisolo und Hubert Fichte bis hin zu zeitgenössischen Perspektiven von Perihan Mağden und küçük isken-der. Er geht auf die realen Umstände ein, die das Schreiben der Autor*innen prägten und inspirierten, und zeigt, dass sich in ihren Arbeiten und Biografien gleichzeitig auch immer die gerade aktuellen gesellschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen spiegeln. Schwule Literatur beeinflusst schwulen Aktivismus, schwuler Aktivismus beeinflusst schwule Literatur – die Beschäftigung mit ihr ist eine leidenschaftliche Angelegenheit und unterstützt zugleich eine reflektierte politische Haltung.

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de



Heinz-Jürgen Voß, Michaela Katzer (Hg.)

**Geschlechtliche und sexuelle
Selbstbestimmung durch Kunst und Medien**
Neue Zugänge zur Sexuellen Bildung



2019 · 382 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-2858-7

Kunst und Medien haben einen Anteil an gesellschaftlichen Veränderungen und an Konzeptionen einer gerechten Gesellschaft, gerade im Kontext von Aktivismus. Mit dem Aufkommen des Internets und der sozialen Medien scheinen sich die (Inter-)Aktionsräume zu weiten: prozesshaft und dynamisch, demokratisch und weltweit zugänglich, international und Grenzen überwindend. Doch wie sehen die Möglichkeiten der Kunst genau aus?

Die Autor*innen widmen sich Fragen gesellschaftlicher Repräsentation und der Auseinandersetzung mit Macht und Herrschaft in künstlerischen Prozessen. Den Fokus legen sie dabei auf gesellschaftliche Aushandlungen um Geschlecht und Sexualität, wie sie aktuell insbesondere in der Bundesrepublik Deutschland stattfinden – auch in Überschneidung mit weiteren Herrschaftskategorien. Sie untersuchen, wie Fragen um Selbstbestimmung und Gewalt in künstlerischen Projekten aufgenommen werden und wie Kultur und Medien Bestandteile von Bildungsprozessen sein können. Ihren theoretischen Zugang veranschaulichen sie bildlich anhand zahlreicher künstlerischer Arbeiten in Farbe.

Zülfukar Çetin, Peter-Paul Bänziger (Hg.)

Aids und HIV in der Türkei
Geschichten und Perspektiven
einer emanzipatorischen Gesundheitspolitik



2019 · 305 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-2826-6

HIV-Infektionen haben in der Türkei erst in jüngster Zeit in besorgniserregendem Ausmaß zugenommen. Dennoch formierte sich schon früh eine heterogene Bewegung aus kritischen Ärzt*innen, Vertreter*innen marginalisierter Gruppen und Menschen mit HIV, die sich für die Sensibilisierung der Bevölkerung und von staatlichen Institutionen einsetzten oder als direkt Betroffene die Stimme erhoben. Zülfukar Çetin und Peter-Paul Bänziger dokumentieren anhand von Interviews die Geschichte dieser Menschen – ihre Trauer und Wut, ihre Kämpfe, ihre Erfolge und Misserfolge.

Die Interviewten geben einen fundierten und vielseitigen Einblick in die Geschichte von Sexualität und Gesundheit in der Türkei von den 1980er Jahren bis zur Gegenwart. Sie zeigen auf, wie der Einfluss sozialer Bewegungen zu einem Wandel in der Gesundheitspolitik beitrug. Es entsteht ein komplexes Bild eines Landes, in dessen Wahrnehmung heute Polarisierungen dominieren.

In Westberlin war immer mehr möglich – gerade in Sachen Geschlecht und Sexualität. Auch Sperrstunden und Sperrbezirke, wie in der BRD üblich, gab es hier nicht. Die interkulturell offene Stadt hatte nicht nur für Dienstreisende einen besonderen Reiz, sie war auch geprägt von alliierten Soldat*innen und von Gastarbeiter*innen. Junge Männer, die vor der Bundeswehr flohen, suchten hier Zuflucht – genau wie Menschen, die eine ausgemergelte Großstadt mit einer alternativen Kultur wollten.

Die Autor*innen eröffnen Einblicke in den Charakter dieser besonderen Stadt, wobei sie auf das Geschlechtliche und Sexuelle fokussieren. Texte und künstlerische Arbeiten fügen sich zu einem Gesamtbild, in dem individuelle Lebensentscheidungen ebenso Raum finden wie trans*, lesbischer und schwuler Aktivismus.

Mit Beiträgen von Gülşen Aktaş, Bilbo Calvez, Gérôme Castell, Jayne County, Danielle de Picciotto, Nora Eckert, Egmont Fassbinder, Carolyn Gammon, Cihangir Gümüştürkmen, Peter Hedenström, Manfred Herzer-Wigglesworth, İpek İpekçioğlu, Susann Kaiser, Manuela Kay, Wilfried Laule, Katharina Oguntoye, Jayrôme C. Robinet, Dieter Telge und Koray Yılmaz-Günay



Heinz-Jürgen Voß, Dr. phil., Dipl.-Biol., ist Professor für Sexualwissenschaft und sexuelle Bildung an der Hochschule Merseburg. Er forscht und arbeitet praxisorientiert zur Förderung geschlechtlicher und sexueller Selbstbestimmung und zur Prävention sexualisierter Gewalt. In die durch Gentrifizierung geprägte Entwicklung des Berliner »Regenbogenkiezes« sowie in »Szene-Debatten« bringt er sich regelmäßig kritisch ein.

